

Digitales Brandenburg

hosted by **Universitätsbibliothek Potsdam**

Die Dichter der Befreiungskriege

Arnold, Friedrich

Prenzlau, 1908

B. Die Freiheitsdichtung.

urn:nbn:de:kobv:517-vlib-7221

B. Die Freiheitsdichtung.

I. Allgemeine Charakteristik der patriotischen Lyrik und Prosa der Befreiungskriege.

Als das deutsche Volk nach den furchtbaren Schicksalsschlägen der Jahre 1806/07 wieder zur Besinnung kam und die Tragweite jener Ereignisse erst überschaute, da wurden sehr viele mutlos und gaben alles verloren. Sie nahmen die Knechtschaft als etwas Unabwendbares hin; „sie verstummten in ihrer Qual.“ Andere sammelten nach, wie sie dem bedrängten Vaterlande helfen könnten. Ihr Herz war übervoll von Scham über die Erniedrigung und von Haß gegen den harten Zwingherrn. Sie gaben jedoch die Hoffnung auf eine bessere Zeit nicht auf. Sie wollten den Kampf von neuem wagen und lieber untergehen als ewig in der Knechtschaft leben. Was ihr Herz gewaltig bewegte, drängte zum Ausdruck, und „ihnen gab ein Gott zu sagen, was sie litten.“ Darin liegt der Ursprung der patriotischen Lyrik der Befreiungskriege. Sie begann bald nach dem Jahre 1806 und erreichte ihren Höhepunkt im Jahre 1813. „Was politisch gereifte Völker in der Presse, in Reden und publizistischen Abhandlungen aussprechen, gewann in diesem Geschlechte, dem die Dichtung noch immer die Krone des Lebens war, sofort poetische Gestalt, und so entstand die schönste politische Poesie, deren irgend ein Volk sich rühmen kann — eine Reihe von Gedichten, an denen wir Nachkommen uns verfühndigen würden, wenn wir dies Vermächtnis einer Heldenzeit jemals bloß mit ästhetischen Blicken betrachteten.“ (Treitschke).

Die ersten Lieder atmen einen tiefen Haß gegen den Bedrücker. Das gilt besonders von den Dichtungen Kleists. Als aber das Morgenrot des Freiheitstages am Himmel schimmerte, brach sich auch in den Liedern eine frische, fröhliche Kampfesstimmung Bahn. Sie suchten auch die Gleichgültigen wach zu rütteln und zu gemeinsamem Handeln zu treiben. Ein religiöser Grundzug ist ihnen allen eigen. Der Kampf wird als ein Kreuzzug, als ein heiliger Krieg betrachtet, dem niemand sich entziehen darf. Gott hat das deutsche Volk für seine Sünden gezüchtigt; nun wird er ihm wieder seine Gnade zuwenden und ihm helfen in der Not. Eine große Anzahl der Lieder preist das Vaterland mit seinen Naturschönheiten, seinen Sitten und seiner Sittlichkeit, die deutsche Sprache in ihrer Kraft und ihrem Reichtum, die Schätze der Dichtung und der Kunst. Alle diese Lieder wollten Heimatsfreudigkeit erwecken und neue Hoffnung in das Herz senken. Auch der Einheitsgedanke klingt uns aus ihnen entgegen. Die deutschen Stämme werden ermahnt, endlich den alten Hader zu lassen und sich unter einem mächtigen Kaiser zu vereinigen.

Alle Lieder der Freiheitskriege sind durchweht von frischer Jugendlichkeit. Sie weckten heilige Begeisterung und riefen stürmisch zum Kampfe. Und nicht vergebens haben sie gerufen.

„Denn was berauscht die Leier vorgesungen,
Das hat des Schwertes freie Tat errungen.“

II. Die historischen Volkslieder der Befreiungskriege.

Es ist bezeichnend für die tiefe Erregung, die das ganze deutsche Volk in der Zeit der Befreiungskriege ergriff, daß damals das Volkslied wieder erwachte. Hunderte jener frischen Lieder entstanden, die nach Gustav Freytags bezeichnendem Ausdruck als „die Vorläufer der schönen Jünglingspoesie“ anzusehen sind, die bald darauf alle Herzen bewegte. Einige der besten Volkslieder der Befreiungskriege sind von dem Freiherrn von Dittfurth und von Hildebrand veröffentlicht worden.

Ehe das furchtbare Gewitter deutschen Jornes sich 1813 entlud, wetterleuchtete es vorher schon. Die Erfolge der Spanier im Jahre 1808 ließen in Oesterreich sowohl, als in Norddeutschland eine allgemeine Volkserhebung aussichtsvoll erscheinen. Schill und Dörnberg hofften diese durch ihr Beispiel herbeiführen zu können. Beider Unternehmen scheiterte. Schill fiel in Stralsund, und elf seiner Offiziere wurden in Wesel als Hochverräter erschossen. Von seinem tragischen Geschick und dem seiner Offiziere singen mehrere Lieder. Eins der schönsten lautet:

1. Schills Freischar.*

1. Ich habe den Schill mit Augen gesehn, juchhe!
Das ist ein Husar mir, so stattlich und schön, juchhe! *Matthias in Hofen
Schill*
Er ritt einen Schimmel voll Feuer und Mut,
Und Dollmann und Pelz die standen ihm gut,
Juchhe, juchhe, juchhe!

2. Husaren und Jäger die hat er in Meng, juchhe!
Sie brachten die Feinde schon oft ins Gedräng, juchhe! *Seine Husaren mit
Jäger haben ihn
Sind mit Gedräng
überwältigt*
Es rasselt und prasselt, es blänkert und blitzt,
Nahn sie in Galopp sich mit Säbel und Büchse,
Juchhe, juchhe, juchhe!

3. Und weil ich wohl kannte des Preußenlands Not, o weh!
All überall herrscht ja französisch Gebot, o weh! *Wißt nicht die Not,
die Krieg die Preußen
Sinnigke überall herrscht,
Nahn sie Preußen*
So ging ich nach Dömitz** ins Schillsche Quartier,
Und wurde da stracks ein junger Lanzier.***
Juchhe, juchhe, juchhe!

* Fr. L. von Soltans deutsche historische Volkslieder, zweites Hundert. Herausgegeben von H. H. Hildebrand. Nr. 70.

** Dömitz, mecklenburgische Festung an der Elbe, die Schill am 15. Mai 1809 einnahm.

*** Lanzier, franz. lancier = Lanzenreiter.

4. Jetzt führ eine Lanze ich stark und groß, juchhe!
Mit Eisen gespißt den Franzosen zum Stoß, juchhe!
D ging es doch bald in die heißblut'ge Schlacht,
Schill gibt den Franzosen eine derbe Tracht,
Juchhe, juchhe, juchhe!
- Jetzt kann ich schon die
Lanze führen, auf gegen
die Franzosen*
5. O hört ich der Säbel Gekirre doch schon! Juchhe!
Und hieß es dann vorwärts! bei meiner Schwadron, juchhe!
Jetzt, Kinder, jetzt gilt's, die Lanze gefällt!
Schill führt in die Schlacht euch, der tapfere Held,
Juchhe, juchhe, juchhe!
- O kühnlich in der
Schlacht soll man
sein und leben.*
6. Und sinke auch fechtend ich in den Tod, o weh!
Ward mir doch die Lanze von Feindesblut rot, juchhe!
Mein Vater schon focht unter Zieten mit,
Drum wag ich mit Schill jetzt den mutigen Ritt,
Juchhe, juchhe, juchhe!
- Wenn ich auch sterbe,
so ist der Feind für mich
Opfer, ich folge ihm
am besten. Ich will
Nicht, er würde mich
opfern sein.*

Jeder Versuch, die Freiheit zu erringen, schien vergeblich und machte die französische Zwingherrschaft nur drückender. Es war eine harte Prüfungszeit, aus der zwar unserm Volke reicher Segen erblühte, in der aber auch viel Edles zu grunde ging. Zu den Opfern der Knechtschaft gehört auch die Königin Luise. Ihr Tod wurde von allen Deutschen tief betrauert. Das Volkslied: „Abschied der Königin Luise“ ist der naive Ausdruck der Trauer des Volkes. Die Liebe des Königs zur seiner Gattin hat darin einen gemütvoll-bürgerlichen Zug bekommen; denn das Volk paßt alles seinem Empfinden an. Das vielgesungene Lied lautet:

2. Abschied der Königin Luise.

(Deutscher Liederhort von Erk und Böhme, Nr. 347.)

1. Wilhelm, komm an meine Seite,
Nimm den letzten Abschiedsfuß!
Tönen hör' ich das Geläute*,
Welches mich zum Grabe ruft.
2. Wilhelm, drücke, ach! so drücke
Dich an meine bange Brust,
Nimm von meiner kalten Lippe
Nun den letzten Abschiedsfuß!
3. Treu und fromm war mein Bestreben,
Liebevoll dein Weib zu sein;
Beste König, dir zu leben
Und der Tugend treu zu sein.

* Hildebrand hat folgende Lesart: Schlummernd hört' ich ein Geläute.

4. Aber ach! ganz ohn' Erbarmen
Droht das Schicksal mir den Tod,
Reißet mich aus deinen Armen,
Drückt mein Herz mit Gram und Not.
5. Frankreich hat uns überwunden,
Dies, mein König, kränket mich,
Dies verkürzet meine Stunden,
Reißet mich jetzt schnell von dir.
6. Ach! wie leiden unsre Staaten,
Unsre brave Garnison,
Offizier und auch Soldaten,
Ach! wie sinkt jetzt unser Thron!
7. Dies war lange schon mein Grämen,
Magdeburg und Halberstadt,
Auch Westfalen hinzugeben,
Da man nicht gesündigt hat.
8. Das ist's, warum ich mich kränke,
Alles steht in Gottes Hand:
Ist's sein Wille, o! so schenke
Er dir das verlor'ne Land.
9. Sorge nur für meine Kinder,
Nimm sie an dein Vaterherz!
Sie sind Kinder, jung und minder,
Wende von ihn'n Leid und Schmerz!
10. Laß sie christlich fromm erziehen,
Armen immer Gutes tun,
O! so wird dein Staat einst blühen,
Und auf dir wird Segen ruhn.
11. Nimm den Vorrat, den ich lasse,
Gold und alles Silbergeld,
Gib ihn in die Armenkasse,
Dafür ist er nur bestellt.
12. Meinen Tod, den sie beklagen,
Ist für sie gerechter Schmerz,
Weinend werden sie dir sagen:
Luise hatt' ein gutes Herz! —

13. Nun, mein Wilhelm, ich muß scheiden,
Meine letzte Stunde schlägt,
Nun entgeh' ich allen Leiden,
Die man hier als Mensch nur trägt.
14. Denn mein Geist eilt jetzt den Höhen
Himmlicher Bestimmung zu,
Wo wir einst uns wiedersehen,
Ungetrennt in sel'ger Ruh.
15. Nein, ach nein! es ist nicht möglich,
Ich soll nun getrennet sein?*
16. Bis dich einst an meine Seite,
So wie mich, Bestimmung ruft,
Und ein tönendes Geläute
Zu mir bringt in meine Gruft.
17. Mache nur, wenn ich erbleiche,
Keinen Aufwand, keine Pracht,
Setze stille meine Leiche
In die finstre Gruft bei Nacht.
18. Arme, die ich hier im Leben
Unterstützt mit meiner Hand,
Diesen, Wilhelm, wirst du geben,
Was ich hab' an sie gewandt.
19. In Charlottenburg bereite,
Bester Wilhelm, mir mein Grab,
An des stillen Schlosses Seite,
Wo ich dir mich oft ergab.
20. Auf der schönen grünen Wiese
Stelle mir ein Denkmal hin,
Setze drauf: Hier ruht Luise,
Preußens sel'ge Königin.

Immer ungeduldiger harrte das deutsche Volk auf den Freiheitstag; doch die Not des Vaterlandes schien kein Ende nehmen zu wollen. Endlich brach hell aus dem Norden der Freiheit Licht. Die große Armee lag tot auf den Schneefeldern Rußlands, und nun begann es,

* Hildebrand: Ich soll nur dein Opfer sein?

in Deutschland sich zu regen. Der lang zurückgehaltene Ingrim
brach wie eine Naturgewalt hervor. In Napoleons Untergange sah
man Gottes gerechtes Walten. Wie einst in Israel, so hatte er auch
jetzt seine Macht gezeigt. Diese Überzeugung spricht das folgende
Lied aus dem Jahre 1812 aus:

Land Anstalt

3. Fluchtlieb.

(Deutscher Liederhort von Erk und Böhme. Nr. 348.)

*Wolpe Lobgesang bei der Murr
1. August in R. Murr i. frucht. Land
Jernat.
2. Nov 15.1.
3. Ich will den fern singen: denn er ist
ein frucht. hat geben, Kopf i. Murr
hat in der Murr geist.
4. die Murr Knecht i. sein
Murr in der Murr*

1. Mit Mann und Roß und Wagen
So hat sie Gott geschlagen.
Es irrt durch Schnee und Wald umher
Das große, mächt'ge Kaiserheer.*
Der Kaiser auf der Flucht,
Soldaten ohne Zucht.
Mit Mann und Roß und Wagen
So hat sie Gott geschlagen.
2. Jäger ohne Gewehr,
Kaiser ohne Heer,
Heer ohne Kaiser,
Wildnis ohne Weiser.
Mit Mann und Roß und Wagen
So hat sie Gott geschlagen.
3. Trommler ohne Trommelstock,
Kurassier' im Weiberrock,
Ritter ohne Schwert,
Reiter ohne Pferd.
Mit Mann und Roß und Wagen
So hat sie Gott geschlagen.
4. Fähnrich ohne Fahn',
Flinten ohne Hahn,
Büchsen ohne Schuß,
Fußvolk ohne Fuß.
Mit Mann und Roß und Wagen
So hat sie Gott geschlagen.
5. Feldherren ohne Wit,
Stückleut ohne Geschütz,
Flüchter ohne Schuh,
Nirgends Rast und Ruh.
Mit Mann und Roß und Wagen
So hat sie Gott geschlagen.

*Das große, mächt'ge
Kaiserheer ist jetzt aufgeföhrt
dieß ist das Murrheer
i. dem Murr*

Meiner Antikunstung.

*Es ist ein nicht
galtlich*

Meiner Antikunstung.

*f.o!
die Murrheer ein
Murrheer*

f.o! Fährlich von Murr

*f.o!
Flüchter ohne Murr
Nirgends Rast i. Murr*

* Sildebrand: Franschenheer.
Ditfurth: Franzensheer.

6. Speicher ohne Brot,
Aller Orten Not,
Wagen ohne Rad,
Alles müd und matt,
Kranke ohne Wagen,
So hat sie Gott geschlagen.

*Gruselhaft, man findet kein
Kia hat Gott so geschlagen*

Vernichtender Spott und Hohn mischten sich anfangs in die
Freiheitsklänge. Der fliehende Napoleon wird gefragt, wohin er so
schnell eile. Er antwortet:

„Ich will nun fahren nach Paris,
Kurieren lassen meine Füß.“

Mit Hohn begrüßt ihn in Paris der Senat:

„I, Napi-pa-poleon, wie siehst du denn aus,
Wie bist du denn gekommen aus Rußland heraus?“

In einem andern Liede heißt es:

„Napoleon, du Schustersohn,
Wirst abgesetzt von deinem Thron,
Du Lumpenkaiser!“

Ein Heftchen mit dem Titel: „Fluchtlieder“ (Riga 1813) enthält
6 Spottlieder, von denen eins mitgeteilt werden soll.

21. Fr.: Roman.

4. Der Rückzug aus Rußland. (gefürzt.)*

*enthält
13 1/2 1000000, 1000000, 1000000, 1000000
500 000 2x 1000000, 1000000
100 000 abgezogen um 1000000
15. Lhd. - 1812
1. Dec. 1812*

1. Kaiser Näppel zog gen Moskau aus, juchhe!
Mit großem Kriegesaus und Braus, juchhe!
Mit Fußvolk, Reiter und Geschütz,
Mit Lug und Trug und Aberwitz,
O weh, o weh, o weh!

2. Von Blut versengt, von Frost erstarrt, o weh!
Durch Sturm und Eis und Schnee verscharrt, o weh!
Zerspießt, zersprengt in kreuz und quer
Sieht Näppel sein großmächtig Heer,
O weh, o weh, o weh!

3. Da wandelt feige Furcht ihn an, o weh!
Er wädet, was er waten kann, juchhe!
Durch Schnee und Eis, durch Nacht und Graus.
Mit Näppels Kniffen ist's nun aus,
Suchhe, juchhe, juchhe!

4. Der kleine Mann find't nirgends Rast, o weh!
Ihn jagt die Kmut' in wilder Hast, juchhe!
Und stolpernd über Leichen fällt
Der dicke, kleine, große Held
Und schreit: Mon Dieu! mon Dieu!

*der kleine Mann find't nirgends
Rast o weh!
Ihn jagt die Kmut' in wilder Hast, juchhe!*

In der Folgezeit verschwand der Spott mehr und mehr, und immer reiner erglühete das Volksempfinden. Kampfesfreude, Vaterlands-
liebe und heilige Begeisterung bilden den Grundzug der späteren Lieder.
Durch besondere Frische und sprachlichen Schwung zeichnet sich das
folgende Lied aus:

5. Die Schlacht an der Katzbach.*

1. Und die Katzbach, das ist euch ein grausamer Fluß,
Der machte dem Napoleon gar bitterm Verdruß.
Es zählte jedes Heer an achtzigtausend Mann,
Und da zogen auch die Blücher'schen Husaren heran,
An der Katzbach, an der Katzbach!
2. Das Wort war gegeben, das hieß: Sieg oder Tod!
Und ein Regen goß vom Himmel, wie die Schockschwerenot.
Da schrie der Vater Blücher: „Der Tag ist erwacht,
Frisch auf, mein Trompeter, und blase zur Schlacht!“
An der Katzbach, an der Katzbach!
3. Der Trompeter der blies, und der Teufel ging los,
Und bis Nachmittag wehrte sich tapfer der Franzos;
Da rief der Vater Blücher: „Kinder, seid ihr alle da?
Zeigt euch wie tapfere Preußen, der König — hurra!“
An der Katzbach, an der Katzbach!
4. Marsch, vorwärts die Kolonnen, und Donner links und rechts,
Und Guß auf Guß, und die Hitze des Gefechts!
Hei, das war eine Lust, hei, das war eine Haß,
Wie wir packten die wilde französische Katz,
An der Katzbach, an der Katzbach!
5. Ein Karree stand wie Mauern, und da schrien wir: drauf!
Da ward aus dem Karree bald von Leichen ein Hauf.
Und die Reiter und die Kofse und Kanonen hinterdrein,
Die jagten in die Reiß und in die Katzbach hinein!
An der Katzbach, an der Katzbach!
6. Und als der Sieg errungen, da beteten wir:
Gott, gib den toten Brüdern im Himmel Quartier! —
Ach, schon lange ist es her, und schon lange bin ich müd!
D schließ doch bei den Brüdern der alte Invalid
An der Katzbach, an der Katzbach! —

Die Schlacht bei Leipzig ist in mehreren Liedern besungen worden
was bei ihrer Bedeutung auch als ganz natürlich erscheint. Besonders

* Ditsfurth, die historischen Volkslieder der Freiheitskriege. Nr. 19.

weit verbreitet war das Lied: „Einstmals saß ich vor meiner Hütte.“
Es ist das Klagelied eines Unglücklichen, dem in der Schlacht bei Leipzig seine Hütte mit aller Habe verbrannt ist.

Blücher, der nationale Held aus Mecklenburg, wird mit großem Humor in einem niederdeutschen Liede gefeiert, das nach der Melodie: „En Groffmed sat in goder Ro“ gesungen wurde.

6. Der letzte Gang.

(Hildebrand, hist. Volkslieder. Nr. 90.)

1. Baddr Blücher sat in goder Ro, ::
Und schmokt sine Pip Tobak derto.
Citi, cita, citum. ::
2. Da kloppt em wat an sine Dör,
Dat was de höllische Postkurier.
3. Und dadrin stund et schwart¹⁾ up wieß,²⁾
Der Näpl³⁾ wär wedder in Paris.
4. „Ei“, sprak de Blücher, „dat wär mir woll,
Is denn de Kerel meg duwelsdoll?“
5. „T' is god, nu maken wi noch en Gang,
Mi wurd hie so de Tied schon lang.“
6. „Glieks fahr ik in de Stüweln rin,
Ik will em schon te packen krien.“
7. „Mank⁴⁾ de Bene den Rappen, de Kling in de Hand,
Jocht he nu flugs nach Nedderland.“
8. „Un as de Näpl em kommen sach,
Da wurd em um de Herzküte⁵⁾ schwach.“
9. „Boß Himmel Mohren Tausendsasa!
Da hat mir der Teufel den Blücher schon da!“
10. „Der, dacht ich, säße von hier noch weit,
Denn ich bin kaum zur Hälfte bereit.“
11. „Det is schon recht, gahd mir nix an,
Man glieks⁶⁾ vor't Messer, Herr Urian.“⁷⁾
12. „Ach Blücher, liebster Blücher mein,
So blichre⁸⁾ doch nur so arg nicht drein.“
13. „Hab nichts mit dir und sprech nur dort
Mit Wellington ein einzig's Wort.“

¹⁾ Die niederdeutsche Form ist swart. ²⁾ niederdeutsch = wit. ³⁾ Napoleon.
⁴⁾ zwischen. ⁵⁾ Küte bezeichnet die Weichteile; hier die Eingeweide. ⁶⁾ gleich.
⁷⁾ Urian oder Herr Urian, scherzhafte Benennung eines wenig geachteten Mannes;
niederdeutsch auch der Teufel. ⁸⁾ Scherzhafte Verbform = dreinhauen.

14. „Det Ploufchen⁹⁾ dat solt du blieben lan,
It wer di nich vom Nacken gahn.“
15. „Ach Blücher, ach erbarme dich,
Hab Mitleid und verschone mich!“
16. Sieh, ich verschwör es hoch und hehr,
Ich komm auch nach Berlin nicht mehr.“
17. „Ei Schnickschnack un den Düwel och,
Dat Beerken¹⁰⁾ hangt di so woll te hoch!“
18. „Ach Blücher, ach was denkst denn du,
Du schlägst ja gar unhöflich zu!“
19. Geh, laß mich aus, ich räume dir
Die Brüzler Lande auch dafür.“
20. „Holt Moul, Kujon,¹¹⁾ un säch keen Wort,
Heel¹²⁾ ut ganz Frankrich mußt du fort.“
21. Und wat Baddr Blücher gesait, det traff,
De Kerel mußt von de Hütsche¹³⁾ raff.¹⁴⁾
Citi, cita, citum. ::

Viel gesungen wurde auch das Maurerlied von Heun, dem unter dem Namen Claren bekannten Romanschriftsteller. Die Anfangszeile: „Der König rief, und alle, alle kamen“ ist zum geflügelten Worte geworden. Kurz und treffend schildert das Lied die Opferwilligkeit und die allgemeine Begeisterung. Die ersten beiden Strophen lauten:

1. Der König rief, und alle, alle kamen
Mit Waffen mutig in der Hand,
Und jeder Preuß er stritt in Gottes Namen
Für das geliebte Vaterland.
Ein jeder gab, ein jeder tat gern geben
Kind, Hab und Gut, Gesundheit, Blut und Leben
Mit Gott für König und für Vaterland.
2. Es war eine Zeit, die nie wird wiederkommen,
Die Hoffnung wuchs mit jedem Tag.
Wer hat, wie wir, so deutlich wahrgenommen,
Was ein großherzig Volk vermäg!
Ihr sollt mit edlem Stolz euch Preußen nennen;
Die Edelsten in dieser Zeit erkennen:
Mit uns ist Gott und unser Vaterland.*

⁹⁾ schwätzen, ¹⁰⁾ Beerlein, ¹¹⁾ Kujon = Schuft, vom franz. coïon, ¹²⁾ gänzlich, völlig, ¹³⁾ Hütsche, vollst. = Fußbant, ¹⁴⁾ herunter.
*) Erf und Böhme, deutscher Wiederhort. Nr. 357.

III. Die romantischen Dichter.

1. Heinrich von Kleist.

Unter den romantischen Dichtern hat Heinrich von Kleist zuerst und am gewaltigsten zum Freiheitskampfe gerufen. Seine vulkanische Natur empfand aber auch den Druck der Zeitverhältnisse besonders schwer. Als von Spanien und Oesterreich die hoffnungsvolle Kunde der Befreiung zu ihm drang, schleuderte er mit dämonischem Haß die Brandfackel in das deutsche Volk. Nach dem Siege bei Aspern (1809) wollte er eine Zeitschrift ins Leben rufen, die „Germania“ heißen sollte. Wegen der Ungunst der politischen Verhältnisse ließ sich der Plan nicht verwirklichen. Die Aufsätze, die Kleist im voraus für seine Zeitschrift geschrieben hat, legen ein so schönes Zeugnis von seiner vaterländischen Gesinnung ab, daß sie es nicht verdienen, der Vergessenheit anheimzufallen.

1. Einleitung zur Zeitschrift „Germania.“

Diese Zeitschrift soll der erste Atemzug der deutschen Freiheit sein. Sie soll alles aussprechen, was während der drei letzten, unter dem Druck der Franzosen verseuzten Jahre in den Brüsten wackerer Deutschen hat verschwiegen bleiben müssen: alle Besorgnis, alle Hoffnung, alles Elend und alles Glück.

Es bedurfte einer Zeit, wie die jetzige, um einem Blatt, wie das vorliegende ist, das Dasein zu geben. So lange noch keine Handlung des Staats geschehen war, mußte es jedem Deutschen, der seine Worte zu Rate hielt, ebenso voreilig als nutzlos scheinen, zu seinen Mitbrüdern zu reden. Eine solche Stimme würde entweder völlig in der Wüste verhallt sein oder — welches fast noch schlimmer gewesen wäre — die Gemüther nur auf die Höhen der Begeisterung erhoben haben, um sie in dem zunächst darauf folgenden Augenblick in eine desto tiefere Nacht der Gleichgültigkeit und Hoffnungslosigkeit versinken zu lassen.

Jetzt aber hat der Kaiser von Oesterreich an der Spitze seines tapfern Heeres den Kampf für seiner Untertanen Wohl und den noch großmütigeren für das Heil des unterdrückten und bisher noch wenig dankbaren Deutschlands unternommen. Der kaiserliche Bruder, den er zum Herrn des Heeres bestellte, hat die göttliche Kraft, das Werk an sein Ziel hinauszuführen, auf eine erhabene und rührende Art dargetan. Das Mißgeschick, das ihn traf, trug er mit der Unbeugsamkeit der Helden und ward in dem entscheidenden Augenblick, da es zu siegen oder zu sterben galt, der Bezwinger des Unbezwingenen, — ward es mit einer Bescheidenheit, die dem Zeitalter, in welchem wir leben, fremd ist.

Jetzt oder niemals ist es Zeit, den Deutschen zu sagen, was sie ihrerseits zu tun haben, um der erhabenen Vormundschaft, die sich über

sie eingesetzt hat, allererst würdig zu werden; und dieses Geschäft ist es, das wir, von der Lust am Guten mitzuwirken bewegt, in den Blättern der Germania haben übernehmen wollen.

Hoch auf den Gipfel der Felsen soll sie sich stellen und den Schlachtgesang herabdonnern ins Thal! Dich, o Vaterland, will sie singen und deine Heiligkeit und Herrlichkeit, und Welch ein Verderben seine Wogen auf dich heranwälzt! Sie will herabsteigen, wenn die Schlacht braust, und sich mit hochrot glühenden Wangen unter die Streitenden mischen und ihren Mut beleben und ihnen Unererschrockenheit und Ausdauer und des Todes Verachtung ins Herz gießen.

2. Was gilt es in diesem Kriege?

Gilt es, was es gegolten hat sonst in den Kriegen, die geführt worden sind auf dem Gebiete der unermesslichen Welt? Gilt es den Ruhm eines jungen und unternehmenden Fürsten, der in dem Duft einer lieblichen Sommernacht von Lorbeern geträumt hat? Oder die Genugthuung für die Empfindlichkeit einer Favorite, deren Reize, vom Beherrscher des Reichs anerkannt, an fremden Höfen in Zweifel gezogen worden sind? Gilt es einen Feldzug, der, jenem Spanischen Erbfolgestreit gleich, wie ein Schachspiel geführt wird, bei welchem kein Herz wärmer schlägt, keine Leidenschaft das Gefühl schwellt, kein Muskel, vom Giftpfeil der Beleidigung getroffen, emporzuckt? Gilt es, ins Feld zu rücken von beiden Seiten, wenn der Lenz kommt, sich zu treffen mit flatternden Fahnen und zu schlagen, und entweder zu siegen oder wieder in die Winterquartiere einzurücken? Gilt es, eine Provinz abzutreten, einen Anspruch auszufechten oder eine Schulforderung geltend zu machen? Oder gilt es sonst irgend etwas, das nach dem Wert des Geldes auszumessen ist, heut besessen, morgen aufgegeben und übermorgen wieder erworben werden kann?

Eine Gemeinschaft gilt es, deren Wurzeln tausendästig, einer Eiche gleich, in den Boden der Zeit eingreifen; deren Wipfel, Tugend und Sittlichkeit überschattend, an den silbernen Saum der Wolken rührt, deren Dasein durch das Dritteil eines Erdalters geheiligt worden ist; eine Gemeinschaft, die, unbekannt mit dem Geist der Herrschaft und der Eroberung, des Daseins und der Duldung so würdig ist wie irgend eine; die ihren Ruhm nicht einmal denken kann, sie müßte denn den Ruhm zugleich und das Heil aller Übrigen denken, die den Erdkreis bewohnen; deren ausgelassenster und ungeheuerster Gedanke noch, von Dichtern und Weisen auf Flügeln der Einbildung erschwungen, Unterwerfung unter eine Weltregierung ist, die in freier Wahl von der Gesamtheit aller Brüdernationen gesetzt wäre. Eine Gemeinschaft gilt es, deren Wahrhaftigkeit und Offenherzigkeit, gegen Freund und Feind gleich unerschütterlich geübt, bei dem Witz der Nachbarn zum Sprichwort geworden ist; die über jeden Zweifel erhoben, dem Besitzer jenes echten Ringes gleich, diejenige ist, die die

anderen am meisten lieben; deren Unschuld, selbst in dem Augenblick noch, da der Fremdling sie belächelt oder wohl gar verspottet, sein Gefühl geheimnisvoll erweckt; dergestalt daß derjenige, der zu ihr gehört, nur seinen Namen zu nennen braucht, um auch in den entferntesten Theilen der Welt noch Glauben zu finden. Eine Gemeinschaft, die, weit entfernt in ihrem Busen auch nur eine Regung von Übermut zu tragen, vielmehr, einem schönen Gemüt gleich, bis auf den heutigen Tag an ihre eigne Herrlichkeit nicht geglaubt hat; die herumgeflattert ist unermülich, einer Biene gleich, alles, was sie Vortreffliches fand, in sich aufzunehmen, gleich als ob nichts von Ursprung herein Schönes in ihr selber wäre; in deren Schoß gleichwohl (wenn es zu sagen erlaubt ist!) die Götter das Urbild der Menschheit reiner als in irgend einer andern aufbewahrt hatten. Eine Gemeinschaft, die dem Menschengeschlecht nichts in dem Wechsel der Dienstleistungen schuldig geblieben ist, die den Völkern, ihren Brüdern und Nachbarn, für jede Kunst des Friedens, welche sie von ihnen erhielt, eine andere zurückgab; eine Gemeinschaft, die an dem Obelisk der Zeiten stets unter den Vackersten und Rüstigsten tätig gewesen ist; ja, die den Grundstein desselben gelegt hat und vielleicht den Schlußblock darauf zu setzen bestimmt war. Eine Gemeinschaft gilt es, die den Leibniz und Gutenberg geboren hat, in welcher ein Guericke den Luftkreis wog, Tschirnhausen den Glanz der Sonne lenkte und Kepler der Gestirne Bahn verzeichnete; eine Gemeinschaft, die große Namen, wie der Lenz Blumen, aufzuweisen hat; die den Hutten und Sickingen, Luther und Melanchthon, Joseph und Friedrich auferzog; in welcher Dürer und Cranach, die Verherrlicher der Tempel, gelebt, und Klopstock den Triumph des Erlösers gesungen hat. Eine Gemeinschaft mithin gilt es, die dem ganzen Menschengeschlecht angehört; die die Wilden der Südsee noch, wenn sie sie kannten, zu beschützen herbeiströmen würden; eine Gemeinschaft, deren Dasein keine deutsche Brust überleben, und die nur mit Blut, vor dem die Sonne verdunkelt, zu Grabe gebracht werden soll!

Die spanische Erhebung vom Jahre 1808 galt Kleist als Vorbild für Deutschland. Er hielt es für seine Pflicht, die Flamme der Begeisterung zu schüren. Sein „Katechismus der Deutschen“ ist ein schöner Beitrag hierzu. Das Buch hat 16 Kapitel, von denen zwei mitgeteilt werden sollen.

3. Katechismus der Deutschen, abgefaßt nach dem Spanischen, zum Gebrauch für Kinder und Alte.

1. Kapitel. Von Deutschland überhaupt.

Frage. Sprich, Kind, wer bist du?

Antwort. Ich bin ein Deutscher.

Frage. Ein Deutscher? Du scherzest. Du bist in Meissen geboren, und das Land, dem Meissen angehört, heißt Sachsen!

Antwort. Ich bin in Meissen geboren, und das Land, dem Meissen angehört, heißt Sachsen; aber mein Vaterland, das Land, dem Sachsen angehört, ist Deutschland, und dein Sohn, mein Vater, ist ein Deutscher.

Frage. Du träumest! Ich kenne kein Land, dem Sachsen angehört, es müßte denn das Rheinische Bundesland sein. Wo find' ich es, dies Deutschland, von dem du sprichst, und wo liegt es?

Antwort. Hier, mein Vater. — Verwirre mich nicht!

Frage. Wo?

Antwort. Auf der Karte.

Frage. Ja, auf der Karte! — Diese Karte ist vom Jahre 1805. — Weißt du nicht, was geschehn ist im Jahre 1805, da der Friede von Preßburg abgeschlossen war?

Antwort. Napoleon, der korsische Kaiser, hat es nach dem Frieden durch eine Gewalttat zertrümmert.

Frage. Nun? Und gleichwohl wäre es noch vorhanden?

Antwort. Gewiß! — Was fragst du mich doch!

Frage. Seit wann?

Antwort. Seit Franz II., der alte Kaiser der Deutschen, wieder aufgestanden ist, um es herzustellen, und der tapfere Feldherr, den er bestellte, das Volk aufgerufen hat, sich an die Heere, die er anführt, zur Befreiung des Landes anzuschließen.

2. Kapitel. Von der Liebe zum Vaterlande.

Frage. Du liebst dein Vaterland, nicht wahr, mein Sohn?

Antwort. Ja, mein Vater, das tu' ich.

Frage. Warum liebst du es?

Antwort. Weil es mein Vaterland ist.

Frage. Du meinst, weil Gott es gesegnet hat mit vielen Früchten, weil viele schöne Werke der Kunst es schmücken, weil Helden, Staatsmänner und Weise, deren Namen anzuführen kein Ende ist, es verherrlicht haben?

Antwort. Nein, mein Vater, du verführst mich.

Frage. Ich verführte dich?

Antwort. Denn Rom und das ägyptische Delta sind, wie du mich gelehrt hast, mit Früchten und schönen Werken der Kunst und allem, was groß und herrlich sein mag, weit mehr gesegnet als Deutschland. Gleichwohl, wenn deines Sohnes Schicksal wollte, daß er darin leben sollte, würde er sich traurig fühlen und es nimmermehr so lieb haben wie jetzt Deutschland.

Frage. Warum also liebst du Deutschland?

Antwort. Mein Vater, ich habe es dir schon gesagt!

Frage. Du hättest es mir schon gesagt?

Antwort. Weil es mein Vaterland ist.

Eindringlicher und unmittelbarer als durch seine Prosaschriften wirkte Kleist durch seine Gedichte. Sie sind von poetischer Kraft und durchweht von gewaltiger Leidenschaft. Sein Franzosenhaß tritt unverhüllt hervor in dem

4. Kriegslied der Deutschen.

1. Zottelbär und Panthertier
Hat der Pfeil bezwungen;
Nur für Geld im Drahtspalier
Zeigt man noch die Zungen.
2. Auf den Wolf, so viel ich weiß,
Ist ein Preis gesetzt;
Wo er immer hungerheiß
Geht, wird er gehezet.
3. Reineke der Fuchs, der sitzt
Lichtscheu in der Erden
Und verzehrt, was er stibigt,
Ohne fett zu werden.
4. Nar und Geier nisten nur
Auf der Felsen Rücken,
Wo kein Sterblicher die Spur
In den Staub mag drücken.
5. Schlangen sieht man gar nicht mehr,
Ottern und dergleichen
Und der Drachen Greuelheer
Mit geschwollnen Bäuchen.
6. Nur der Franzmann zeigt sich noch
In dem deutschen Reiche;
Brüder, nehmt die Büchse doch,
Daß er gleichfalls weiche!

Der gewaltigste Hymnus des Hasses, der in seiner dramatischen Kraft an die Marseillaise erinnert, ist Kleists „Germania an ihre Kinder“. Es ist ein Aufruf zum Kampfe von so hinreißender Gewalt, wie kein zweites Lied der Befreiungskriege.

5. Germania an ihre Kinder.

1. Die des Maines Regionen,
Die der Elbe heitre Au'n,
Die der Donau Strand bewohnen,
Die das Odertal bebau'n,
Aus des Rheines Laubensitzen,
Von dem duft'gen Mittelmeer,
Von der Riesenberge Spitzen,
Von der Ost- und Nordsee her!

Chor. Horchet! — Durch die Nacht, ihr Brüder,
Welch ein Donnerruf hernieder?
Stehst du auf, Germania?
Ist der Tag der Rache da?

2. Deutsche, mut'ger Kinder Reigen,
Die, mit Schmerz und Lust geküßt,
In den Schoß mir kletternd steigen,
Die mein Mutterarm umschließt,
Meines Busens Schutz und Schirmer,
Unbefiegt's Marsenblut, *Abkf. Mann. No. u. Lfr. ein Romanst*
Enkel der Kohortenstürmer, *mit Gern. (Lafant)*
Römerüberwinderbrut!

Chor. Zu den Waffen! Zu den Waffen!
Was die Hände blindlings raffen!
Mit dem Spieße, mit dem Stab,
Strömt ins Tal der Schlacht hinab!

3. Wie der Schnee aus Felsenriffen,
Wie auf ew'ger Alpen Höhen
Unter Frühlings heißen Küffen
Siedend auf die Gletscher gehn:
Katarakten stürzen nieder,
Wald und Fels folgt ihrer Bahn,
Das Gebirg hallt donnernd wieder,
Fluren sind ein Dzean. —

Chor. So verlaßt, voran der Kaiser,
Eure Hütten, eure Häuser,
Schäumt, ein uferloses Meer,
Über diese Franken her!

4. Der Gewerbsmann, der den Hügeln
Mit der Fracht entgegenzeucht,
Der Gelehrte, der auf Flügeln
Der Gestirne Saum erreicht,
Schweißbedeckt das Volk der Schnitter,
Das die Fluren niedermäht,
Und vom Fels herab der Ritter,
Der, sein Cherub, auf ihm steht —

Chor. Wer in unzählbaren Wunden
Fener Fremden Hohn empfunden,
Brüder, wer ein deutscher Mann,
Schließe diesem Kampf sich an!

5. Alle Triften, alle Stätten
Färbt mit ihren Knochen weiß;
Welchen Rab' und Fuchs verschmähten,
Gebet ihn den Fischen preis;
Dämmt den Rhein mit ihren Leichen,
Laßt, gestäubt von ihrem Bein,
Schäumend um die Pfalz ihn weichen
Und ihn dann die Grenze sein!

Stimmen auf. Mit Hornen.

Chor. Eine Lustjagd, wie wenn Schützen
Auf der Spur dem Wolfe sitzen!
Schlagt ihn tot! Das Weltgericht
Fragt euch nach den Gründen nicht!

6. Nicht die Flur ist's, die zertreten
Unter ihren Rossen sinkt;
Nicht der Mond, der in den Städten
Aus den öden Fenstern blinkt;
Nicht das Weib, das mit Gewimmer
Ihrem Todeskuß erliegt
Und zum Lohn beim Morgenschimmer
Auf den Schutt der Vorstadt fliegt!

Chor. Das Geschehne sei vergessen!
Reue mög' euch ewig pressen!
Höherm als der Erde Gut
Schwillt an diesem Tag das Blut!

7. Rettung von dem Joch der Knechte,
Das, aus Eisenerz geprägt,
Eines Höllensohnes Rechte
Über unsern Nacken legt!
Schutz den Tempeln vor Verheerung!
Unserer Fürsten heil'gem Blut
Unterwerfung und Verehrung!
Gift und Dolch der Afterbrut!

Chor. Frei auf deutschem Grunde walten
Laßt uns nach dem Brauch der Alten,
Seines Segens selbst uns freun,
Oder unser Grab ihn sein!

Die edle Königin Luise feiert Kleist in dem Sonett: „An die Königin von Preußen“. Sie hat das Unglück des Vaterlandes standhaft getragen und ihren Schmerz im tiefsten Herzen verborgen. Ihr Gesicht erschien heiter, wie schwer sie auch litt; denn es galt, den mut-

2. Der alten Staaten graues Prachtgerüste
Sinkt donnernd ein, von ihm hinweggespült,
Wie auf der Heide Grund ein Wurmgemiste,
Von einem Knaben scharrend weggehöhlt;
Und wo das Leben um der Menschen Brüste
In tausend Lichtern jauchzend hat gespielt,
Ist es so lautlos jetzt wie in den Reichen,
Durch die die Wellen des Nozytus schleichen.
3. Und ein Geschlecht, von düsterm Haar umflogen,
Tritt aus der Nacht, das keinen Namen führt,
Das, wie ein Hirngespinnst der Mythologen,
Hervor aus der Erschlagenen Knochen stiert;
Das ist geboren nicht und nicht erzogen
Vom alten, das im deutschen Land regiert:
Das läßt in Tönen, wie der Nord an Strömen,
Wenn er im Schilfrohr seufzet, sich vernehmen.
4. Und du, o Lied voll unnennbarer Wonnen,
Das das Gefühl so wunderbar erhebt,
Das, einer Himmelsurne wie entronnen,
Zu den entzückten Ohren niederschwebt,
Bei dessen Klang empor ins Reich der Sonnen,
Von allen Banden frei, die Seele strebt:
Dich trifft der Todespfeil; die Parzen winken,
Und stumm ins Grab mußt du danieder sinken.
5. Ein Götterkind, bekränzt, im Jugendreigen,
Wirst du nicht mehr von Land zu Lande ziehn,
Nicht mehr in unsre Tänze niedersteigen,
Nicht hochrot mehr bei unserm Mahl erglühn.
Und nur, wo einsam unter Tannenzweigen
Zu Leichensteinen stille Pfade fliehn,
Wird Wanderern, die bei den Toten leben,
Ein Schatten deiner Schön' entgegenschweben.
6. Und stärker rauscht der Säng' in die Saiten,
Der Töne ganze Macht lockt er hervor,
Er singt die Lust, fürs Vaterland zu streiten,
Und machtlos schlägt sein Ruf an jedes Ohr,
Und wie er flatternd das Panier der Zeiten
Sich näher pflanzen sieht, von Tor zu Tor,
Schließt er sein Lied; er wünscht mit ihm zu enden
Und legt die Leier tränend aus den Händen.

2. Joseph von Eichendorff.

Der Zusammenbruch des preussischen Staates erfolgte während der Studienzeit Eichendorffs. Er war zwar nicht Augenzeuge jener Vorgänge, die sich an die Eroberung der Stadt Halle am 16. Oktober 1806 reihten, hörte aber von Freunden soviel über die rohe Behandlung der Studenten durch Bernadottes Scharen, daß ein tiefer Haß in seiner Seele gegen Napoleon emporschwang. Mit jugendlicher Begeisterung wandte er sich nun der Freiheitsbewegung zu. Österreichs Erhebung und der Aufstand der treuen Tiroler erschien ihm als die Morgenröthe einer schönern Zeit. Er feierte das tapfere Bergvolf in dem folgenden Sonett:

1. An die Tiroler.

Bei Waldesrauschen, kühnem Sturz der Bogen,
Wo Herden einsam läuten an den Klüften,
Habt ihr in eurer Berge heitern Lüften
Der Freiheit Lebensatem eingesogen.

Euch selbst die Retter, seid ihr ausgezogen,
Wie helle Bäche brechen aus den Klüften;
Hinunter schwindelt Tücke nach den Schlüften,
Der Freiheit Burg sind eure Felsenbogen.

Hochherzig Volk, Genosse größrer Zeiten!
Du sinkst nun in der eignen Häuser Brande,
Zum Himmel noch gestreckt die freien Hände.

O Herr! laß diese Lohen wehn, sich breiten
Auffordernd über alle deutschen Lande,
Und wer da fällt, dem schenk' so glorreich Ende!

Als Eichendorff am 23. Dezember 1809 Zeuge wurde von dem festlichen Einzuge des preussischen Königspaares in die langverwaiste Residenz, fühlte er sich tief ergriffen. Er schrieb in sein Tagebuch: „Zum Niederknien war es, wie der König mitten im glänzendsten Luxus seiner Umgebung in einfacher Armeuniform und zu Pferde, da eben der Zug etwas stockte, vor unseren Fenstern stehen blieb und mit wahrhaft königlichem Anstande nach allen Seiten hin grüßte, während alle Glocken der Stadt läuteten, die Taschentücher wehten und das Volk drängend und jubelnd die Hüte schwenkte und laut schrie.“

Des Königs Aufruf am 3. Februar 1813 zur Bildung freiwilliger Jägerkorps führte auch Eichendorff zu den Waffen. Er trat in das Lützowsche Freikorps ein und erbat erst 1814 seinen Abschied, weil die tapfere Schar nicht an den Ruhmestaten in Frankreich teilnehmen durfte. Die Ereignisse des Jahres 1815 führten den Dichter wieder zu den Waffenbrüdern. Den treuen Kameraden widmete er mehrere Gedichte, von denen zwei mitgeteilt werden sollen.

2. Die neuen Kameraden.

1. Ich hört' viel Dichter klagen
Von alter Ehre rein,
Doch wen'ge mochten's wagen
Und selber schlagen drein.
2. Mein Herz wollt' mir zerspringen,
Sucht' mir ein ander Ziel,
Denn anders fein und singen,
Das ist ein dummes Spiel.
3. So stieg ich mit Auroren
Still ins Gebirg hinan,
Ich war wie neugeboren,
So fühle weht's mich an.
4. Und als ich, Bahn mir schaffend,
Zum Gipfel trat hinauf,
Da blitzten schon von Waffen
Ringsum die Länder auf.
5. Die Hörner hört' ich laden,
Die Luft war streng und klar —
Ihr neuen Kameraden,
Wie singt ihr wunderbar!
6. Frisch auf, wir wollen uns schlagen,
So Gott will, übern Rhein
Und weiter im fröhlichen Sagen
Bis nach Paris hinein!

3. Soldatenlied.

Was zieht da für schreckliches Sausen,
Wie Pfeifen durch Sturmes Wehn?
Das wendet das Herz recht vor Grausen,
Als sollte die Welt vergehn.
Das Fußvolk kommt da geschritten,
Die Trommeln wirbeln voran,
Die Fahne in ihrer Mitten
Weht über den grünen Plan,
Sie prangt in schneeweißem Kleide
Als wie eine milde Braut,
Die gibt dem hohe Freude,
Wen Gott ihr angetraut.
Sie haben sie recht umschlossen,
Dicht Mann an Mann gerückt,

So ziehen die Kriegsgenossen
Streng, schweigend und ungeschmückt,
Wie Gottes dunkler Wille,
Wie ein Gewitter schwer,
Da wird es ringsum so stille,
Der Tod nur blizt hin und her.

Wie seltsame Klänge schwingen
Sich dort von der Waldeshöh'!
Ja, Hörner sind es, die singen
Wie rasend vor Lust und Weh.

Die jungen Jäger sich zeigen
Dort drüben im grünen Wald,
Bald schimmernd zwischen den Zweigen,
Bald lauernd im Hinterhalt.
Wohl sinkt da in ewiges Schweigen
Manch schlanke Rittergestalt,
Die anderen über ihn steigen,
Hurra! in dem schönen Wald.
„Es funkelt das Blau durch die Bäume —
Ach, Vater, ich komme bald!“

Trompeten nur hör' ich werben
So hell durch die Frühlingsluft,
Zur Hochzeit oder zum Sterben
So übermächtig es ruft.

Das sind meine lieben Reiter,
Die rufen hinaus zur Schlacht,
Das sind meine lustigen Reiter,
Nun, Liebchen, gute Nacht!
Wie wird es da vorne so heiter,
Wie sprühet der Morgenwind,
In den Sieg, in den Tod und weiter,
Bis daß wir im Himmel sind!

Eichendorff dachte später noch gern an die Kriegszeit und besonders an die lieben Kameraden zurück. Im Jahre 1836 widmete er ihnen das folgende Gedicht:

4) An die Lützowischen Jäger.

1. Wunderliche Spießgesellen,
Denkt ihr noch an mich,
Wie wir an der Elbe Wellen
Lagen brüderlich?

2. Wie wir in des Spreewalds Hallen,
Schauer in der Brust,
Hell die Hörner ließen schallen
So zu Schreck wie Lust?
3. Mancher mußte da hinunter
Unter den Rasen grün,
Und der Krieg und Frühling munter
Gingen über ihn.
4. Wo wir ruhen, wo wir wohnen:
Jener Waldeshort
Rauscht mit seinen grünen Kronen
Durch mein Leben fort.

Das beste patriotische Lied schuf Eichendorff im Jahre 1815; es trägt den Titel: „An die Freunde.“ Nachdrücklichst weist er sein Volk auf die Aufgaben hin, die nach dem Kriege erfüllt werden müssen. Die Deutschen dürfen nicht erschlaffen; sie haben noch ideale Güter zu erringen, die auch erst nach hartem Kampfe gewonnen werden können.

5. An die Freunde.

1. Es löste Gott das langverhaltne Brausen
Der Ströme rings — und unser ist der Rhein!
Auf freien Bergen darf der Deutsche hausen,
Und seine Wälder nennt er wieder sein.
So brach gewaltig und mit kühnem Grausen
Ein mächt'ger Frühling in die Welt herein,
Und alle sah man ringen, fechten, streben —
O Heldenlust, in solchem Venz zu leben!
2. Jetzt ist der Friede wieder wohl gekommen,
Gefühnt ist manche Sünde vor'ger Zeit,
Doch wird der Kampf nicht von der Welt genommen,
Solang der Mensch sich ernstrem Streben weicht.
Es hat der Krieg den Funken kühn entglommen,
Das Schlechte stürzt er um im blut'gen Streit;
Das Bess're auf den Trümmern aufzuführen,
Muß sich nun Geisterkampf lebendig rühren.
3. Nennst mir die Palme eures hohen Strebens!
Bequeme Rast ist nicht des Lebens wert,
Nach Ruh' sehnt sich die Menschenbrust vergebens,
Erkämpft will sein, was hoher Sinn begehrt.
Ein Krieger bleibt der größte Mann zeitlebens,
Er kämpft mit Rede, Büchern oder Schwert;
Und rechter Friede wird nur da geschlossen,
Wo jedem Streiter seine Palmen sprossen.

4. Wild rast der Krieg: Land, Herzen, Städte brennen,
Der Tag, er kommt und scheidet blutigrot;
Doch spannt der Friede ab die tapfern Sennen,
Dann hüte dich, mein Volk, vor größrer Not!
Denn tiefres Wehe weiß ich noch zu nennen;
Erschlafftes Ruhen ist der Völker Tod.
Umsonst geflossen ist das Blut im Kriege,
Sind wir unwürdig selbst der hohen Siege.

5. So laßt uns unser Deutschland denn umstellen,
Bewachend brüderlich in treuer Hut,
Mit Lehren, Rat und Sang die Herzen schwellen,
Daß sie bewahren rein die heil'ge Blut,
Den Ernst, den sie erkämpft in Bluteswellen,
Der Ehre Hort, Eintracht und freud'gen Mut!
Friede dem Herd und ew'ger Krieg dem Bösen, —
So mag uns Gott von aller Schmach erlösen!

3. Friedrich de la Motte Fouqué.

Fouqué wurde durch eigene Neigung schon früh der militärischen Laufbahn zugeführt. Die Lage des väterlichen Gutes Lentke nahe bei dem Schlachtfelde von Jechbellin war nicht ohne Einfluß auf seine Entschließung, das bereits begonnene Studium der Jurisprudenz aufzugeben. Hierzu kam die Erinnerung an den tapfern Vater und den ritterlichen Großvater, die beide für Preußens Ehre gestritten. Im Jahre 1794 trat er als Kornett in das Kürassier-Regiment „Herzog von Weimar“ ein und machte den Rheinfeldzug mit. Nachdem er 1806 für kurze Zeit seinen Abschied genommen hatte, blieb er dann dem Waffenhandwerk treu. Die Schmach des Vaterlandes lastete schwer auf dem tapfern Offiziere. Er suchte durch unablässige Arbeit seinen Schmerz zu betäuben. Als der König 1813 zu den Waffen rief, folgte er mit Freuden, und seine Begeisterung gab er in feurigen Kriegsgefängen kund. Am bekanntesten und verbreitetsten ist das

1. Kriegslied für die freiwilligen Jäger.

1. Frisch auf, zum fröhlichen Tagen,
Es ist nun an der Zeit;
Es fängt nun an zu tagen,
Der Kampf ist nicht mehr weit;
Auf! laßt die Faulen liegen,
Laßt sie in ihrer Ruh'!
Wir rücken mit Vergnügen
Dem lieben König zu.

2. Der König hat gesprochen:
Wo sind meine Jäger nun?
Da sind wir aufgebrochen,
Ein wackres Werk zu tun.
Wir woll'n ein Heil erbauen
Für all das deutsche Land,
Im frohen Gottvertrauen,
Mit rüstig starker Hand.
3. Schlaft ruhig nun, ihr Lieben,
Am väterlichen Herd,
Derweil mit Feindeshieben
Wir ringen, stark bewehrt;
O Wonne, die zu schützen,
Die uns die Liebsten sind!
Hei! laßt Kanonen blitzen,
Ein frommer Mut gewinnt.
4. Die mehrsten ziehn einst wieder
Zurück in Siegerreih'n.
Dann tönen Jubellieder,
Das wird 'ne Freude sein!
Wie glühn davon die Herzen
So froh und stark und weich!
Wer fällt, der kann's verschmerzen,
Der hat das Himmelreich.
5. Ins Feld, ins Feld gezogen,
Zu Roß und auch zu Fuß!
Gott ist uns wohlgewogen,
Schickt manchen hohen Gruß.
Ihr Jäger allzusammen,
Dringt lustig in den Feind,
Die Freudenfeuer flammen,
Die Lebenssonne scheint.

Der edlen Königin Luise widmete er das folgende Lied:

2. Die Siegeslichter.

1. Die Halm' und Ähren winken
Uns reich und mild,
Die hellen Sensen blinken,
Die Garbe schwillt.
2. Da wollen wir beginnen
Den Erntefang.
Ach, aber mitten innen
Schallt Glockenflang!

3. Die Trauerglocke läutet
Vom Dorfe her.
Wir wissen, was es deutet:
Sie ist nicht mehr.
4. Zwei Augen ruhn im Grabe,
So fromm und blau,
Und auf die Gottesgabe
Fällt Tränentau. —

Freude über den glücklichen Ausgang des Krieges bildet den Grundton von Fouqués „Hermannschlacht.“ „Die Wonne der er- siegten Freiheit zieht durch das ganze Werk und findet ihren Ausdruck in ergreifenden Worten, die, seltsamerweise ganz fleistlich klingend, wie eine Stimme aus dem Grabe des toten Sängers emporsteigen.“ Fouqués verfolgte noch einen andern Zweck mit seiner Dichtung, wie er in der Vorrede selbst sagt: Er wollte die Erinnerung an die Zeit der Knechtschaft zum Heile seines Volkes wach erhalten. „Auf unser deutsches Vaterland drückten Tage, die noch garnicht lange vorüber sind, die aber vor dem gewaltigen Gange der durch Gott verhängten Weltbegebenheiten nachgerade in den Hintergrund zu treten beginnen: Tage der Schmach und der Not, wie sie in solchem pressenden, ja vernichtend scheinenden Maße seit den frühesten Zeiten unserer Geschichts- funde noch nun und nimmermehr dagewesen sind. — Und so etwas soll und darf nicht in den Hintergrund zurücktreten; denn theils möge es uns ein warnendes Denkmal des ernstest, göttlichen Zornes bleiben, theils ein tröstliches, dankerweckendes Denkmal errettender göttlicher Huld. Nieder in den Staub davor, ihr menschlichen Geschlechter, und zittert und betet an, und jubelt und betet an! Denn der Herr hat auch wohl noch entsetzlichere Pfeile in seinem Köcher, und noch lieb- licheren Balsam in seinen Gefäßen.“

4. Ludwig Uhland.

Unter den Sängern des Vaterlandes fehlte auch der ehrenfesteste Ludwig Uhland nicht. Am liebsten hätte er zum Schwert gegriffen und mitgekämpft. Da ihm dies aber seines Gesundheitszustandes wegen versagt war, so wollte er wenigstens seine Muse in den Dienst des Vaterlandes stellen.

1. Lied eines deutschen Sängers.

1. Ich sang in vor'gen Tagen
Der Lieder mancherlei:
Von alten frommen Sagen,
Von Minne, Wein und Mai.
Nun ist es ausgesungen,
Es dünkt mir alles Tand;
Der Heerschild ist erklingen,
Der Ruf: „Fürs Vaterland!“

2. Man sagt wohl von den Chatten:
Sie legten Erzing' an,
Bis sie gelöst sich hatten
Mit einem erschlagenen Mann.
Ich schlag' den Geist in Bande
Und werf' an den Mund ein Schloß,
Bis ich dem Vaterlande
Gedient als Schwertgenosß.
3. Und bin ich nicht geboren
Zu hohem Heldentum,
Ist mir das Lied erkoren
Zu Lust und schlichtem Ruhm,
Doch möcht' ich eins erringen
In diesem heil'gen Krieg:
Das edle Recht, zu singen
Des deutschen Volkes Sieg.

Am schönsten hat Uhland den Ton der patriotischen Lyrik in dem Gedicht „Vorwärts“ getroffen. Es atmet den Geist der Freiheitskämpfe.

2. Vorwärts!

1. Vorwärts! fort und immer fort!
Rußland rief das stolze Wort:
Vorwärts!
2. Preußen hört das stolze Wort,
Hört es gern und hallt es fort:
Vorwärts!
3. Auf, gewalt'ges Österreich!
Vorwärts! tu 's den andern gleich!
Vorwärts!
4. Auf, du altes Sachsenland!
Immer vorwärts, Hand in Hand!
Vorwärts!
5. Bayern, Hessen, schlaget ein!
Schwaben, Franken, vor zum Rhein!
Vorwärts!
6. Vorwärts, Holland, Niederland!
Hoch das Schwert in freier Hand,
Vorwärts!
7. Grüß' euch Gott, du Schweizerbund,
Elsaß, Lothringen, Burgund!
Vorwärts!

8. Vorwärts, Spanien, Engelland!
Reicht den Brüdern bald die Hand!
Vorwärts!
9. Vorwärts, fort und immer fort!
Guter Wind und naher Port!
Vorwärts!
10. Vorwärts heißt ein Feldmarschall.
Vorwärts, tapfre Streiter all!
Vorwärts!

Das Lied „Die Siegesbotschaft“ schildert, wie in die allgemeine Verzagtheit, in das gegenseitige Mißtrauen und den Hohn der Franzosenfreunde die Kunde von den Siegen fällt.

3. Die Siegesbotschaft.

1. Es war so trübe, dumpf und schwer,
Die schlimme Sage schlich umher,
Sie krächzte, wie zur Dämmerzeit
Ein schwarzer Unglücksvogel schreit.
2. Die schlimme Sage schlich im Land
Mit schnöder Schattenbilder Tand,
Sie zeigte Zwietracht und Verrat,
Vernichtung aller edeln Saat.
3. Des Bösen Freunde trogen schon,
Sie lachen hämisch, sprechen Hohn;
Die Guten stehen ernst und still
Und harren, was da werden will.
4. Da schwingt sich's überm Rhein empor
Und bricht den düstern Wolfenflor.
Ist's stolzer Adler Sonnenflug?
Ist's tönereicher Schwäne Zug?
5. Es rauscht und jingt im goldnen Licht:
„Der Herr verläßt die Seinen nicht,
Er macht so Heil'ges nicht zum Spott.“
Viktoria! mit uns ist Gott!

Als es Uhland nach mancherlei Enttäuschungen gelang, seine gesammelten Gedichte zu veröffentlichen, widmete er sie dem befreiten Vaterlande mit dem folgenden Liede:

4. An das Vaterland.

1. Dir möcht' ich diese Lieder weihen,
Geliebtes deutsches Vaterland!
Dem dir, dem neuerstandnen, freien,
Ist all mein Sinnen zugewandt.
2. Doch Heldenblut ist dir geflossen,
Dir sank der Jugend schönste Zier.
Nach solchen Opfern, heilig großen,
Was gälten diese Lieder dir?

Der Gang der Ereignisse nach den Befreiungskriegen enttäuschte Uhland ebenso, wie viele andere Patrioten. Schon bei Beginn des Kampfes war dem deutschen Volke eine Verfassung zugesagt worden; aber nun beeilten sich die Fürsten nicht, ihr Versprechen einzulösen. In dem Artikel 13 der Bundesakte hieß es in der ursprünglichen Fassung, daß in allen Bundesstaaten binnen Jahresfrist landständische Verfassungen eingeführt werden sollen. Für „sollen“ setzte man „werden“, wodurch die Forderung zurücktrat. „Der 13. Artikel, anfangs in ziemlicher Währung ausgeprägt, dann täglich durch Ripper- und Wipperkünste beschnitten, ausgeschabt und abgenagt, war endlich in seiner gegenwärtigen Gestalt ohne Präge in den Umlauf eingetreten, so unscheinbar und abgegriffen, daß man später seine Legende in ein Erwartungsrecht der Völker umzudeuten wagen durfte.“*

In Uhlands Heimat kam es ganz besonders zu heftigen Konflikten zwischen dem König und seinen Untertanen. Friedrich I. von Württemberg hatte seine neuerworbene Souveränität dazu benutzt, die mit großen Rechten ausgestatteten Landstände zu beseitigen und ein Willkürregiment einzuführen. Laut forderte man die früheren Landstände zurück. Uhland trat lebhaft für das „gute, alte Recht“ ein. Der Streit zog sich bis zum Jahre 1819 hin. Erst unter Friedrichs Nachfolger Wilhelm I. kam die Verfassung zustande. In dem nachfolgenden Gedicht, das am dritten Jahrestage der Leipziger Schlacht von Uhland gedichtet wurde, ist die eindringliche Mahnung an alle deutschen Fürsten gerichtet, ihres Versprechens eingedenk zu sein.

5. Am 18. Oktober 1816.

1. Wenn heut ein Geist herniederstiege,
Zugleich ein Sänger und ein Held,
Ein solcher, der im heil'gen Kriege
Gefallen auf dem Siegesfeld,
Der jänge wohl auf deutscher Erde
Ein scharfes Lied, wie Schwertesstreich,
Nicht so, wie ich es künden werde,
Nein! himmelskräftig, donnergleich:

* Görres, Deutschland und die Revolution. (1819.)

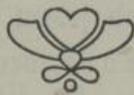
2. „Man sprach einmal von Festgeläute,
Man sprach von einem Freudenmeer;
Doch was das große Fest bedeute,
Weiß es denn jetzt noch irgend wer?
Wohl müssen Geister niedersteigen,
Von heil'gem Eifer aufgereg't,
Und ihre Wundenmale zeigen,
Daß ihr darein die Finger legt.
3. Ihr Fürsten! seid zuerst befraget:
Vergaßt ihr jenen Tag der Schlacht,
An dem ihr auf den Knien laget
Und huldigtet der höhern Macht?
Wenn eure Schmach die Völker lösten,
Wenn ihre Treue sich erprobt,
So ist's an euch, nicht zu vertrösten,
Zu leisten jetzt, was ihr gelobt.
4. Ihr Völker! die ihr viel gelitten,
Vergaßt auch ihr den schwülen Tag?
Das Herrlichste, was ihr erstritten,
Wie kommt's, daß es nicht frommen mag?
Zermalmt habt ihr die fremden Horden,
Doch innen hat sich nichts gehellt,
Und Freie seid ihr nicht geworden,
Wenn ihr das Recht nicht festgestellt.
5. Ihr Weisen! muß man euch berichten,
Die ihr doch alles wissen wollt,
Wie die Einfältigen und Schlichten
Für klares Recht ihr Blut gezollt?
Meint ihr, daß in den heißen Gluten
Die Zeit, ein Phönix, sich erneut,
Nur um die Eier auszubrüten,
Die ihr geschäftig unterstreut?
6. Ihr Fürstenrät' und Hofmarschälle,
Mit trübem Stern auf kalter Brust,
Die ihr vom Kampf um Leipzigs Wälle
Wohl gar bis heute nichts gewußt,
Vernehmt! an diesem blut'gen Tage
Hielt Gott der Herr ein groß Gericht. —
Ihr aber hört nicht, was ich sage,
Ihr glaubt an Geisterstimmen nicht.

7. Was ich gefollet, hab' ich gesungen,
Und wieder schwing' ich mich empor;
Was meinem Blick sich aufgedrungen,
Verkünd' ich dort dem sel'gen Chor:
Nicht rühmen kann ich, nicht verdammen,
Untröstlich ist's noch allerwärts;
Doch sah ich manches Auge flammen,
Und klopfen hört' ich manches Herz.“

Uhland hatte als schönste Frucht des Krieges die Errichtung des deutschen Kaiserreichs erhofft. Dieser Wunsch war nicht in Erfüllung gegangen und schien sich auch niemals erfüllen zu wollen; denn die große Masse des Volkes zeigte sich für alles Ideale abgestumpft und richtete den Sinn nur auf das Nützliche. Nach den Stürmen des Krieges wollte man sich wieder dem Behagen des Lebens hingeben. Die deutsche Kaiserkrone schien für immer versunken zu sein, und nur in die Träume weniger fiel der Schimmer ihrer Edelsteine. In dem nachfolgenden Gedichte hat Uhland seiner Trauer über die getäuschte Hoffnung Ausdruck gegeben:

6. Die versunkene Krone.

- | | |
|--|--|
| 1. Da droben auf dem Hügel,
Da steht ein kleines Haus;
Man sieht von seiner Schwelle
Ins schöne Land hinaus.
Dort sitzt ein freier Bauer
Am Abend auf der Bank,
Er dengelt seine Sense
Und singt dem Himmel Dank. | 2. Da drunten in dem Grunde,
Da dämmert längst der Teich.
Es liegt in ihm versunken
Eine Krone, stolz und reich.
Sie läßt zu Nacht wohl spielen
Karfunkel und Saphir:
Sie liegt seit grauen Jahren,
Und niemand sucht nach ihr. |
|--|--|



IV. Die eigentlichen Dichter der Befreiungskriege.

Als die eigentlichen Dichter der Befreiungskriege werden Arndt, Körner, Schenkendorf und Rückert angesehen. Ihre Lieder, die einen verschiedenen Grundton haben, geben in ihrer Mannigfaltigkeit ein treues Bild jener großen Zeit.

Arndt, der Sohn Rügens, hat die echt pommersche Kernnatur. Er ist bis ins Mark gesund. Aus seinen Liedern strömt uns erfrischender Meereshauch entgegen, und seinen Reimen fühlt man, wie er selbst sagt, das Element des stürmischen baltischen Meeres und die Rauigkeit des Nordens ab. Starke Männlichkeit, Gesinnungstreue, unerschrockener Mut, glühende Vaterlandsliebe und innige Frömmigkeit sind charakteristische Züge seines Wesens. In seinen Prosaschriften patriotischen Inhalts ist er ein Volksredner von hinreißender Begeisterung, ein deutscher Demosthenes. In seinen Liedern weiß er ebenso meisterhaft die Weise der alten Volkslieder, wie auch den Ton der evangelischen Kirchenlieder anzuschlagen. Seine Stärke liegt in der patriotischen Lyrik; doch auch liebliche Liebeslieder, herzbewegende Trauergesänge und erhebende Glaubenslieder sind seinem Dichtermunde entströmt.

Theodor Körner, der Sohn Sachsens, hat die Beweglichkeit und die gewinnende Art der Bewohner dieses deutschen Landes. Seine Dichtungen sind von frischer Jugendlichkeit und durchweht von gewaltigem Seelenschwunge. Schiller war das Vorbild, zu dem der Dichter seit seiner Kindheit mit Bewunderung emporgesehen, und dem er nachgestrebt hat. Ihm entlehnte er auch die glanzvolle Rhetorik, die ganz besonders die Jugend begeistert. Körner war nicht nur ein Sänger, sondern zugleich auch ein Held. Seine Lieder haben deshalb die Kraft des Selbsterlebten. Er wurde dem deutschen Volke im Alter von 22 Jahren entzogen, als man noch viel von seinem Talent erwartete; deshalb sind sein Leben und sein Dichten mit einem gewissen Glanz umwoben, der noch heut seinen Zauber ausübt. Auf Körner findet Goethes Wort aus der „Achilleis“ volle Anwendung:

„Aber der Jüngling fallend erregt unendliche Sehnsucht
Allen Künftigen auf, und jedem stirbt er aufs neue.“

Max von Schenkendorf, der Ostpreuze, bildet einen Gegensatz zu Arndt und zu Körner. Er ist in seinem Wesen weich und zart, eine fast weibliche Natur. Nicht zornige Schlachtgesänge konnte und wollte er schaffen. Er suchte vielmehr durch seine Lieder Heimatfreudigkeit zu erwecken; deshalb weist er das deutsche Volk auf die Schätze hin, für die es in den heiligen Kampf ziehen sollte. Liebevoll vertieft er sich in das Wesen der Muttersprache und preist das Vaterland mit seinen Bewohnern. Eine Lieblingsidee des Dichters ist die Wiedererrichtung des alten deutschen Reiches und die Erneuerung der Kaiserherrlichkeit. Er erhoffte die Erfüllung dieses

Wunsches als Frucht des siegreichen Kampfes. Zu den besten Liedern Schenkendorfs gehören die, in denen er uns einen Blick in sein eigenes Seelenleben tun läßt. Er war ein überzeugter Christ, eine zu Reflexionen geneigte Natur, die sich aus dem Rationalismus der Zeit in die Mystik Jakob Böhmes* flüchtete. Am liebsten weilte er mit seinen Gedanken im Mittelalter und fühlte sich gleich den andern Romantikern auch in seinen religiösen Anschauungen im Bann desselben. Die Sprache in seinen Dichtungen ist weich und wohlklingend und von einer Einfachheit, die an die Volkslieder des Mittelalters erinnert.

Friedrich Rückert, der Franke, gehört zwar auch zu den Dichtern der Befreiungskriege, doch liegt seine Bedeutung nicht auf dem Gebiete der patriotischen Lyrik. Seinen Liedern fehlt zu sehr die Einfachheit und Sangbarkeit, als daß sie auf weitere Volkskreise wirken könnten. In der reinen Lyrik ist Rückert jedoch ein Meister. Er ist ein wahrer Dichter der Liebe, ein Herzenskündiger, der Freud und Leid des Erdenlebens meisterhaft zu schildern vermag. Als Didaktiker ist er unübertroffen; man kann ihn einen Prediger der Weisheit nennen, der alle Verhältnisse des Menschenlebens einer Betrachtung unterzieht und seine Belehrung in edelster Form darreicht. Ferner ist Rückert ein feinsinniger Dolmetscher der Weltpoesie, der seinem Volke die indische, persische und arabische Literatur erschloß. Für seine Sprachgewandtheit gab es keine Schwierigkeit; er hat sich in allen Dichtungsformen versucht, wenn auch nicht immer mit gleichem Erfolg.

„Nicht jedes Blatt ist eine Wunderblüte,
Doch nie ließ uns ein Geist in solcher Fülle
Des Lieb- und Liederfrühlings Zauber ahnen.

Den Tieffinn einer Welt barg sein Gemüte,
Und aus des Morgenlandes heil'ger Stille
Bracht' er uns heim die Weisheit des Brahmanen.“

(Paul Heyse).

* II. Teil. Anmerkungen zu Schenkendorf.

1. Ernst Moritz Arndt.

a) Der fernige Jüngling.*

Lektüre: Erziehung im Elternhause. (Teil II. S. 1).
Auf dem Gymnasium. (Teil II. S. 2).

Ernst Moritz Arndt wurde am 26. Dezember 1769 zu Schoritz auf der Insel Rügen geboren. Seine Eltern waren ehrenfeste Leute. Die Mutter war die Tochter des kleinen Ackerbesizers Schumacher in Lanfen bei Puttbus. Sie hatte eine über ihren Stand hinausgehende Bildung empfangen, da sie mit den Kindern eines dortigen reichen Pächters unterrichtet worden war. Sie war ernst und fromm, anspruchslos und tüchtig. Der Sohn gedenkt ihrer oft in Liebe:

„Es war die Mutter mein
Der beste Schatz, den mir im Leben,
Der liebe, fromme Gott gegeben.“

Der Vater war leibeigen geboren, hatte aber vom Grafen zu Puttbus seine Freiheit erlangt und war Inspektor der Schoritzer Güter geworden. Er war ein stattlicher Mann von lebhaftem und heftigem, dabei aber freundlichem Wesen.

In Schoritz verlebte Ernst Moritz Arndt mit seinem ältern Bruder Karl die ersten Jugendjahre in völliger Ungebundenheit. Im Jahre 1775 oder 76 pachtete der Vater ein Gut zu Dumschewitz, das eine halbe Stunde von Schoritz lag. Die Kinder betrachteten jedoch nach wie vor Schoritz als ihre Heimat. Da es am Ort keine Schule gab, so unterrichteten die Eltern ihre Kinder während des Herbstes und des Winters. Der Vater unterwies sie im Schreiben und Rechnen, während sie bei der Mutter aus der Bibel und dem Gesangbuche das Lesen lernten. Die Mutter war nach ihres Sohnes Worten eine gewaltige Bibelleserin, die mit ihren Kindern 3 bis 4 mal die ganze Bibel durchgelesen hat. Sonnabends mußten sie ein Kirchenlied oder das Sonntags-Evangelium auswendig lernen, was sie stets mit großer Freude taten. Die Kinder wurden streng und mäßig erzogen; jede Verweichlichung war verbannt. In Wind und Wetter mußten sie Stunden weit hinaus, um Bestellungen zu machen.** Für den

* Vgl.: E. M. Arndt, Erinnerungen aus dem äußeren Leben. Leipzig. Langenberg, Ernst Moritz Arndt. Bonn 1869.

** Erziehung im Elternhause. (Teil II. S. 1).

Unterricht seiner Kinder warb der Vater in der Folgezeit einen Hauslehrer an, der im siebenjährigen Kriege Soldat gewesen war und selbst nicht allzuviel wußte. Man behielt ihn nur kurze Zeit und übertrug dann einem Studenten der Theologie den Unterricht. Dieser faßte seine Aufgabe zwar ernst auf, doch waren Arndts Kenntnisse noch durchaus mangelhaft, als er 1787 in die Sekunda des Gymnasiums zu Stralsund kam. Freunde des Vaters unterstützten ihn reichlich durch Freitische. Das Leben und Treiben in Stralsund war damals ein üppiges, auf Genuß gerichtetes.* Arndt fürchtete für sich selbst üble Folgen und entfloß deshalb. Er wanderte längs der Peene hin und fragte auf Rittersitzen und Bachthöfen an, ob man eines Schreibers bedürfe. Am dritten Tage kam er in Zemmin bei dem Hauptmann von Barsenow an, der ihn behalten wollte, wenn der Vater einwillige. Auf die Anfrage hin schickte der Vater seinen Schwager mit einem Wagen, um den Flüchtling ins Elternhaus zurückzubringen. Er freute sich über seinen unverdorbenen Sohn und stellte ihm frei, ob er ein Bauer oder ein Studierter werden wollte. Der Jüngling setzte seine Studien im Elternhause mit so großem Eifer fort, daß er 1791 die Universität zu Greifswald beziehen konnte. Er studierte dort 2 Jahre lang Theologie und Philosophie und ging zu Ostern 1793 nach Sena, wo ihn Fichtes kraftvolle Persönlichkeit begeisterte. Im Oktober 1794 kehrte er ins Elternhaus zurück und unterrichtete seine beiden jüngsten Geschwister. Im Herbst 1796 übernahm er eine Hauslehrerstelle bei dem Pfarrer Rosgarten** zu Altenkirchen auf Rügen, wo er 2 Jahre blieb. Er faßte dort den Entschluß, dem geistlichen Stande zu entsagen. Eine Reise durch Ungarn, Italien und Frankreich in den Jahren 1798—99 erweiterte seinen Anschauungskreis und ließ ihn einen tiefen Blick in die französischen Zustände tun. Sein kerniges Wesen war ihm geblieben; er reiste immer mehr zum ehrenfesten, gesinnungstüchtigen Manne.

b) Der gesinnungstüchtige Mann.***

Lektüre: Charakteristik der Franzosen. (Teil II. S. 4).
Der Emporgekommene. (Teil II. S. 5).

Als Arndt in die Heimat zurückgekehrt war, trat die Frage gebieterisch an ihn heran, was er nun beginnen sollte. Die Liebe entschied diese Frage. Eine alte Zuneigung zur Tochter des Professors Quistorp

* Auf dem Gymnasium zu Stralsund. (Teil II. S. 2).

** Ludwig Theobul Rosgarten, geb. 1758 zu Greifsmühlen, studierte in Greifswald Theologie, war dann Hauslehrer an verschiedenen Orten, Rektor in Wolgast und seit 1792 Probst zu Altenkirchen. Später wurde er Dozent der Geschichte zu Greifswald, dann Professor der Theologie daselbst. Er starb 1818. Von seinen Dichtungen seien genannt: Gedichte. Leipzig 1788. Legenden. Berlin 1804. Zucunde, eine ländliche Dichtung. Berlin 1808.

*** E. M. Arndt, Erinnerungen aus dem äußern Leben.

vgl. Götter. All.

führte ihn zur akademischen Laufbahn. Er ließ sich 1800 als Privatdozent in Greifswald nieder und heiratete seine Jugendliebe. Leider war ihm nur ein kurzes Eheglück beschieden; denn schon nach einem Jahr wurde ihm seine Frau durch den Tod entzogen. Im Herbst desselben Jahres wurde er noch zum Adjunkten der philosophischen Fakultät befördert, und vier Jahre später erhielt er seine Anstellung als außerordentlicher Professor. Zehn Jahre war er mit der Universität Greifswald verbunden. Von dieser Zeit hat er ungefähr die Hälfte auf Reisen und in Schweden zugebracht und nur während der zweiten Hälfte gelehrt. Über seine akademische Tätigkeit schreibt er: „Ich begann als Lehrer mit allerlei, welchem ich kaum gewachsen war, blieb endlich bei geschichtlichen Vorlesungen stehen, hatte oft zahlreiche Zuhörer und war gesund und fleißig. Noch gedenke ich jener Tage neben manchen traurigen Erinnerungen mit Lust.“ Seine Erholung suchte Arndt in der Natur, und oft weilte er auf der nahen Heimatsinsel, wo im Kreise lieber Freunde die Ereignisse der sturmbewegten Zeit besprochen wurden. Er machte nie ein Hehl aus seiner Gefinnung und scheute sich nicht, die Schäden der Zeit aufzudecken. Seine Schrift: „Versuch einer Geschichte der Leibeigenschaft in Pommern und Rügen“ (1803), erregte zuerst die Mißbilligung des schwedischen Königs Gustav, wurde aber später die Veranlassung zur Aufhebung der Leibeigenschaft in dem Heimatlande des Dichters. Noch mehr Aufsehen erregte der erste Band vom „Geist der Zeit“, der im Jahre 1806 erschien.* Im Sommer 1806 war Arndt in der Regierungskanzlei für die schwedischen Angelegenheiten zu Stralsund tätig.

In jener Zeit hatte er Gelegenheit, mannhaft für seine Überzeugung einzutreten. Er geriet mit einem schwedischen Offizier, der auf das deutsche Volk geschmäht hatte, in einen heftigen Wortwechsel, der zum Duell führte. Arndt wurde verwundet und lag den Sommer hindurch krank danieder. Nach der Schlacht bei Jena fühlte er sich in Pommern nicht mehr sicher und flüchtete deshalb nach Schweden; denn, „er hatte nicht Lust, sich wie einen tollten Hund von den Welschen todschießen zu lassen.“ Er fand sogleich eine Beschäftigung bei der schwedischen Regierung, indem er bei der Überetzung der Landesgesetze ins Deutsche tätig war. Drei Jahre weilte er in Stockholm, wo er Zeuge der traurigen Ereignisse wurde, die 1809 zur Vertreibung des schwedischen Königs führten. Jetzt wurde es ihm „herzlich schwermütig und unheimlich und oft so heiß, als wenn ihm die Sohlen unter den Füßen brannten.“ Er besorgte sich Doppelpässe nach England und nach Deutschland, und unter dem Namen eines Sprachmeisters Allmann landete er in Rügenwalde. Von dort begab er sich nach Kolberg, und nach mancherlei Bedrängnissen kam er in Trantow bei den Seinigen an. Er sah seinen achtjährigen Sohn und die Geschwister

* Charakteristik der Franzosen. (Teil II. S. 4).
Der Emporgekommene. (Teil II. S. 5).

wieder, aber nicht den Vater, der inzwischen gestorben war. Da Arndt überall Späher fürchten mußte, hielt er sich verborgen. Doch auch in Trantow fühlte er sich nach einiger Zeit nicht mehr sicher; deshalb ging er nach Berlin, wo er am Tage vor dem Einzuge der Königsfamilie ankam. Er schreibt in seinen „Erinnerungen aus dem äußern Leben“ darüber: „Ich mußte den Zug und die Freude mit ansehen. Jedes Herz, in welchem noch ein deutsches Fünkchen atmete, war durch das fürchterliche, allen gemeinsame und mehr oder weniger von allen verschuldete Unglück jetzt ein allgemeines deutsches Herz geworden. Das weiland so stolze und glorreiche Berlin lag ja nun auch da in Staub und Asche wie eine Königin der Länder, deren Gemahl und Herrscher von einem bösen Feinde mit Banden umstrickt ist. Ich mußte heraus aus meinem Stübchen und mit den Sauchzenden und Weinenden die Straße unter den Linden und die großen Plätze um das Schloß mit durchhinken. Denn ich ging ein Knie mit einem Schnupftuch umwunden; war in Zehdenick beim Aussteigen aus dem Postwagen ausgeglitscht und blutig verwundet. Ich spreche von Weinenden unter den Jubelnden. O mehr Augen waren naß von Wehmut und Schmerz als von Freude. Der schönen Königin, die sich dem begrüßenden Volke im Fenster zeigte, sah man an den rotgeweinten Augen den tiefen Gram in der Wonne an.“ Im Hause eines Freundes, des Buchhändlers Reimer, traf er mit patriotisch gesinnten Männern zusammen, deren Gespräche verwandte Saiten in seinem Innern anklingen ließen. Er sagt in seinen „Erinnerungen“ darüber: „Es war das doch eine schöne Zeit; alles bedrückt, bedrängt, verarmt und im Wechsel zwischen Hoffnung und Verzweiflung schwebend. Doch wenn auch nur ein Lichtfunken der Hoffnung aufschimmerte, zu welchem hellen Morgenrot der Zukunft entfaltete es plötzlich sein mächtiges Gefunkel, und die Nacht und die mitwissenden Sterne belauschten Worte, welche in Gesellschaften die Furcht damals kaum zu wispern wagte. Es war ja eine Donnerwetterzeit, und man weiß, daß auf den schwärzesten Wolken das Licht sich am schönsten abspiegelt.“

Zu Ostern 1810 verließ Arndt Berlin und kehrte nach Greifswald in seine alte Stelle zurück; denn Vorpommern war an Schweden zurückgegeben worden. Er wurde aber nicht wieder heimisch, weil ihm selbst in seiner nächsten Umgebung Begeisterung für Napoleon und die Franzosen entgegentrat. Auch sein Schwiegervater Quistorp war davon angesteckt worden, und deshalb trat eine Entfremdung ein. „Die Geister sonderten sich. Dies ging dann oft über bloße Verdrießlichkeiten hinaus. Ja es ging bis zu dem Grade, daß der alte Quistorp seinen Enkel, der einmal gesagt hatte, die großen Deutschen sollten die kleinen Franzosen alle totschlagen, züchtigte mit den Worten: So ein kleiner Naseweis müsse das Maul halten.“

Im Sommer 1811 nahm Arndt seine Entlassung und begab sich nach Trantow; doch abermals mußte er vor den Feinden entfliehen. Über Berlin eilte er nach Breslau, wo er Scharnhorst kennen und

lieben lernte. Im Jahre 1812 erfuhr Arndt in Prag, daß der Freiherr von Stein den Wunsch geäußert habe, er möchte zu ihm nach St. Petersburg kommen. Dies war aber unter den damaligen Verhältnissen überaus schwierig; denn der Krieg mit Rußland hatte bereits begonnen. Arndt schloß sich einem Schmuggler an, der ihn bei Brody glücklich über die Grenze nach Rußland brachte. Nach einer wechselvollen Reise, die ihn mitten durch das Kriegslager bei Smolensk führte, kam er glücklich in St. Petersburg an. Er fand in einem Kreise, der sich aus Landsleuten und Russen zusammensetzte, viel Anregung und Gelegenheit, seine Menschenkenntnis zu bereichern. In der Folgezeit bedauerte er nur, daß er der russischen Sprache nicht mächtig war, um auch tiefere Blicke in das Volksleben Rußlands tun zu können. Er hatte keinen schweren Dienst; er mußte nur allerlei Schreibereien für den Freiherrn von Stein besorgen, kleine Flugschriften verfassen und sich den Angelegenheiten der deutschen Legion widmen, die man aus deutschen Gefangenen, Überläufern und Freiwilligen bilden wollte. In Petersburg schrieb Arndt den „Katechismus für den deutschen Kriegs- und Wehrmann“ und mehrere Lieder, wie: „Es zog aus Berlin ein tapferer Held“ und „Der Gott, der Eisen wachsen ließ.“

Am 5. Januar 1813 verließ der Dichter gemeinsam mit dem Freiherrn von Stein die russische Hauptstadt. Überall auf dem Wege zur Grenze waren die Schrecknisse des Krieges zu sehen. Viele Häuser waren ohne Dielen, Fenster und Öfen, manche nur Brandstätten. Am furchtbarsten trat Arndt die Not in Wilna entgegen. Er erzählt in seinen „Erinnerungen“ darüber: „Als ich dem Stadttor näher kam, begegneten mir fünfzig, sechzig Schlitten alle voll Leichen, die man aus den Spitälern und von den öffentlichen Plätzen wegräumte; sie wurden gefahren, wie man dürres Zaunholz fährt, und waren vom Frost erstarrt und dürr wie Zaunholz und werden Würmern und Fischen (denn viele wirft man in gehauene Waken des Flusses) schlechte Speise geben. — Es war ein jammervoller Anblick, Menschenleiber, die einst mit Liebe und Freude bei ihrer Geburt begrüßt, die dann mit Liebe genährt und erzogen und endlich in der Blüte ihres Lebens durch einen wilden Eroberer von ihren Eltern und Gefreundten weggerissen wurden, so viehisch, ohne alle Zucht, ja mit an der Erde hinschlackernden Köpfen und gen Himmel stehenden Beinen, ohne alle Verhüllung dessen, was Menschlichkeit und Schamhaftigkeit sonst verhüllen, fortschleifen zu sehen.“ In einem verwüsteten Kloster waren die Leichen bis zum 2. Stockwerk übereinander getürmt, und in dem Gasthof, in dem Arndt eingekehrt war, stand der Schlitten auf einem in seiner vollen Montur unter Mist und Stroh niedergedretenen Franzosen.

Am 21. Januar 1813 kamen Stein und Arndt in Königsberg an, wo sie mit Freuden empfangen wurden. „Dies waren leuchtende Tage, diese kriegsbangen Tage“, sagt Arndt in seinen Erinnerungen,

„und jeder ward von der allgemeinen Gesinnung und Begeisterung mit fortgetragen und emporgehalten.“ Er schrieb dort sein Buch:

„Was bedeutet Landsturm und Landwehr?“

und sein bekanntestes Lied: „Was ist des deutschen Vaterland?“

Im März 1813 begab sich Arndt über Breslau nach Dresden. Im Hause des Appellationsrates Körner lernte er dessen Sohn Theodor und Goethe kennen. Voller Ingrimm gedenkt er noch in späteren Jahren des kalthherzigen Wortes, das der große Dichter angesichts der Freiheitsbegeisterung ausgesprochen hatte: „Schüttelt nur an euren Ketten, der Mann ist euch zu groß, ihr werdet sie nicht zerbrechen.“ In Dresden arbeitete Arndt am 3. Teil vom „Geist der Zeit“ und reiste dann anfangs Juli nach Reichenbach in Schlesien zu Stein. Nach dem Siege bei Leipzig eilte er auf den Schauplatz der großen Heldentaten und schrieb dort voller Begeisterung sein Buch: „Der Rhein, Deutschlands Strom, nicht Deutschlands Grenze.“ Auch entstanden damals einige seiner besten Lieder:

„Wer ist ein Mann?“

„Was blasen die Trompeten?“

„Wo kommst du her in dem roten Kleid?“

Nach mancherlei Wanderfahrten, die ihn an den Rhein, nach Frankfurt, Wien und bis nach Dänemark führten, ließ er sich in Bonn nieder, wo er 1818 an der neugegründeten Universität als Professor der Geschichte angestellt wurde.

c) Der verkannte Patriot.

Lektüre: Beschuldigung demagogischer Untriebe. (Teil II. S. 6).

Arndt hatte gehofft, sich in voller Hingabe der akademischen Tätigkeit von neuem widmen zu können, und nach vielbewegten Jahren sehnte er sich danach, auch wieder das Glück eines eigenen Hauswesens zu genießen. Er schloß einen neuen Ehebund mit einer Schwester Schleiermachers, und als ihm 1819 am ruhmreichen 18. Juni ein Sohn geboren wurde, nannte er ihn mit stolzer Freude „Siegfried.“ Wenige Tage später brach das Unwetter los, das ihn schon lange bedroht, ohne daß er es geahnt hatte. Eine Haussuchung fand statt, der eine Beschlagnahme seiner Papiere folgte. Man klagte ihn an, daß er geheimen Gesellschaften angehört, sich der Verführung der Jugend schuldig gemacht und Träume von einer republikanischen Umgestaltung seines Vaterlandes gehabt habe. Im November 1820 wurde ihm seine Lehrtätigkeit untersagt, und im Februar des folgenden Jahres begann die Verhandlung seiner Angelegenheit vor einer Spezial-Untersuchungskommission. Arndt protestierte in einer besonderen Verteidigungsschrift: „Ein abgenötigtes Wort aus seiner Sache“ gegen dieses

außerordentliche Gerichtsverfahren. Es war vergebens. Man stellte zwar nach zweijähriger Verhandlung das Verfahren gegen ihn ein, teilte ihm auch 1827 mit, daß die Untersuchung gegen ihn nichts ergeben habe; aber einen förmlichen Freispruch konnte er nicht erlangen. Er durfte auch seine Lehrtätigkeit nicht wieder aufnehmen. 20 Jahre lang, also während der besten Mannesjahre, blieb er vom Amte suspendiert. Es erscheint heut fast unbegreiflich, daß ein so warmherziger Patriot wie Arndt ein derartiges Schicksal erfahren konnte. Hatte er doch während seines ganzen Lebens in Wort und Tat seine vaterländische Gesinnung gezeigt, der Jugend den Weg der Pflicht gewiesen und die Männer zu Taten gerufen. Man sah ihn mit Recht als den berufenen Hüter des Deutschtums an. Rückert charakterisiert ihn trefflich in den folgenden Versen:

„Der hat zu allen Zeiten
Vorn fremden Wesen streng gewarnt
Und ließ nicht ab vom Streiten.
Er stellt' als unverdroßner Scherg'
Sich vor den welschen Venusberg,
Der wahre treue Eckart.“

Arndts Geschick erklärt sich aus den traurigen Verhältnissen in Deutschland nach den Freiheitskriegen. Die Politik Metternichs lastete wie ein Alpdruck auf den Völkern und unterband jede freiere Regung.

Friedrich Wilhelm IV. machte bei seinem Regierungsantritt das Unrecht, das Arndt erfahren hatte, sogleich wieder gut und setzte ihn in sein früheres Amt ein. Während der unfreiwilligen Muße war der Dichter nicht untätig gewesen. Als Ältester der Kirche hat er mit regem Interesse namentlich für die Verbesserung des Gemeindegesanges Sorge getragen. Im Jahre 1819 erschien sein Buch: „Von dem Wort und dem Kirchenliede“, in dem er auf den reichen Schatz unserer geistlichen Lieder hinwies und lebhaft für ein einheitliches Gesangbuch eintrat. Mit seiner Wiedereinsetzung im Jahre 1840 schien seine Lebenskraft zu wachsen. In demselben Jahre veröffentlichte er seine Selbstbiographie: „Erinnerungen aus dem äußeren Leben.“ Fünf Jahre später gab er einige Flugschriften heraus unter dem zusammenfassenden Titel: „Schriften für und an meine lieben Deutschen.“ Im Jahre 1848 wurde Arndt Gelegenheit gegeben, auch wieder an den politischen Ereignissen teilzunehmen. Er wurde zum Abgeordneten des Frankfurter Parlaments gewählt. Trotz seines hohen Alters glaubte er sich dieser Tätigkeit nicht entziehen zu dürfen; er wollte, „das gute, alte deutsche Gewissen“ vorstellen. Enttäuscht, wie viele Patrioten seiner Zeit, kehrte er heim. Im Jahre 1854 gab er sein akademisches Lehramt auf und widmete sich ganz seiner schriftstellerischen Tätigkeit. 1858 erschien sein Buch: „Wanderungen und Wanderungen mit dem Reichsfreiherrn von Stein“, und im folgenden

Jahre war es ihm vergönnt, noch eine neue Auflage seiner Gedichte vorzubereiten. Wie ein treuer Vater nimmt er im Vorwort Abschied von seinen lieben Deutschen. Eine Nachbildung der ersten Niederschrift „des Grabliedes“ wurde der Gedichtsammlung beigelegt. Arndt hatte es einst im rüstigen Mannesalter gedichtet; doch erst jetzt spiegelte es seine Stimmung wieder. Er hatte mit dem Leben abgeschlossen und sagte:

„Geht nun hin und grabt mein Grab;
Denn ich bin des Wanderns müde!“

Am 29. Januar 1860 entschlief er sanft. Angesichts des schönen Rheinstroms hat ihm das deutsche Volk in Bonn 1865 ein Denkmal errichtet mit den vier Inschriften:

Ernst Moriz Arndt.

Der Rhein, Deutschlands Strom, nicht Deutschlands Grenze.
Der Gott, der Eisen wachsen ließ, der wollte keine Knechte.
Errichtet vom deutschen Volke. MDCCCLXV.

d) Der patriotische Sänger.

Während seines ganzen Lebens trat Arndt aus innerster Überzeugung für alles Ideale und Sittliche ein. Herrliche Worte weihte er dem Vaterland und der Freiheit, begeistert sang er von deutschem Heldentum und deutscher Geistesmacht, und eindringlichst ermahnte er zur Gottesfurcht; denn von Gott allein erwartete er die Errettung aus der schweren Not. Wie ein zweiter Demosthenes warnte er sein Volk, der gleisnerischen Stimme der Franzosen zu trauen und der deutschen Tugend untreu zu werden.

1) Von Vaterland und Freiheit.

Lektüre: Von Freiheit und Vaterland. (Teil II. S. 9).
Des Deutschen Vaterland. (Teil II. S. 10).
Warum ruf' ich? (Teil II. S. 12).

In der Abhandlung: „**Von Freiheit und Vaterland**“, dem 12. Kapitel seines „Katechismus für den deutschen Kriegs- und Wehrmann“, wendet Arndt sich gegen das Weltbürgertum, das ein bestimmtes Vaterland ablehnte. Er geißelt jene Anschauung, die in dem alten Römerworte* gipfelt: „Wo es mir gut geht, das ist mein Vaterland.“ Nur ein Genußmensch kann so sprechen; er stellt sich

* Cicero, Tusc. Disp. V, 37, 108: „Patria est, ubicumque est bene.“
Als Citat meist verändert gebraucht: „Ubi bene, ibi patria.“

dadurch auf eine Stufe mit dem Tiere, das auch die fettesten Weiden am meisten schätzt. Der Mensch wird durch die Vaterlandsliebe auf einen höheren Standpunkt erhoben.

Die Liebe zum Vaterland knüpft sich erstens an die Natur des Heimatlandes. In ihr offenbaren die Sonne und die Sterne die Güte Gottes, Blitze tun seine Allmacht kund, und gewaltige Sturmwinde sind Zeugen seiner Gerechtigkeit.

Die Liebe zum Vaterland ist zweitens an das Elternhaus gebunden. Dort hat uns die Mutter in der Kindheit gehütet, und der Vater hat Lehren der Weisheit und der Sittlichkeit in unser Herz gepflanzt.

Nicht von der äußeren Schönheit der Heimat ist die Vaterlandsliebe abhängig. Selbst wenn die Natur mit ihren Gaben gefarrt hat, lieben wir doch unser Vaterland, weil frohe Kindheits-erinnerungen uns innig mit ihm verbinden. —

Ein ebenso kostbares Gut, wie das Vaterland, ist die Freiheit. Jedem Lebewesen ist das Freiheitsgefühl in die Brust gelegt; es ist das untrügliche Zeichen unsers göttlichen Ursprungs.

Frei ist ein Volk nur, wenn es ihm vergönnt ist, nach der Sitte und nach den Gesetzen der Väter zu leben, und wenn kein fremder Gewalthaber ihm seinen Willen aufzwingt.

Die wahre Freiheit ist mit Sittlichkeit gepaart; sie wird deshalb — wie alles Gute auf Erden — angefeindet und bekämpft.

Nur die richtige Erkenntnis von dem Werte des Vaterlandes und der Freiheit kann die Errettung aus Feindeshänden bringen. Genüßmenschen und Sklavenseelen sind zu keinem großen Werke fähig.

In dem Gedicht: „**Des Deutschen Vaterland**“ beantwortet Arndt die Frage, wo das Vaterland der Deutschen ist. Noch hatte sich der Gedanke von einem gemeinsamen Vaterlande nicht durchgerungen. Eine tiefe Kluft bestand zwischen dem Norden und dem Süden. Waren doch die süddeutschen Staaten die treuen Bundesgenossen Napoleons, und auch im Westen schien das Deutschtum mehr und mehr zu schwinden. Da war es notwendig, den Deutschen einmal vor die Seele zu führen, daß sie alle nur ein Vaterland haben. Arndts Lied wendet sich schroff gegen den Partikularismus, jene Sonderbündelei, die der Bildung des Einheitsstaates widerstrebte.* Noch deutlicher äußert er seine Anschauung in dem Gedichte „Freudenklang“:

„Nicht Bayern und nicht Sachsen mehr,
Nicht Osterreich und nicht Preußen,
Ein Land, ein Volk, ein Herz, ein Heer,
Wir wollen Deutsche heißen.“

* Vergl. Rückert: „Die drei Gesellen. (Teil II. S. 101.)

In dem Gedicht „Des Deutschen Vaterland“ weist Arndt zuerst darauf hin, wo wir das Vaterland der Deutschen nicht zu suchen haben. Es liegt nicht in Preußen, im Schwabenlande, am schönen Rhein, oder sonst in einem Teile Deutschlands, welche Vorzüge mit dem betreffenden Lande auch verbunden sein mögen, und wieviele glorreiche Erinnerungen sich damit verknüpfen. Der Deutschen Vaterland ist größer.

Arndt zeigt im zweiten Teile seines Gedichts, wo das Vaterland der Deutschen ist. Es ist da, wo deutsch gesprochen wird, schlichte Frömmigkeit waltet, die echt deutschen Eigenschaften der Liebe und Treue herrschen, und wo alle von dem Gefühl des Hasses gegen die Franzosen erfüllt sind. Dies Land der Sehnsucht, dieses einige und starke Deutschland kann nur erstehen, wenn Gott sich dem deutschen Volke wieder gnädig zuwenden und in seinem Herzen den alten deutschen Mut erwecken wird.

Arndt wäre sich selbst untreu geworden, wenn er jemals aufgehört hätte von Vaterland und Freiheit zu singen. Zu ihrem Preise erhebt der 68jährige Greis noch einmal im Jahre 1837 seine Stimme in alter Jugendfrische in dem Liede: „**Warum ruf' ich?**“ Obwohl er in seiner Liebe zum Vaterland viele Enttäuschungen während seines langen Lebens erfahren hat und seine weißen Haare ihn an den Tod mahnen sollten, so will er doch nicht aufhören, von Vaterland und Freiheit zu singen. —

Seine eigene Vergänglichkeit weist ihn vielmehr auf die ewige Dauer von Vaterland und Freiheit hin. Wenn sein Leib längst Staub ist und niemand seinen Namen mehr kennt, dann werden Millionen von Menschenherzen höher schlagen beim Klange der Wörter: Vaterland und Freiheit. —

Das Menschenleben gleicht der vergänglichen Morgendämmerung, das Vaterland der ewigen Sonne, dem unerschöpflichen Lebensquell. Noch im Jenseits wird es uns freudig bewegen, wenn wir an unserm Teil am Bau des Vaterlandes mitgeholfen und dadurch unsern Nachkommen die Grundbedingungen eines glücklichen Lebens geschaffen haben. —

Das Vaterland ist ein heiliges Gut, weil wir es aus Gottes Hand empfangen haben. Wir müssen es wie einen köstlichen Schatz hüten. Alles andere ist nichtig dagegen, selbst das Leben und der Ruhm des Einzelnen. Das Vaterland wird durch die Jahrtausende blühen und mit ihm werden auch die deutsche Treue und die deutsche Ehre fort dauern. Unser Leben ist kurz, wir müssen bald von hinnen; doch unsere Liebe zum Vaterlande hört auch mit unserm Tode nicht auf. —

2) Von Geldentum und Geistesmacht.

- Lektüre: Vaterlandslied. (Teil II. S. 13).
Das Lied vom Schill. (Teil II. S. 14).
Das Lied vom Feldmarschall. (Teil II. S. 16).
Blüchers Persönlichkeit. (Teil II. S. 17).
Die Leipziger Schlacht. (Teil II. S. 17).
Der Waffenschmied der deutschen Freiheit.
(Teil II. S. 18).
Scharnhorst als Ehrenbote. (Teil II. S. 20).
Scharnhorsts Persönlichkeit. (Teil II. S. 21).
Das Lied vom Stein. (Teil II. S. 22).
Steins Persönlichkeit. (Teil II. S. 24).
Das Lied vom Rhein. (Teil II. S. 26).
Als Thiers die Welschen aufgerührt hatte.
(Teil II. S. 27).
Einheitshoffnung. (Teil II. S. 28).

In dem „Vaterlandsliede“, das 1812 entstand, fordert Arndt zum Kampfe für Vaterland und Freiheit auf. Der Kampf ist ein von Gott gewollter. Er hat den Menschen das Eisen zu Waffen gegeben, Mut in ihre Herzen gepflanzt und ihnen die freie Rede verliehen, damit sie mit Wort und Tat für die Befreiung des Vaterlandes eintreten sollen. —

Kein Deutscher darf künftig im Dienst des Tyrannen Napoleon kämpfen und sich zum Werkzeug seiner ehrgeizigen Politik machen lassen, wie es noch im Jahre 1812 geschehen ist. Wer aber aus Zuneigung zu ihm das Schwert ergreift, verdient den Tod von der Hand seiner eigenen Landsleute. —

Unserm heiligen Vaterlande, in dem Liebe und Treue wohnen, das reiche Schätze des Geistes birgt und das durch Schönheit der Natur ausgezeichnet ist, verbinden wir uns durch einen Schwur: Alle Freunde des Tyrannen, die Schergen seiner despotischen Laune, sollen geächtet werden. Ihr Leib diene Krähen und Raben zur Nahrung. Sind die inneren Feinde vertilgt, dann sollen alle freiheitsliebenden Männer zum Rachezuge ausziehen und die Franzosen ebenso vernichten, wie die Väter einst die Römer in der Hermannsschlacht vernichtet haben. —

Was jahrelang unterdrückt in den Herzen geschlummert hat, kann nun ungehindert hervorbrechen. Der Haß gegen den Tyrannen, die Kampfesfreude und die heilige Begeisterung sollen wie eine gewaltige Flamme emporlohen, und alle Deutschen sollen auf dieses Zeichen hin in den Kampf eintreten. Zu Gott müssen sich die Herzen richten und zu ihm die Hände sich im Gebet erheben. Erst seine Hülfe gibt die Gewißheit, daß nun die Knechtschaft eine Ende haben wird. —

Keiner darf zögern, in den Kampf zu gehen und sich dieser heiligen Pflicht gegen das Vaterland entziehen. Die Vernichtung der Feinde muß allen ein Gefühl der höchsten Wonne bereiten.

Der Krieg wird schwere Opfer fordern. Jeder muß bereit sein, den Heldentod für das Vaterland zu sterben. Sieg oder Tod! heiße die Losung. —

Schon einige Jahre vor dem eigentlichen Freiheitskriege machte der Major Schill einen Versuch zur Befreiung seines Vaterlandes. Seine Tapferkeit war bereits in den Unglücksjahren 1806/7 bewundert worden. Bei Auerstedt hatte er eine ehrenvolle Wunde empfangen, und bei Kolbergs Verteidigung war sein unerschrockener Mut noch leuchtender hervorgetreten. Als der österreichische Krieg 1809 eine Befreiung des Vaterlandes aussichtsvoll erscheinen ließ, ging er eigenmächtig vor, um in Norddeutschland eine allgemeine Volkserhebung nach dem spanischen Vorbilde herbeizuführen. Sein Unternehmen schlug jedoch fehl; denn noch war die Stunde der Befreiung nicht gekommen. — Arndt hat den tapfern Mann in dem „**Lied vom Schill**“ verherrlicht. Er schildert zuerst seinen hoffnungsvollen Auszug aus Berlin. Am 28. April 1809 verließ Schill mit 600 Husaren die Hauptstadt, um angeblich eine größere Übung vorzunehmen. Gegen 1000 Jäger schlossen sich ihm an. Die tapfere Schar zog nicht auf Befehl eines Herrschers aus, sondern wurde von inniger Liebe zum Vaterlande getrieben. —

Anfangs war Schills Kampf erfolgreich. Am 5. Mai stieß er bei Dodendorf, unfern der Festung Magdeburg, auf eine Abteilung der französischen Besatzung und brachte ihr einige Verluste bei. Darauf schlug er den Weg zur Ostsee ein, um sich mit den Engländern zu verbinden. Am 15. Mai erstürmte er die mecklenburgische Grenzfestung Dömitz und wandte sich dann nach Pommern. Er hoffte, daß bald kein Franzose mehr dort sein würde, der sein „Qui vive?“ (Werda) schreien könnte. Auch Stralsund, das Wallenstein (1628) vergeblich belagert und Karl XII. (1715) tapfer verteidigt hatte, nahm er ein. Er stellte die Festungswerke, die von den Franzosen zerstört worden waren, notdürftigst wieder her, um einen Ansturm der Feinde zurückzuschlagen zu können. —

Bald darauf ereilte ihn sein Verhängnis. In heimtückischer Weise vollzog sich seine Einschließung. Die Dänen leisteten hierbei Schergendienste. Am 31. Mai drang der Feind in die Stadt, und in einem heftigen Straßenkampfe wurde Schills tapfere Schar vernichtet, er selbst aber getötet. —

Sein Ende war überaus schmachvoll. Die Feinde gewährten ihm kein ehrenvolles Begräbnis, sondern trieben mit seinem Leichnam ein frevelhaftes Spiel. Sie schnitten ihm den Kopf ab und warfen dann den Leib in ein schlechtes Grab. —

Ehrenvoll ist jedoch der Nachruhm des tapfern Mannes. Wenn man ihm auch kein Denkmal* errichtet hat, so ist er trotzdem nicht vergessen. Er lebt im Herzen seines Volkes für alle Zeiten fort. Und wie der Name Schill einst die Freiheitskämpfer zum Rachekrieg

* Vgl. Anmerkungen zu Arndt, Das Lied vom Schill. (II. Teil.)

anspornte, so ruft er auch alle künftigen Geschlechter zum Kampfe für ihr Vaterland. —

Unter allen Helden der Befreiungskriege ist Blücher der volkstümlichste gewesen. In dem Gedichte: „**Das Lied vom Feldmarschall**“ entwirft Arndt ein treffliches Charakterbild von ihm. Zuerst lernen wir Blüchers Persönlichkeit* kennen.

Das Gedicht versetzt uns mitten ins frische, fröhliche Lagerleben. Die Trompeten erklingen, die Husaren sprengen herbei; alles ist Leben und Bewegung. Der Feldmarschall will eine Musterung seiner tapfern Schar vornehmen. Er ist der erste auf dem Platze. Auf seinem mutigen Pferde sprengt er die Reihen entlang und schwingt dabei sein Schwert, das im Sonnenscheine glänzt. Ihn drückt noch keine Beschwerde des Alters. Seine Augen leuchten so klar, wie die eines Jünglings, und sein weißes Haar umwallt noch dicht das Haupt. Er gleicht dem Weine, dem die Fülle der Jahre immer mehr Feuer verleiht. Ihm kann deshalb trotz seines Alters das Geschick des Heeres anvertraut werden. —

In den folgenden Versen des Gedichts werden wir mit den Kriegstaten Blüchers bekannt gemacht, und zwar lernen wir sie zuerst im allgemeinen kennen. In der Zeit der Not ließ er nicht den Mut sinken. Er leistete damals den zornigen Schwur, den Feinden einst die altdeutsche Tapferkeit wieder beweisen zu wollen. Treu hat er diesen Schwur gehalten; denn er war einer der ersten, die zu den Waffen eilten, als sein König rief, und ihm ist es ganz besonders zu verdanken, daß Deutschland sobald von den Franzosen gesäubert worden ist. —

Die besonderen Taten Blüchers knüpfen sich an die Namen der Schlachten bei Lützen, an der Katzbach, bei Wartenburg und bei Leipzig. Bei Lützen oder Großgörschen rang die junge preussische Armee unter Blücher mit den Franzosen am 2. Mai 1813 um den Sieg. 15 000 tote und verwundete Feinde deckten das Schlachtfeld, und viele entflohen vor der ungestümen Tapferkeit der Preußen. Ein vollständiger Erfolg war leider nicht zu erzielen, da die Hülfe der Russen im entscheidenden Augenblicke versagte. Glänzend war der Sieg, den Blücher am 26. August 1813 über Macdonald an der Katzbach errang. Viele tausend Franzosen wurden in den reißenden Fluß getrieben, wo sie ertranken. Bei Wartenburg erzwang sich Blücher am 3. Oktober trotz der starken Gegenwehr der Feinde den Übergang über die Elbe und konnte nun zur Entscheidungsschlacht eilen.

Die Schlacht bei Leipzig wurde zu einem Ehrentage für Blücher, da ihm hauptsächlich der glänzende Sieg, durch den Napoleons Macht zertrümmert wurde, zu verdanken ist. Der König von Preußen ehrte seinen tapferen Feldherrn hierfür, indem er ihn zum Feldmarschall ernannte.

* Vgl. „Blüchers Persönlichkeit.“ (Teil II. S. 17).

Bald nach dieser Schlacht war kein Franzose mehr auf deutschem Boden. Wollte man aber die Zukunft des Vaterlands sicher stellen, so mußte der Feind noch im eignen Lande besiegt werden. Der Dichter schließt deshalb sein Gedicht mit der Aufforderung an Blücher, nicht zu säumen, sondern den Siegeszug nach Frankreich anzutreten. —

Mit dem gewaltigsten Ereignis der Befreiungskriege, der Völkerschlacht bei Leipzig, macht uns Arndt durch das Lied: **„Die Leipziger Schlacht“** bekannt. Er hat die Form des Zwiegesprächs* gewählt. Ein heimkehrender Krieger wird von einem Vaterlandsfreunde gefragt, warum sein Kleid von Blut gerötet sei. Er gibt in seinen Antworten ein anschauliches Bild des Kampfes. Zuerst erfahren wir ganz allgemein, daß eine Schlacht stattgefunden hat, die sehr blutig war und deshalb große Trauer über das deutsche Volk gebracht hat. —

Dann wird uns der Ort der Schlacht genannt, und abermals wird die Furchtbarkeit des Kampfes hervorgehoben. —

Als die Kämpfer in der Schlacht werden in dem Liede die Russen, die Schweden, die Preußen und die Österreicher aufgeführt. —

Von dem Ausgang des Kampfes wird uns frohe Kunde: Gottes starke Hand hat die Feinde vernichtet; sie sind vergangen, „wie Spreu, die der Wind verstreut.“ —

Für diese Nachricht, die wie eine Himmelsbotschaft klingt, spricht der Vaterlandsfreund dem Krieger seinen Dank aus. Hat der Kampf zwar viele Opfer gekostet, so steht der Erfolg doch auch im Einklang damit; denn die Leipziger Schlacht hat dem Vaterlande die Freiheit wiedergegeben.

Leipzigs Ruhm wird ewig währen; stets wird mit dem Namen der Stadt die Erinnerung an den herrlichen Sieg verknüpft sein. —

Zu den Männern, denen hauptsächlich die Befreiung des Vaterlandes zu verdanken ist, gehört Scharnhorst; denn er schuf das neue Heer, das die Vereinigung aller moralischen und physischen Kräfte der Nation war. Arndt feiert ihn in dem Gedicht: **„Der Waffenschmied der deutschen Freiheit“**.

Scharnhorst** gebührt der höchste Preis, weil er ohne zu verzagen, furchtlos und unermüdet in der Stille wirkte, indem er die Taten der Väter sich zur Richtschnur nahm. —

Er ging bescheiden und lauter den Pfad der Tugend und ließ sich durch keinen Widerstand seiner Feinde beirren. —

Ihn lockten nicht Reichtum und Ehre; ihn trieb einzig die Vaterlandsliebe zum Handeln. Das Ziel seines Strebens war die Befreiung Deutschlands. —

Er trotzte dem Hohn der Feiglinge und Spötter, die alle seine Bemühungen für nutzlos erklärten, und verzweifelte niemals am Vaterlande.

* Der Anfang des Gedichtes ist eine Nachbildung von Jesaja, Kap. 63, V. 1 und 2. „Wo ist der, so von Edom kommt, mit rötlichen Kleidern von Bazra? — Warum ist denn dein Gewand so rotfarb und dein Kleid wie eines Kelterretters?“

** Scharnhorsts Persönlichkeit. (Teil II. S. 21).

Scharnhorst schmiedete die Freiheitswaffe, indem er ein Heer schuf, das fähig war, den Kampf mit dem übermächtigen Gegner aufzunehmen. —
Rastlos sann er darüber nach, wie er Deutschland wieder zu Ruhm und Ehre bringen könne.

Mit seinem Heldenblute weihte er den Freiheitskampf und gab damit zugleich ein teures Unterpfand für die Zukunft seines Vaterlandes. —

Sein Name ist eine Bürgschaft dafür, daß einst wieder bessere Zeiten dem deutschen Lande beschieden sein werden. —

Der Wächter deutscher Ehre, der mutige Kämpfer für Deutschlands Freiheit verdient den Eichenkranz als Lohn. —

In der Schlacht bei Groß-Görschen oder Lützen wurde Scharnhorst verwundet. Bald darauf eilte er nach Prag, um Oesterreich für den Krieg zu gewinnen.

Seine Wunde schien anfangs nicht gefährlich, verschlimmerte sich jedoch plötzlich, und am 28. Juni 1813 ereilte ihn der Tod. In dem Gedicht: „**Scharnhorst als Ehrenbote**“ bezeichnet Arndt ihn als den Würdigsten, um den tapferen Helden im Jenseits die Kunde zu bringen, daß Deutschland entschlossen sei, die Ketten der Knechtschaft zu zerbrechen und Rache für die erlittene Schmach zu nehmen.

Er kann furchtlos Hermann die Rechte geben und ohne Scheu den Helden der Vorzeit ins Angesicht schauen, weil er ihnen ebenbürtig ist.

Sein Vorbild erweckt Macheiferung auf Erden; denn er war ein Spiegel aller Männertugenden und ein Biedermann. Sein Grabeshügel wird deshalb stets eine geweihte Stätte, ein Unterpfand für Deutschlands Befreiung und ein Wahrzeichen der Treue sein.

Dort werden freie Deutsche einst in der Väter Weise Verträge durch einen Händedruck schließen, und Bräuten wird man den Hochzeitskranz aus dem Grün seines Grabes winden.

Keinen besseren Ort finden die Vaterlandsfreunde, um sich in der Stille der Nacht gegen alle Feinde Deutschlands zu vereinen. Dorthin wird auch der Vater seinen Sohn führen, um ihn zum Dienst für das Vaterland zu weihen. Zu allen Zeiten möge der Name Scharnhorst wie das Amen gläubiger Hoffnung sein. —

Unter allen führenden Geistern im Zeitalter der Befreiungskriege ist der Freiherr von Stein unstreitig der bedeutendste gewesen. Arndt hat den tiefen Eindruck, den er in jahrelangem Verkehr mit ihm gewonnen, in seinen „Erinnerungen aus dem äußeren Leben“ und namentlich in den „Wanderungen und Wandelungen mit dem Freiherrn von Stein“* kund getan. „**Das Lied vom Stein**“ ist eine poetische Würdigung des großen Mannes. In wenigen Strichen wird uns sein Entwicklungsgang schwungvoll gezeichnet. —

Auf der einsamen Felsenburg an der Lahn wuchs der begabte Knabe auf. Dort fand er die rechte Vorbereitung für die Zukunft. Auf seinem Stammsitze, der das niedere Getriebe der Erde überragte

* Steins Persönlichkeit. (Teil II. S. 24).

und der ewigen Sonne zustrebte, wandte er sich schon früh allem Edlen und Hohen zu. Er tauschte den Taten der Väter und nährte seine Seele mit den ewigen Idealen der Menschheit. Bald erfüllte ihn stolze Kraft, und es drängte ihn, sie zu betätigen und für alles Gute einzutreten. —

Er verließ das Schloß seiner Ahnen; doch herbe Enttäuschungen wurden ihm zu teil. Er machte die Erfahrung, daß das Gute in dieser Welt viele Feinde hat. Finsterlinge suchen jeden Fortschritt zu hemmen, und Unfähige mißbrauchen oft ihre einflußreichen Stellungen und lassen nichts Großes neben sich aufkommen.

Steins Idealismus war aber nicht zu erschüttern. Er glaubte an den Sieg des Guten; er wußte, daß es fest wie Gott und das Weltall steht und jeden Angriff überdauert.

Aus dieser Ueberzeugung heraus nahm er den Kampf mit den Mächten der Finsternis mutig auf, und es gelang ihm, mit Gottes Hilfe die Kinder der Nacht in ihre Schlupfwinkel zurückzutreiben. Glänzender als je strahlten wieder die deutsche Ehre und Tugend.

Nach allen Kämpfen ward dem Freiherrn von Stein ein schöner Lebensabend beschieden. Von seiner einsamen Burg sah er hinab in ein freies Deutschland, das durchflutet wurde von den grünen Bogen des freien Rheins. Sein Lebenswerk war gelungen: Der Deutsche hatte wieder ein Vaterland, in dem Freiheit und Recht walteten. —

Der zweite Pariser Friede beendigte die Befreiungskriege. An den Verhandlungen beteiligte sich auf Hardenbergs Veranlassung auch der Freiherr von Stein. Er erstrebte für sein Vaterland günstige Friedensbedingungen, und vor allem wollte er die Gewähr der Friedensdauer erlangen. Den Freunden Frankreichs rief er zu: „Wie kann man sagen, daß das französische Volk, welches durch die Teilnahmlosigkeit der Guten, die Verderbtheit der Schlechten, Europas Ruhe gestört hat, welches noch nicht sich selbst überlassen werden kann, recht hat, seine Unverletztheit zu verlangen? Mit Recht verlangen die Völker von den jetzt in Paris versammelten Ministern, daß man Einbruchskriegen zuvorkommen, daß man aufhöre, ihr Blut zu vergießen und ihr Eigentum zu opfern.“ Um Europas Ruhe zu sichern, wollten die Verbündeten die Grenzprovinzen noch längere Zeit durch ihre Truppen besetzen. Stein dagegen schlug vor, den Franzosen die Angriffspunkte zu nehmen und den Nachbarstaaten die zur Verteidigung unerläßlichen Plätze zu geben: Maubeuge, Givet, Philippeville mußten zu den Niederlanden, die Gebiete östlich einer Linie, die von Diedenhofen nach Straßburg reichte, zu Deutschland geschlagen werden. Steins Vorschlag wurde abgelehnt. Ingrimig rief er aus: „Es ist klar, die Russen wollen, daß wir verwundbar bleiben!“ Mehr als ein halbes Jahrhundert verging, ehe die einstmals deutschen Gebiete wieder gewonnen wurden. Die politische Schwäche Deutschlands nach den Befreiungskriegen erweckte in den Franzosen die alte Begehrlichkeit nach der

Rheingrenze. Im Jahre 1840 suchte der französische Staatsmann Thiers die Leidenschaft seines Volkes nach dieser Richtung abzuleiten und durch die Erwerbung des Rheingebietes einen Ersatz für fehlgeschlagene Hoffnungen zu schaffen. Da regte sich in ganz Deutschland die Vaterlandsliebe und die Kampfeslust. Schneckenburger schrieb „Die Wacht am Rhein“ und Nikolaus Becker sein schwungvolles Rheinlied: „Sie sollen ihn nicht haben, den freien, deutschen Rhein!“ Arndt war schon im Jahre 1813 für die Erhaltung des Rheinlandes eingetreten. Als Metternich nach der Völkerschlacht bei Leipzig den Frieden durch Preisgabe der Rheingrenze herbeiführen wollte, schrieb Arndt sein Büchlein: „Der Rhein, Deutschlands Strom, nicht Deutschlands Grenze.“ Beckers Lied erweckte in Arndt die alte Kampfesstimmung und veranlaßte ihn, wieder seine Stimme zum Schutze des Rheins zu erheben. Im Jahre 1840 sang er „Das Lied vom Rhein an Niklas Becker“ und im Herbstmonat 1841 seinen schwungvollen Hymnus: „Und brauset der Sturmwind des Krieges heran.“

„Das Lied vom Rhein“ schildert die Wirkung, die Beckers Weckruf in Deutschland hatte. Mit Blitzesschnelle verbreitete sich die Kunde von dem geplanten Frevel der Franzosen überallhin. Es rief die Erinnerung an die leidvollen Tage wach, als Ludwig XIV. ungestört deutsches Land rauben konnte; aber gleichzeitig erweckte es das freudige Gefühl, daß die neuen Drohungen der Franzosen sich nicht an ein ohnmächtiges Deutschland richteten. Das Lied rief das ganze Vaterland zum Kampfe auf; alle Deutschen vereinigten sich in dem Gelübde, den Rhein und seine Güter zu schützen. Den Franzosen aber klang aus dem Liede die Warnung entgegen: Ein neues Geschlecht lebt in Deutschland, das bereit ist, Gut und Blut für das Vaterland zu opfern. Die Herausforderungen früherer Tage richteten sich an ein uneiniges Deutschland. Jetzt ist eine andere Zeit angebrochen. Wie ein Mann werden alle sich erheben, um den schönen Rhein zu schützen. —

Das Lied: „Als Thiers die Welschen aufgerührt hatte“ klingt wie ein prophetischer Hinweis auf die Jahre 1870/71. Was Arndt 1841 heiß ersehnt hat, erfüllte sich 30 Jahre später. Die deutsche Geduld riß endlich, wie zu allen Zeiten, wenn der Deutsche angegriffen wurde, und der „furor teutonicus“, d. i. die deutsche Wut, erwachte.*

In dem ersten Verse seines Liedes richtet Arndt die Aufforderung an die Deutschen, sich einmütig zu erheben, wenn sie angegriffen würden. Furcht und Grauen sollten sie ins Feindesland tragen, um den Erbfeind für immer zu schrecken. —

* Am 6. Februar 1888 richtete Bismarck an den unruhigen Nachbar die Warnung: „Im Falle eines Angriffs wird das ganze Deutschland von der Memel bis zum Bodensee wie eine Pulvermine ausbrennen und von Gewehren starren, und es wird kein Feind wagen, mit diesem furor teutonicus, der sich bei dem Angriff entwickelt, es aufzunehmen.“

Der zweite Vers spricht den festen Entschluß aus, mit den Franzosen abzurechnen, um endlich das alte Schuldkonto zu begleichen.

Im dritten Verse nennt der Dichter den Grund zum Kampfe, indem er auf den alten Frevel der Franzosen hinweist, der immer noch der Sühne harret. Im Jahre 1552 gewann Frankreich durch List die Städte Metz, Toul und Verdun, und im Westfälischen Frieden streckte es seine Hand nach dem Elsaß aus. Durch frechen Raub wurde 1681 Straßburg vom Deutschen Reiche losgerissen, und 1766 ging auch Lothringen verloren. —

Der letzte Vers fordert die Deutschen auf, die Rüstung zum Kampfe vorzunehmen. Alle deutschen Stämme sollen sich zusammenscharen; denn die Uneinigkeit bewirkte Deutschlands Schwäche, die von den Feinden zu allen Zeiten ausgenutzt worden ist. —

Die Einheit Deutschlands war Arndts Jugendtraum und blieb seine Hoffnung im Alter. Als die Nationalversammlung sich auflöste und die meisten Abgeordneten 1849 Frankfurt voller Erbitterung verließen, rief er aus:

„Wir sind geschlagen, nicht besiegt.

In solcher Schlacht erliegt man nicht.“*

Seine unerschütterliche Zuversicht auf eine glückliche Zukunft Deutschlands spiegelt das Gedicht: **„Einheitshoffnung“** wieder. Er sagt darin, daß es zwar noch manches Kampfes bedarf, um ans Ziel zu gelangen. Deutsches Heldentum und deutsche Geistesmacht werden noch viele Schlachten schlagen müssen, bis der Sieg errungen wird. Endlich aber wird Deutschland in alter Kaiserherrlichkeit erstehen:

„Neu wachen die Heinriche, Friedrichs auf,
Mit ihnen die Seher, der Helden Schar,
Die deutsche Sonne mit glänzenden Tagen
Lenkt über die Häupter der Völker den Wagen.“**

3) Von Gottesfurcht und deutscher Tugend.

Lektüre: Von der Gottesfurcht. (Teil II. S. 28).

5 Lieder aus dem Katechismus für den deutschen Kriegs- und Wehrmann. (Teil II. S. 29).

Wer ist ein Mann? (Teil II. S. 34).

Des deutschen Knaben Robert Schwur. (Teil II. S. 34).

Deutscher Trost. (Teil II. S. 35).

Bundeslied. (Teil II. S. 36).

Ernst Moritz Arndt hatte schon im Elternhause den Grund zu dem tiefen Glauben gelegt, der für ihn die Quelle aller Kraft wurde und ihm einen Halt in den Stürmen seines vielbewegten Lebens gab.

* Arndt, Aus Frankfurt weg! (Mai 1849). Sämtl. Werke. V. Bd. S. 204.

** Arndt, Hahnenfrie des deutschen Morgens. (1848). Sämtliche Werke. V. Bd. S. 178.

Weil er Gott fürchtete, war ihm Menschenfurcht fremd; weil er sich vor ihm demütigte, konnte er den Menschen stolz entgegentreten. In einem seiner Sprüche sagt er:

„Vor Menschen ein Adler, vor Gott ein Wurm,
So stehst du fest im Lebenssturm.
Nur wer vor Gott sich fühlet klein,
Kann vor den Menschen mächtig sein!“

Das 17. Kapitel in dem „Katechismus für den deutschen Krieger- und Wehrmann“ handelt **„Von der Gottesfurcht.“** Der ausziehende Krieger soll es tief im Herzen empfinden, daß ein gerechter Gott die Schicksale der Völker bestimmt. Dieser Glaube ist die beste Schutz- und Trugwaffe; er macht unüberwindlich und furchtlos, ist ein Zügel der Leidenschaften, eine Stütze im Unglück, ein Trost im Leid, eine Richtschnur beim Handeln und die Zuversicht auf ein besseres Dasein. Er gibt die wahre Herzensfröhlichkeit im Leben und im Tode und Standhaftigkeit im Glück und im Unglück. —

Der Katechismus trägt als Motto eine Stelle aus dem Propheten Joel: „Fürchte dich nicht, liebes Land, sondern sei fröhlich und getrost; denn der Herr kann auch große Dinge tun.“*

Durch die beigegebenen Lieder, die im Tone der evangelischen Kirchenlieder gedichtet sind, will Arndt dem deutschen Krieger Trost, Kampfesmut und Gottvertrauen ins Herz flößen.

„**Das Trostlied**“ ist im Rhythmus des Liedes: „Was Gott tut, das ist wohlgetan“, gedichtet. Die dritte Strophe enthält Anklänge an das gewaltige Lutherlied: „Ein feste Burg ist unser Gott.“ Im Hinblick auf den 46. Psalm wird Gott des Wehrmanns Zuversicht, sein Schutz und seine Waffe genannt. Gott hat den Freiheitsdrang und das Rechtsgefühl in die Brust der Menschen gelegt. Er wird alles zum Besten lenken. —

Die höllischen Mächte können nichts ausrichten, wie trotzig sie sich auch gebärden und wieviel Unheil sie auch anrichten: Gott ist doch mächtiger. —

Wenn auch das göttliche Licht oft verdrängt scheint und die Zahl der Kinder der Finsternis noch so sehr zunimmt, so wird den Guten doch endlich der Sieg zufallen. —

Diese Zuversicht gleicht einer Waffe aus Stahl und einem Harnisch; deshalb kann der Wehrmann furchtlos in den Kampf gehen, um für die gerechte Sache zu streiten. —

Gott ist allmächtig. Daran soll der Wehrmann denken, wenn ihn Furcht anwandelt. Er ist der Menschen Vater, der seine Kinder nicht verlassen wird. Wer ihm vertraut, braucht sich im Leben und im Tode nicht zu fürchten.

* Joel, Kap. 2, V. 21.

Das Lied: „**Vor der Schlacht**“ ist eine Aufforderung zum Kampfe. In der Zuversicht, daß der mächtige Gott im Himmel thront und über Recht und Unrecht richtet, soll der Kampf begonnen werden.

Gott wird der guten Sache beistehen und die Feinde durch seinen Rachestrahl zerschmettern. —

Wie sehr auch die Kinder der Bosheit toben, sie werden wie Meeresstrand verweht und mit ihnen alles Böse. Gottes Strafe wird sie alle ereilen. —

Für Freiheit, Recht und Ehre soll der Heldenkampf geführt werden. Wenn die deutsche Redlichkeit und Treue stetig wachsen, dann wird Gott das Joch der Tyrannei bald zerbrechen. —

Mit klingendem Spiel und wehenden Fahnen, mit heiliger Begeisterung und ohne Zagen gehe der Krieger in den Kampf für Vaterland und Freiheit.

Das Lied: „**Gottes Krieger**“ fordert zum heiligen Kampfe auf. Der Krieg wird ein heiliger genannt, weil er von Gott gewollt und für heilige Güter geführt wird. —

Die Preußen trugen ein Kreuz an ihrer Kopfbedeckung, um das die Worte geschrieben waren: „Mit Gott für König und Vaterland!“ Dieses Zeichen des Heils sollte sie, wie einst die Kreuzfahrer, daran mahnen, daß sie Gottes Krieger seien, die den Kampf in rechtem Glauben führen müßten. —

Eingedenk ihres Ahnherrn Tuisko sollten sie den Kampf für Vaterland und Recht wagen; ihr Lozungswort sei: „Freiheit.“ —

Auf Gottes Beistand könnten sie in diesem heiligen Kriege zählen. Deshalb würden die Feinde vor ihnen verschwinden, wie das Sandkorn, das die Welle wegspült.

Das „**Danklied**“ ermahnt die Krieger, Gott allein die Ehre für den glücklichen Ausgang des Kampfes zu geben. Alle Deutschen sollten sich im Dankgebet und Lobgesang vereinigen. —

Denn groß war die Not, aus der Gott der Herr errettet hat. Gleich der Meeresflut beim Tosen der Stürme ergossen sich die Feinde über das deutsche Land. Alle Schrecken des Krieges kamen über unser Volk, und niemand wagte, dem übermütigen Gegner zu wehren, so daß er sich für unbesiegbar hielt. —

Da kam Gottes furchtbares Strafgericht über die Franzosen, und ihre Macht verging wie ein Schemen. Darum soll das ganze deutsche Volk mit freudigem Herzen Gott lobsingen und ihm allein die Ehre geben.

Der Heiligkeit des Kampfes entsprach auch die Waffenweihe. In dem „**Gebet bei der Wehrhaftmachung eines Jünglings**“ wird eine solche heilige Handlung vorgeführt.

Kniend empfängt der Jüngling das Schwert und legt ein Gelübde ab, das die Männer mit ihrem Gebet begleiten. Sie flehen Gott an, er möge dem Jüngling die Kraft geben, zu halten, was er gelobt. Heilig soll sein Herz und sein Schwert sein; denn er kämpft für ein

heiliges Besitztum, für das Vaterland. Die Freiheit sei ihm das köstlichste Gut, für das er gern sein Leben opfern will.

Mit heiligem Schwur hat er sich zum Kampfe verpflichtet, und wehe ihm, wenn er meineidig wird. Sein Schwert führe er zum Ruhme für sein Vaterland und den Feinden zum Verderben. Wenn Untreue ihn schändet, dann empöre sich das Schwert in seinen Händen gegen ihn selbst und bringe ihm den Untergang.

Seine Ahnen blicken vom Himmel herab und sind Zeugen seiner Waffenehre.

Gott gebe dem Kämpfer seinen Segen und weihe sein Schwert, damit es ruhmvoll für Deutschlands Freiheit geführt werde.

In dem Liede: „**Wer ist ein Mann?**“ entwirft Arndt ein schönes Charakterbild eines echten Deutschen. Die erste Eigenschaft, die ihn ziert, ist der Glaube. Im Gebet gewinnt er die Stärke und den Heldenmut, der vor keiner Gefahr zurückschreckt. Sein Glaube wohnt tief im Herzen, hält sich fern von aller Heuchelei und ist ein freiwilliger. —

Die zweite Eigenschaft des deutschen Mannes ist die Liebe. Die wahre Liebe quillt aus einem frommen Herzen. Sie ist ein reines Feuer, das heilige Begeisterung zum Kampfe entzündet, Mut verleiht und dem Arm Kraft gibt. —

Die dritte Eigenschaft des deutschen Mannes ist der Todesmut. Er hat seinen Ursprung im tiefsten Herzen, in der Überzeugung, daß der Kampf um ideale Güter geführt wird; er äußert sich in begeisternden Worten und bewährt sich durch die Tat.

Die vierte Eigenschaft des deutschen Mannes ist die Demut. Er gibt Gott die Ehre; denn er weiß, daß er der Lenker der Schlachten ist. —

Wenn das Vaterland in Gefahr ist, dann müssen nicht nur Männer und Jünglinge, sondern selbst Knaben sich dem heiligen Kampfe weihen. Als Hamilcar Barkas im Jahre 237 v. Chr. nach Spanien ging, um sich zum neuen Kampfe mit den Römern zu rüsten, ließ er seinen neunjährigen Sohn Hannibal am Altar einen Eid schwören, daß er ewig ein Feind der Römer sein wolle.* Arndt läßt einen deutschen Knaben einen ähnlichen Schwur leisten. Das Gedicht: „**Des deutschen Knaben Robert Schwur**“ ist ein Seitenstück zu dem Liede von der Wehrhaftmachung eines Jünglings.

Der Knabe Robert schwört einen dreifachen Eid: Er will dem Vaterlande stets treu sein, für die Freiheit mit Leib und Seele eintreten und einen glühenden Haß gegen die Franzosen im Herzen tragen.

An seinen Schwur schließt er eine dreifache Bitte: Gott möge ihm die Kraft geben, den Schwur zu halten, ihn nie das Schwert für eine ungerechte Sache ziehen lassen und ihn endlich

* Livius, liber XXI, cap. 1. Vergl. Anmerkungen.

vor Verrat am Vaterlande bewahren. Sollte er dem Vaterlande untreu werden, dann lasse Gott seine Hand welken und seinen Arm verdorren und kraftlos werden.

Zum Schluß gelobte er, stets nach Ehre und Tugend streben zu wollen. —

Mit Opfermut und Todesverachtung hatte man den Kampf gegen Napoleon im Frühjahr 1813 begonnen. Die Erfolge der ersten Schlachten enttäuschten jedoch die meisten Patrioten. Als nach der Schlacht bei Bautzen die Verbündeten bis zur Lausitz zurückgeworfen wurden, verzagten gar viele. Die Ereignisse schienen den Kleingläubigen recht zu geben, und immer häufiger hörte man die Worte: „Es ist doch alles vergebens; wir können unsere Ketten nicht zerbrechen!“ In diese Zeit fällt die Abfassung des Gedichts: **„Deutscher Trost.“** An alle Deutschen richtet Arndt die Aufforderung, furchtlos zu sein und auf die Stimme des Gewissens zu hören; denn das Gewissen ist die innere Leuchte, die der Himmel den Menschen gegeben hat, damit sie den richtigen Weg finden. Die Forderungen des Gewissens sind an keine Bedingungen geknüpft; sie dulden auch keinerlei Einschränkungen und lauten kurz: Tue recht und fürchte nichts!

Das Recht tun besteht erstens in der Unterdrückung unsittlicher Neigungen. Zu verschiedenen Zeiten haben sich die Deutschen durch französische Zierlichkeit in Worten und Manieren blenden lassen. Was vielen als etwas Höheres und Wertvolleres erschien, war es jedoch in Wirklichkeit nicht. Man ließ sich durch den Glanz bestechen und nahm den Schein für Wahrheit. Dahin gehören beispielsweise die Ideale der französischen Revolution: Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit.

Diese Wörter hatten anfangs selbst für bedeutende Geister einen berauschenden Klang. Klopstock sang:

„Hätt' ich hundert Stimmen, ich feierte Galliens Freiheit.“

Goethe bekannte später:

„Wer leugnet es wohl, daß hoch sich das Herz ihm erhoben,
Ihm die freiere Brust mit reineren Pulsen geschlagen,
Als sich der erste Glanz der neuen Sonne erhob,
Als man hörte vom Rechte der Menschen, das allen gemein sei,
Von der begeisternden Freiheit und von der löblichen Gleichheit.“

Als die scheußlichen Mordtaten in Paris zeigten, daß die vielgerühmte Freiheit mit Zügellosigkeit identisch war, da sahen viele ein, daß sie sich durch den Schein hatten täuschen lassen, und sie stimmten Goethe zu:

„Nicht dem Deutschen geziemt es, die fürchterliche Bewegung
Fortzuleiten und auch zu wanken hierhin und dorthin.
Dies ist unser! So laßet uns sagen und so es behaupten!“

Den Franzosen ist eine große Gewandtheit eigen; aber hinter ihren gefälligen Umgangsformen und ihren glatten Worten verbirgt sich oft Lüge und Arglist. Es würde den Deutschen stets mißlingen, ihnen darin gleichen zu wollen; denn sie sind zu ehrlich und aufrichtig. —

Die Pflege edler Gesinnung muß den Deutschen als das Höchste gelten. Ehrenfeste Treue, unwandelbare Liebe, Einfachheit, Demut und Redlichkeit seien ihre Tugenden.

Gerades Wort und offene Tat waren stets eine Zierde der Deutschen. Sie haben ihre Feinde in offener Schlacht bekämpft und nicht hinterrücks überfallen.

Die Welschen bilden einen Gegensatz zu ihnen. Mord und heimtückischer Überfall sind bei ihnen keine Seltenheit, wie das Schicksal des unglücklichen Herzogs von Enghien es beweist.

Dem deutschen Charakter gemäß sind die Tugenden der Redlichkeit, Frömmigkeit und Freiheit. Die Franzosen glauben im Besitz der Freiheit zu sein, und doch sind sie Sklaven eines ehrgeizigen Despoten, der ihrer Ruhmsucht schmeichelt und sie zu Werkzeugen seiner Herrschaft macht. Der Deutsche dagegen hält aus Liebe treu zu seinem Landesfürsten, der ihm seine Freiheit läßt. —

In dem Kampfe stehen vier Bundesgenossen den deutschen Kriegern zur Seite: der angeborene Freiheitsinn, der aufrichtige Glaube, die deutsche Gesinnung und die furchtlose Tapferkeit. Mit diesen Helden im Bunde werden sie allen Kriegstürmen trotzen und als Sieger hervorgehen. Sie werden vor keiner Gefahr zurückscheuen und selbst den Tod nicht fürchten. Wenn die Deutschen der Forderung des Gewissens nachkommen werden, so wird ihnen der Lohn des Gehorsams zufallen. Sie werden nämlich als Sieger aus dem Kampfe hervorgehen.

„Das Bundeslied“ ist ein Lob- und Danklied, das Arndt nach der Befreiung Deutschlands im Jahre 1815 anstimmte. Er dichtete es für die Vereinigungen der „deutschen Gesellschaften“, die sich die Pflege des Deutschtums zur Aufgabe gemacht hatten.

Das Lied beginnt mit einer Aufforderung zum Gebet. Alles, was die Deutschen nach den gewaltigen Ereignissen innerlich bewegte, sollte im Gebet und Lied zusammenströmen und mit vollem Klange zum Himmel steigen. Und so soll es stets sein, wenn deutsche Männer sich zum frohen Feste vereinigen.*

Zuerst sei ein Dank gegen Gott dargebracht; denn er hat sich dem deutschen Volke in den Flammen Moskaus ebenso herrlich offenbart, wie einst dem Mose am Berge Horeb. Er hat Deutschland aus der Schmach der Knechtschaft errettet und die alte Volkskraft neu erstehen lassen. Mit weiser Hand lenkt er die Geschehe der Menschheit.

* Das Lied ist bis zum heutigen Tage ein Lieblingslied der Studenten und der Turner.

Das Zweite, was wir aussprechen, ist ein Wunsch für das Vaterland. Alle Verächter Deutschlands treffe das Verderben; Glück jedoch werde denen zu teil, die bereit sind, Gut und Blut für ihr Vaterland zu opfern. Bewundert und geliebt möge das Vaterland in ungeschwächter Kraft und reich an Ehren durch die Jahrhunderte blühen!

Dem Wunsche für das Vaterland reiht sich drittens ein Preis der Freiheit an. Der Verlust dieses Gutes in den Jahren der Knechtschaft hat seinen Wert deutlich erkennen lassen. Die Freude über die wiedererrungene Freiheit soll jeden Deutschen erfüllen; und keiner darf jemals einen Augenblick zögern, für sie in den Tod zu gehen. —

Das Vierte, was wir aussprechen, ist das Gelübde, die deutsche Treue und den deutschen Glauben zu wahren. Schon in den ältesten Zeiten wurde die deutsche Treue gerühmt. Man sagte von unsern Vorfahren, sie seien ohne Arglist und Trug. Eng verknüpft mit dieser Tugend war ihr Glaube. Treu hingen sie an ihren Göttern, und später fand der Christenglaube nirgends so treue Bekenner, wie in Deutschland.

Treue und Glauben bilden die Grundlage jedes Bundes; sie sind eines Wesens. Das Wort der Treue wollen wir halten und das Wort des Heils glauben.

e) Der lyrische Dichter.

Schon früh hat sich bei Arndt die Sangeslust geregt und ist ihm mehr als 70 Jahre treu geblieben. Während der Befreiungskriege stellte er seine dichterische Begabung fast ausschließlich in den Dienst des Vaterlandes, und es blieb wenig Raum für Persönliches. Die Lieder jedoch, die er vor und nach dem Kriege gedichtet hat, lassen uns einen tiefen Blick in sein Inneres tun und geben ein treues Bild seines Lebens in den verschiedenen Wandlungen: Wir hören den fröhlichen Jüngling von Liebe und Wein begeistert schwärmen, wir sehen den ernstesten Mann nach geistiger Erkenntnis ringen und seine Lebensideale sich erwählen. Wir werden Zeugen seines Liebesglücks und seines Seelenleids. Wir erfahren, wie er im Kreise lieber Freunde neuen Lebensmut gewinnt und seinen Dank in lieblichen Kinderliedern abstattet. Wir folgen ihm zu den friedvollen Stätten seiner Jugend und lenken endlich mit ihm die Blicke zur himmlischen Heimat, „zu dem Land der ew'gen Kränze.“

1) Leben und Streben.

Lektüre: Lebenslied. (Teil II. S. 37).

Mit dem Eintritt in das Mannesalter suchte Arndt sich zur inneren Klarheit durchzuringen. Er hoffte in der Philosophie die Lösung aller Lebensrätsel zu finden; doch bald wandte er sich enttäuscht von ihr ab und warnte auch andere vor ihren Lockungen:

„Trau denen nicht, die Weisheit, wie aus Tonnen
Eingießend, mit dem Trichter stehn,
Die das Gespinnst, was sie so klug gesponnen,
So töricht auch um andre drehn:
Aus eigener Brust erblühen eigne Bonnen.
Erbebe vor der lockenden Philosophie
Und ihrem süßen Festtagsläuten,
Man findet unter Löwenhäuten
Hier oft das schlechteste Sattelvieh.“

Das Höchste läßt sich nicht erkaufen,
Es kommt auf kein Beschwören, auf kein Schreien;
Als Himmelsgabe ist es dein,
Geknüpft an keine Erdenbände.“

Arndt machte sich selbst seine Lebensphilosophie, wie aus dem „**Lebenslied**“ ersichtlich ist. Es ist kurz die folgende:

Selbst ist der Mann; jeder muß für sich einstehen und frisch seine Lebensaufgabe angreifen. Eine bescheidene Stellung, mit der Freiheit verknüpft ist, ist besser als eine hohe, die uns unfrei macht. Wer hoch steht, kann tief fallen, und wer sich in den Strom der Welt begibt, kann Schiffbruch leiden. Reichtum bringt Sorgen und viele Gefahren. —

In der Jugend müssen wir unser Schicksal gestalten; denn da haben wir den größten Wagemut. Wenn wir auch nicht eine glänzende Lebensstellung gewinnen, so können wir doch die stillen Freuden des Erdenlebens erringen. Wer nicht wagt, gewinnt nicht, und wer lange zögert, läßt sich auch das bescheidene Glück zerrinnen. —

Wer auf jeden Ratschlag hören wollte, würde nie zum Handeln kommen. Das Schicksal schafft sich selbst der Mann. Wir dürfen auch vor einem Kampf nicht zurückschrecken; denn nur dem Mutigen gehört die Welt. —

Das Menschenleben bringt Freud und Leid in schnellem Wechsel. Jeder muß vom Lebensglück so viel bergen, als er vermag und jeden Tag der Freude ausnutzen, da er nicht wiederkommt. Wenn das Glück uns entfliehen will, so müssen wir es zwar festzuhalten suchen, doch ihm nicht nachlaufen. —

2) Liebe und Leid.

Lektüre: Der Schäferin Klage. (Teil II. S. 38.)
Sehnsucht. (Teil II. S. 29.)
Liebesnähe. (Teil II. S. 39.)
Klage um Wilibald. (Teil II. S. 40.)

In der Entwicklung Arndts bildet die Liebe einen bedeutsamen Faktor; sie ist ihm mit dem Leben eins. Als er nach seiner Wanderung durch Europa seine Schritte wieder zur Heimat lenkte, stieg in seiner Seele das Bild einer Jungfrau auf, zu der er schon früher eine innige Zuneigung gefaßt hatte. Es war dies Charlotte Marie Quistorp, die Tochter eines Professors in Greifswald. Sie wurde sein Weib, und in Erinnerung an diese glückliche Zeit ruft er später aus:

„Und ich fiel in den Staub, und ich reckte die Hände gen Himmel:
Sieh mich! hier knieet vor dir dankend ein glücklicher Mensch!“

Nicht lange sollte er das geliebte Weib sein eigen nennen; denn wenige Tage nach der Geburt eines Sohnes wurde sie ihm durch den Tod entzogen. Er konnte den Schmerz nicht verwinden, und herzergreifend klagt er in seinem Seelenleid:

„Wo bist du, meine Liebe, mein Verlangen,
Wonach die franke Sehnsucht ächzend ruft?
Wir sahen dich noch jüngst so lustig prangen,
Nun blühen Blumen schon auf deiner Gruft;
In Träumen nur willst du mich noch umfassen,
Und hauchst mich lieblich an, wie Himmelsduft,
Durchleuchtest mir das Herz mit heil'gen Wahnern,
Zum Stolz der Tugend meine Kraft zu mahnen.“*

Immer wieder kommt ihm die Erinnerung an die Geliebte und erfüllt seine Seele mit tiefer Trauer:

„Aber weinen will ich in jedem blühenden Lenze:
Als die Rose verdarb, starb mir das liebende Weib;
Aber weinen will ich in jedem welkenden Herbst,
Denn im Herbst erscheint, Tod, dein vielfaches Bild.“**

Selbst die Zeit schien seinen Schmerz nicht mildern zu wollen:
„Und ich grämte mich sehr und weinte Monden und Jahre,
Doch mit dem Lichte hinfort ging auch durch Trauer mein Pfad,
Denn ich hatte die Götter gesehn, den Himmel empfunden,
Über die Blitze hinaus hatt' ich mein Leben geführt.“***

* Klage um Liebe und Freiheit. Sämtliche Werke. III. Bd. S. 120.

** Elegie. Sämtliche Werke. III. Bd. S. 139.

*** Zug ins Leben. Sämtliche Werke. IV. Bd. S. 57.

Erst nach Jahren kam „die zweite, die tiefere, stillere Schwermut“, und er fand den Lebensmut und die Arbeitsfreudigkeit wieder:

„Und ich war rüstig in Gram und tapfer in männlichen Tränen,
Und ein beweglicher Stahl schmolz sich mir weich um die Brust,
Mühe ward fröhliches Spiel und Arbeit lächelnde Freude,
Leben und Schicksal zugleich sah ich in Liebe verklärt.“*

Alle Lieder Arndts unmittelbar nach dem Tode seiner Frau haben einen schwermutsvollen Klang. Das Gedicht: **„Der Schäferin Klage“** spricht ergreifend von dem Untergange der Liebe. — Die Schäferin schmückt das Grab des Geliebten mit Blumen. Da kommt ihr die Erinnerung an die schönen Maitage, als ihre Herzen sich fanden. Nun kann sie kein Frühling mehr erfreuen! Der Gesang der Nachtigall wird ihr zum Klagelied, und nur in den Tränen findet sie einen Trost. Das freundliche Licht der Sonne und der liebliche Sternenschein sind für die Glücklichen, nicht für sie. Ihr Pfad führt durch das Dunkel; denn ihre Lebenssonne ging für immer unter. —

Das persönliche Empfinden Arndts tritt noch mehr in dem Gedichte **„Sehnsucht“** hervor. Er erblickt das Bild der Geliebten im Sternenschein und im milden Glanze des Mondes. Ihre Seufzer glaubt er aus dem Säuseln der Blumen und aus dem Lispeln der Wellen zu vernehmen. Da befällt ihn tiefe Sehnsucht, und er vergleicht sich dem ächzenden Vogel, der im Bauer nach verlorener Liebe ruft. —

Allgemeineren Inhalts ist das Gedicht: **„Liebesnähe“**, das zu den schönsten Schöpfungen Arndts zu rechnen ist. In weicher, wohl-lautender Sprache, die an Goethes Lyrik geschult scheint, besingt er das beseligende Gefühl der Liebe, das nicht an Raum und Zeit gebunden ist. Es klingt daraus die Erinnerung an die eigene Liebe hervor, die trotz des Todes seiner Gattin „gleich dem Licht der Sterne“ immer für ihn da war. —

Noch einmal griff der Schmerz furchtbar in Arndts Leben ein, als er seinen neunjährigen Wilibald verlor. Der Knabe, der jüngste von den fünf Söhnen, die Arndts zweiter Ehe mit der Schwester Schleiermachers entsprossen waren, war nach des Vaters eigenen Worten schön und feuergeistig und berechtigte zu den größten Hoffnungen. Über ihn hatte er am meisten gedankt und gebetet. Schon mit seinem vierten Jahre zeigte Wilibald eine besondere Vorliebe für das Wasser, und bald übertraf er alle seine Geschwister im Schwimmen. An einem hellen Nachmittag, am 26. Juni 1834, ertrank er plötzlich beim Baden hinter dem Hause, und erst nach mehreren Tagen fand man die Leiche. Der unglückliche Vater brachte sie selbst im Boot nach Bonn. Er pflanzte eine Eiche auf das Grab und ließ eine Platte an der Mauer bei der letzten Ruhestätte seines Sohnes befestigen, auf die er die folgenden Worte schrieb:

* Lug ins Leben. Sämtliche Werke. IV. Bd. S. 58.

„Gute Nacht, ihr meine Freunde,
Alle meine Lieben!
Alle, die ihr um mich weinet,
Laßt euch nicht betrüben.

Diesen Absteig, den ich tu'
In die Erde nieder: —
Seht, die Sonne geht zur Ruh,
Kehrt doch morgen wieder!“

Der Schmerz des betrübten Vaters findet in mehreren Liedern ergreifenden Ausdruck. An dem Grabe seines Lieblings ertönt seine **„Klage um Wilibald.“** Er wirft ihm als letzte Liebeszeichen seufzend Erde und Rosen nach. Sein Sohn wurde ihm als Knospe entrisfen, ehe er sich zur Blüte entfalten konnte. Mit ihm ging dem unglücklichen Vater die Freude und der Trost des Alters dahin, und er hat nur den einen Wunsch, zu sterben, um für immer mit ihm vereint sein zu können. —

Aus dem Rauschen des grünen Waldes* glaubt er den Namen Wilibald zu vernehmen. Wie war der Wald sonst ein Ort der Lust für ihn! Nun scheint er öde und reizlos, trotz der Blumenpracht und trotz des Sanges der Vögel. Tiefe Sehnsucht befällt ihn, und Tränen fließen von seiner Wange. Er wünscht, daß der grüne Wald ewig das Andenken an den „süßen Knaben“ bewahre.

Im nächsten Frühling ruft er beim Erwachen der Natur:

„Bringt die schönste meiner Gaben,
Bringt mir das verlorne Glück,
Bringt mir meinen süßen Knaben
In der alten Pracht zurück.“**

Er glaubt bisweilen seine Stimme zu hören, wenn die andern Kinder ihm „Gute Nacht“ sagen:

„Hartmut und Nanna sagen: Gute Nacht!
Da ruft der dritte: Gute Nacht! der Wile,
Und trifft mit hellem Klang ins Herz im Ziele. —
„Hat ihn ein Engel wieder hergebracht?“
So rufen wir. „Wie wenn er sich im Bette,
Uns süß zu täuschen, verstecket hätte?“
Wir suchen, finden nichts, der Traum erwacht.“***

Wo Arndt ging und stand gedachte er seines Kindes, und niemals hat sich der Schmerz über seinen Verlust vermindert. Er sagt selbst: „Der alte Stamm, der bis dahin noch ziemlich grad in allen Stürmen gestanden war, fühlt sich erschüttert und wiegt seine gesunden Äste und Zweige dem Grabe zu.“

* Der grüne Wald. Sämtliche Werke. IV. Bd. S. 236.

** Frühling. Sämtliche Werke. IV. Bd. S. 238.

*** Traum. Sämtliche Werke. IV. Bd. S. 249.

3) Kindersinn und Heimatliebe.

Lektüre: Ballade. (Teil II. S. 40.)

Der Mutter Wiegenlied. (Teil II. S. 41.)

Gebet eines kleinen Knaben. (Teil II. S. 42.)

Gruß der Heimat. (Teil II. S. 42.)

Heimweh nach Rügen. (Teil II. S. 44.)

Während der unruhigen Wanderjahre mußte Arndt das Glück entbehren, seinen Sohn beständig bei sich zu haben. Er konnte ihn immer nur kurze Zeit sehen; deshalb suchte er in befreundeten Familien sich einen Ersatz zu schaffen. Er erzählte den Kindern der Freunde Märchen und dichtete ihnen Lieder. Einige dieser Märchen sind im Jahre 1818 veröffentlicht worden und wurden 1842 von neuem aufgelegt.* Sie fanden seinerzeit so großen Anklang, daß sie in Schullesebüchern abgedruckt worden sind. Wenn es auch keine Volksmärchen im strengen Sinne sind, so ist doch ihr Kern volksmäßig. Ihre Sprache ist teils ober- und teils niederdeutsch. Besonders namhaft zu machen sind: „Klas Avenstaken“ und „Paiwai und Paiwuzzo.“

Die Kinderlieder, die Arndt für die schwedischen Freunde Munk und Helvig dichtete, erfreuen sich noch jetzt allgemeiner Gunst. Sie wurden vielfach komponiert, z. B. „Klage um den kleinen Jakob“ von Taubert in seinen Kinderliedern.

Wie reizend anmutig ist die „Ballade“, wie innig „Der Mutter Wiegenlied“ und endlich wie kindlich fromm das „Gebet eines kleinen Knaben an den heiligen Christ.“ Es ist die Kindesunschuld, die Arndt immer wieder anzieht, jene Herzensreinheit, die nach Christi Wort den Menschen fähig macht, Gott zu schauen, und die ihm das Himmelreich erschließt. Um diese Kindereinfalt bittet er auch für sich in den „Reimen aus einem Gebetbuche für zwei fromme Kinder“:

„O du, der in den Höhen
Und in den Tiefen wohnt,
Laß kindlich uns verstehen,
Was überschwänglich lohnt.

Gib fromme Kinderworte,
Gib süßen Kinderwahn!
So wird uns nur die Pforte
Der Himmel aufgetan.“**

Die Sehnsucht nach den Tagen der Kindheit rief naturgemäß auch das Bild der Heimatinsel in seiner Seele wach. Es ist ihm nicht vergönnt gewesen, dort immer zu bleiben. Aus dem Frieden und dem beschränkten Glück des Heimatlandes hatte ihn sein Geschick

* Arndt, Märchen und Jugenderinnerungen. Zwei Teile mit Kupfern. Berlin, Reimer. 1842 und 1843. Neu herausgegeben durch L. Freytag. Leipzig, 1902.

** Sämtliche Werke. V. Bd. S. 15.

in die Stürme des Lebens gedrängt. Wo er aber auch weilte, überall schwebte das Bild Rügens vor seinen Augen. Als es ihm endlich wieder möglich war, die Stätten der Kindheit aufzusuchen, wurde er tiefbewegt, und aus dieser Empfindung heraus dichtete er das Lied: „**Gruß der Heimat**“.

Bei dem Anblick der grünen Felder und der dunkeln Buchenhaine gedenkt er an die selige Kinderzeit, in der die Phantasie ihm in Wald und Flur tausend Wunder schuf und die Erde ihm wie ein Paradies erschien.

In Schoritz hat er dem Rauschen der Meereswogen gelauscht und in Dumsewitz als sorgloses Kind voller Fröhlichkeit gespielt.

An jedes Plätzchen, an jeden Baum und an jede Quelle knüpfen sich ernste oder heitere Erinnerungen, und tiefe Wehmut bemächtigt sich seiner Seele. Er gedenkt der Eltern, die ihn mit Liebe umgeben haben und ihn fürs Leben tüchtig machen wollten. Hat ihr Wirken Früchte getragen? Ist sein jetziges Leben schöner als das der Kindheit? Sehen wohl die Eltern aus den lichten Höhen auf ihn herab, und kennen sie seinen Lebensweg? Vor allem fällt ihm die Frage schwer auf die Seele: „Hast du dir den Kindersinn und die Kindesreinheit bewahrt?“ Er muß diese Frage verneinen; denn Menschentum ist mit Sünde gepaart, und der Mensch irrt, so lange er lebt. Nur der Heiland wandelte in himmlischer Reinheit auf Erden.

Alle diese Gedanken bestürmen ihn beim Anblick der Jugendstätten. So macht ihn die Heimat glücklich und unglücklich, heiter und traurig.

Das Gedicht: „**Heimweh nach Rügen**“ spricht die Sehnsucht des 73jährigen Greises nach der Heimatinsel, die zu betreten er nicht mehr hoffen darf, in bewegten Worten aus. Er preist Rügen in seiner landschaftlichen Schönheit, ferner als das Paradies seiner Kindheit, als die Erinnerungsstätte alter Heldenzeit und als das Land seiner tiefsten Sehnsucht. Aus der Ferne grüßt er die alte Heimat und wünscht ihr des Himmels Segen und eine ewige Jugend.

4) Herzensruhe und Himmelssehnsucht.

Lektüre: Empor. (Teil II. S. 45.)
Himmelfahrt. (Teil II. S. 46.)
Gott hält die Wacht. (Teil II. S. 47.)
Grablied. (Teil II. S. 48.)

In allen schweren Lebenslagen suchte Arndt Trost und Herzensruhe im Gebet.

Er sagt:

„Kann ich beten,
Ist in Nöten
Alle Sorge leicht dahin,
Bald gesunden
Müssen Wunden,
Wodurch manche schwere Stunden
Ich so krank gewesen bin.“*

Sein Gebet entsprang aus einem felsenfesten Glauben:

„Ich weiß, woran ich glaube,
Ich weiß, was fest besteht,
Wann alles hier im Staube
Wie Sand und Staub verweht;
Ich weiß, was ewig bleibt,
Wo alles wankt und fällt,
Wo Bahn die Weisen treibet,
Und Trug die Klugen prellt.“**

Die Grundlage seines Glaubenslebens war die Bibel.
Er nennt das Wort Gottes „ein gewaltig Wort“:

„Bald gleich dem Sturmwind, wild und graus,
Du fährst mit Blitz und Donner aus,
Bald freundlich, fröhlich, lieb und lind
Du säufelst gleich dem Maienwind.

— — — — —
O Wort, so mächtig und so treu!
O ältestes Wort, doch ewig neu!
Du Wort von Liebe, Wort von Licht!
Verlaß mich nun und nimmer nicht!“***

Aus der Unruhe, dem Neid und Streit des Erdenlebens sehnte Arndt sich nach dem himmlischen Frieden, zu den schönen Himmelsauen droben. In dem Gedicht: „**Empor!**“ fordert er seinen Geist auf, sich aus dem dunkeln Erdental zu den lichten Höhen zu erheben, wo er in steter Gemeinschaft mit dem Heilande sein wird. Auf Erden ist Finsternis und Unfreiheit. Droben jedoch wandelt die Seele im Licht und frei von allem Erdenwahn. Hienieden ist Mühe und Not; der Mensch muß sich plagen, bis die kurze Lebensfrist verstrichen ist, und er im Grabe Ruhe findet. Die irdischen Freuden sind unbeständig, die himmlischen jedoch unwandelbar. Droben ist die wahre Heimat der Seele, die den Menschen durch Christi Hilfe erschlossen wird. —

Verwandten Inhalts ist das Gedicht: „**Himmelfahrt.**“ Aus der Blütenpracht und dem Frühlingsjubel der Erde sehnt sich die Seele

* Gebet um das Gebet. Sämtliche Werke. V. Bd. S. 70.

** Der Fels des Heils. Sämtliche Werke. V. Bd. S. 68.

*** Anrufung des Worts. Sämtliche Werke. V. Bd. S. 100.

zum ewigen Frühling im Jenseits; denn sie ist von Lerchenart und will wie die Lerche aufwärts steigen. Sie möchte die „Himmelfahrt“ antreten zum frohen Heimort, wo ihr Ziel ist. —

Alle geistlichen Lieder Arndts haben einen gemeinsamen Grundzug: Sie sprechen sein unerschütterliches Vertrauen auf Gottes Schutz und Hülfe aus. In einem seiner Abendlieder* heißt es:

„Du kennest meinen Kummer,
Der auf den Himmel blickt,
Wann für den süßen Schlummer,
Die ganze Welt sich schiebt,
Womit so schwer beladen
Mein Herz nach oben schaut,
Nach deinem Born der Gnaden,
Der Labfal 'nieder taut.

Ja, deine süße Liebe
Die tröstet mir den Schmerz,
Ja, deine süße Liebe
Die stillt mir das Herz,
Die löst in heißen Tränen
Das Eis des Busens auf
Und stellet Sinn und Sehnen
Zum hohen Sternenlauf.

O laß mich ewig schauen
Im stillen Kindersinn
Zu jenen güldnen Auen,
Woher ich kommen bin!
O richte Herz und Sinne,
Mein Vater für und für
Zu deiner süßen Minne,
Zum Himmel hin, zu dir.

So mag ich froh mich legen
Nun mit der Welt zur Ruh,
Mein Amen und mein Segen,
Mein Wächter, das bist du;
So mag in deinem Frieden
Ich fröhlich schlafen ein,
Dort oben und hienieden,
Im Schlaf und Wachen dein.“

Eins seiner schönsten Trostlieder ist: „**Gott hält die Wacht**“. Er sang es im 87. Lebensjahre. In der langen Zeit seines Erdenlebens hatte er es an sich erfahren, daß Gott darüber wacht, daß der

* Abendlied. Sämtliche Werke. V. Bd. S. 63.

Mensch nicht im Leide zu grunde geht. In der Trübsal sollen wir deshalb nicht verzagen, sondern zu ihm die Blicke erheben; denn er kann und will uns helfen.

Wenn wir uns in seiner Hut wissen, dann erscheinen uns die Sorgen nichtig. Wir erkennen, daß wir uns um Schemen gequält haben. Unser Geist ist ein Teil von Gottes Geist und strebt deshalb aus dem Erddunkel zum Reiche des Lichts.

Aus den Himmels Höhen hat Gott seinen Sohn gesandt. Er ist die Liebe, und wer an ihn glaubt, der hat den rechten Führer in allen Lebensnöten. Wie kurz bemessen ist unser Erdenleben im Verhältnis zur Ewigkeit! Daran müssen wir stets denken und unsere Blicke aus dem trüben Erdensein zu den lichten Höhen richten, wo der allmächtige Gott in Weisheit und Liebe unsere Schicksale lenkt. —

In dem „**Grablied**“ klingt uns die Sehnsucht des müden Erdenpilgers nach dem Frieden und der Ruhe des Himmels entgegen. Er legt den Wanderstab nieder und wünscht im Grabe von der beschwerlichen Wanderung auszuruhen. Er hat die Eitelkeit der Welt erkannt und weiß, daß die stolzesten Pläne der Menschen dem Sande gleichen, den der Wind verweht. Hoffnungen sind ein Wahn; sie sind wie ein schönes Gefäß ohne Inhalt. Freuden sind Trug, da sie sich meist in Leiden verwandeln, und alle Schönheit der Erde ist ein unbeständiger Tand. Selbst der Glanz der Gestirne kann entbehrt werden, weil er von dem himmlischen Licht überstrahlt wird. Die Freunde auf Erden dürfen nicht über die Vergänglichkeit des irdischen Lebens weinen; denn der Trost und die Zuversicht der Gläubigen ist das Leben im Jenseits, das ewig währt. Sie sollen nicht über seinen Tod klagen; denn er verläßt eine Welt, in der er im Dunkeln wandelte, und wo er oft irre ging.

Er glaubt an den Heiland, der für alle Menschen gestorben ist, und dieser Glaube gibt ihm die Gewißheit der ewigen Seligkeit. Glaube und Hoffnung beflügeln seine Seele und tragen sie zu den himmlischen Höhen, wo er furchtlos im Vertrauen auf die Liebe des Heilandes zu den Freuden der Seligen eingehen wird.



2. Theodor Körner.

a) Der jugendliche Dichter.

Lektüre: Bergmannsleben. (Teil II. S. 50).

Die drei Sterne. (Teil II. S. 52).

Zur Nacht. (Teil II. S. 52).

Harras, der kühne Springer. (Teil II. S. 53).

Wohl selten haben so viele günstige Umstände zusammengewirkt, um einen begabten Menschen zu fördern, wie im Leben Theodor Körners. Sein Vater, der Appellationsrat Christian Gottfried Körner, verband mit großen Geistesgaben auch edle Herzens Eigenschaften. Seine Mutter, Anna Maria Jakobine, von ihrem Manne Minna genannt, war eine Tochter des Kupferstechers Stock in Leipzig, der einst den jungen Goethe in seiner Kunst unterwiesener hatte. Sie war mit einem empfänglichen Sinn für alles Schöne begabt; ganz besonders war sie eine Freundin der Musik. Ihr anmutiges Spiel und ihr lieblicher Gesang boten reichen Genuß; zudem wußte sie durch mannigfache gesellschaftliche und häusliche Talente das Leben zu schmücken. Die Schwester der Mutter, Dora Stock, war eine Malerin von nicht gewöhnlicher Begabung. Sie war geistreich und witzig und verstand es, die Geister in steter Bewegung zu halten. Dieser häusliche Kreis wurde durch zahlreiche Freunde ergänzt, die ihr Bestes gaben, so daß das Haus Körners in Dresden eine jener Stätten edler Geselligkeit wurde, wie wir sie im Ausgang des achtzehnten und im Beginn des neunzehnten Jahrhunderts nicht allzuseiten in Deutschland antreffen. Unter den Freunden stand keiner der ganzen Familie näher, als Friedrich Schiller. Er hatte in seiner schwersten Lebenszeit dort nicht nur eine Zufluchtsstätte, sondern auch ein feines Verständnis für sein Schaffen und eine liebevolle Aufmunterung gefunden. Er blieb dafür dankbar; aber auch Körner erfuhr an sich die Wahrheit des Goetheschen Wortes:

„Es ist vorteilhaft, den Genius
Bewirten: gibst du ihm ein Gastgeschenk,
So läßt er dir ein schöneres zurück.
Die Stätte, die ein guter Mensch betrat,
Ist eingeweiht; nach hundert Jahren klingt
Sein Wort und seine Tat dem Enkel wieder.“

* Vgl. Theodor Körners sämtliche Werke. Im Auftrage der Mutter des Dichters herausgegeben und mit einem Vorwort begleitet von Karl Streckfuß, Peschel und Wildenow, Theodor Körner und die Seinen. Leipzig, 1898.

Schillers Worte klangen tatsächlich im Hause Körners wieder und bildeten für alle Familienglieder eine Quelle edler Begeisterung und idealen Strebens. Drei Kinder waren dem Ehebunde Christian Körners entsprossen, von denen aber nur zwei am Leben blieben: Emma Sophie, geboren am 20. April 1788, und Karl Theodor,* geboren am 23. September 1791. Als der ersehnte Sohn geboren wurde, gab der überglückliche Vater seine Freude poetisch und musikalisch kund; denn jetzt erst schien ihm sein Leben Zweck und Ziel zu haben. Der Erziehung und Ausbildung seines Sohnes widmete er sich nun mit voller Hingabe. Vorwiegend durch tüchtige Privatlehrer, und später auch in der Kreuzschule zu Dresden, empfing der vielseitig begabte Knabe seinen Unterricht. Er zeigte für das Studium der Mathematik, der Geschichte und der Naturkunde eine besondere Vorliebe, während er dem Sprachstudium nur geringe Neigung entgegenbrachte. Das Französische war ihm sogar verhaßt und wurde es im Laufe der Zeit noch mehr. Für die Musik zeigte Theodor auch große Talente, die sich durch guten Unterricht und häusliche Anregung schön entfalteten. Unter den Instrumenten wurde ihm die Guitarre besonders lieb, und ihr blieb er bis zu seinem Tode treu. Neben der geistigen Ausbildung wurde die körperliche nicht vernachlässigt. Durch Schwimmen, Reiten und Fechten machte er seinen Körper kräftig und widerstandsfähig. Früh regte sich auch die poetische Begabung. „Sein Talent“, schreibt der Vater in der Biographie des Sohnes, „zeigte sich zuerst in Produkten der scherzhaften Gattung, die durch äußere Anlässe entstanden. Es fehlte ihm nicht an Stoff, da das frische Leben und der Frohsinn der Jugend bei ihm durch keinen Zwang unterdrückt wurde, und die Reime strömten ihm zu.“ Beim Scheiden seines Lehrers Rüttner, der zu Pestalozzi nach der Schweiz ging, dichtete er nach Schillers Muster:

Rüttners Abschied.

Karl: Will sich Rüttner ewig von mir wenden,
 Wo der Wandrer mit erfrorenen Händen
 Jählings in des Gletschers Abgrund sinkt?
 Wer wird künftig Deinen Körner lehren
 Exponieren und die Götter ehren,
 Wenn die Schneelawine Dich verschlingt?

Rüttner: Teurer Karl, gebiete Deinen Tränen!
 Nach den Alpen ist mein feurig Sehnen,
 Wo Herr Pestalozzi Schule hält.
 Nur fürs Wohl der Kinder und der Waisen
 Will ich dieses Stiefelpaar zerreißen,
 Bis die Sohle vom Quartiere fällt.

* Karl wurde der Sohn nach dem treuen Freunde Karl von Geßler genannt. Dies war in den ersten Lebensjahren sein Rufname. Theodor hieß er nach der Herzogin Charlotte Dorothea von Kurland.

Karl: Soll mir Deiner Rede Strom versiegen,
Sollen Deine Lehren nutzlos liegen,
Bist Du mir verloren? Weh' mir, weh'!
Du wirst hingehn, reich von Eis umflimmert,
Wo der Gießbach durch die Gletscher wimmert,
Deine Liebe stirbt im Alpenschnee.

Rüttner: All mein Sehnen will ich, all mein Denken
In der Alpen tiefen Schnee versenken,
Aber meine Liebe nicht.
Horch, schon tobt Herr Zehme an den Mauern,
Hänge mir den Sack um, laß das Trauern!
Lebe ewig wohl, vergiß mein nicht!

Das vorstehende Gedicht ist bezeichnend für die große Formengewandtheit des dreizehnjährigen Knaben und seine Neigung zum Humor. Im Jahre 1804 entstand auch ein französisches Gedicht, das ein schönes Zeugnis für seine Gesinnung ablegt:

„Napoléon, pour ta grande bouche
Toute la terre n'est pas sûre,
Tu es le premier des Cartouches,*
Car tu voles des empires.

— — — — —
Oui, je trouve le français charmant
Pour dire aux dames des compliments,
Mais les mots adressés aux tyrans,
Cela seul exprime l'allemand.“

Unverkennbar zeigt das Gedicht den Franzosenhaß des jugendlichen Dichters; aber auch seine Vaterlandsliebe tritt darin deutlich hervor. So reichen die Wurzeln seines spätern Schaffens bis in die Knabenjahre zurück. Das Jahr 1805 brachte der Familie Körner einen furchtbaren Schmerz, den auch die Kinder mitempfanden: Am 9. Mai starb Schiller. Christian Gottfried Körner war so tief erschüttert, daß man für seine Gesundheit fürchtete. Der Tod des Freundes hatte ihm auch die Hoffnung zerstört, daß sein Sohn einst in diesem einen zuverlässigen Berater hinsichtlich seiner dichterischen Entwicklung finden würde.

Das Beste freilich, was Schiller dem Sohne seines Freundes gewähren konnte, hinterließ er ihm ja in seinen unsterblichen Werken. Sie bestimmten in der Folgezeit die Weltanschauung und die poetische Richtung des jugendlichen Dichters. Von dem Jahre 1805 an entfaltete Theodor Körner eine große Produktivität. Er versuchte sich in den verschiedensten Gattungen der Poesie. Selbst ein dramatischer Versuch, dem eine Szene aus dem Körnerschen Familienleben zugrunde liegt, fällt in diese Zeit. Sein leicht entzündbares Herz, „das Feuer fing, wenn ein Paar schöne Augen ihn freundlich grüßten, ein holdes

* Cartouche, berüchtigter Räuber, der 1721 hingerichtet worden ist.

Mädchen ihm zulächelte“, machte sich in Liedern Luft.* Das erste Liebesgedicht richtete er an Luise Auguste von Funck, die Tochter des Majors von Funck, mit dem sein Vater befreundet war. Es lautet:

„Ich denke Dein,
Sobald der kühlende Morgen erwacht,
Sobald die goldene Sonne uns lacht,
Wenn Phöbus am Abend ins Meer versinkt,
Und freundlich des Nachts der Mond uns winkt.

Ich denke Dein,
Sobald der Sturm im Wirbel faust,
Sobald der Donner in Lüften braust,
Das Echo den Schrecklichen wieder ruft,
Und die Blitze sich kreuzen in der Luft.

Ich denke Dein,
Wenn der Erdkreis in seinem Laufe erbebt,
Wenn alles da zittert, was hier lebt,
Wenn der Tod mir tritt ins Angesicht,
Auch dann, auch dann vergess' ich Dich nicht.“

Vom Jahre 1806 an werden Körners Dichtungen stetig reifer. Mehrere von ihnen sind in seine Werke aufgenommen worden. Zwei verdienen besonders hervorgehoben zu werden: „Die Gewalt der Schönheit“ und „Die Weisung Apolls.“ Das letztere Gedicht zeigt sein ernstes Kunststreben. Er erzählt darin, wie ein sehnsüchtiges Verlangen ihn zum Parnass, dem Urquell des Gesanges, treibt. Er steigt rüstig empor. Da befällt ihn Müdigkeit, und er schläft in einem Haine ein. Im Traum erscheint ihm Apollo und ruft ihm zornig zu:

„Strebst du nach der neunfach heil'gen Zahl?
Keiner kann der Musen Huld erzwingen,
Frei und fessellos ist ihre Wahl.
Nicht der Wille kann die Kraft erproben!
Denn die Offenbarung kommt von oben.“

Auch in der Kunst des Übersetzens übte sich der Dichter. Er übertrug aus dem Englischen das Ossianische Gedicht: „Selmas Gefänge“ und einige Szenen aus Shakespeares „König Lear“ und „Timon von Athen.“

Dem Jahre 1807 gehört ein kleines Epos an: „Markgraf Friedrich mit der gebissenen Wange bei Lucka.“ Ferner übertrug er 15 Liebeslieder von Anakreon und dichtete die beiden Lieder: „Bergmannsleben“ und „Kampf der Geister mit den Bergknappen.“ Deutlich tritt in ihnen seine Liebe zu der geheimnisvollen Tiefe hervor. Das Bergmannsleben erschien ihm in idealem Lichte, und dieser Umstand wurde ausschlaggebend für seine spätere Berufswahl. Er wollte Bergmann

* Friedrich Förster, Körners Leben. Theodor Körners Werke. Berlin, Gustav Hempel. I. Teil, S. 44.

werden. Die Eltern billigten diesen Entschluß, wie aus einem Brief der Mutter an Charlotte von Schiller hervorgeht: „Seine Wahl ist klug; der kluge Bergmann findet überall sein Brot, wenn's auch nicht im Vaterlande ist.“ — Zu Pfingsten 1808 verließ Theodor Körner die Heimatstadt, um in Freiberg seine Studien auf der Bergakademie zu beginnen. „Ausgestattet mit allem, was an idealen Gütern ein Elternhaus, wo Kunst, Musik und Literatur geachtet und gepflegt, wo Glaube, Vaterlandsliebe und Freundschaft hoch und heilig gehalten werden, seinen Angehörigen zu bieten im Stande ist, konnte Theodor hinausziehen in die Welt von der Stätte, wo die nimmer ermüdende Liebe des Vaters und der Mutter, wo die herzliche Zärtlichkeit der Tante und Schwester bisher ihm alle Pfade geebnet, alle Hindernisse aus dem Wege geräumt, alles Schöne, Gute und Wahre zugeführt hatte. Jetzt, wo er sich selbst überlassen sein sollte, wo die treue Fürsorge der Seinen nicht mehr unmittelbar über ihn wachte, galt es für ihn, sich in der Fremde alles dessen würdig zu zeigen, was die Gottheit ihm in die Wiege, was Vater und Mutter ihm ans Herz gelegt hatten.“*

Mit wahren Feuereifer wandte er sich seinem neuen Berufe zu. Der Vater hatte gewünscht, daß er das Praktische des Bergbaus wie ein gemeiner Bergmann kennen lernen sollte. Da ihn hierzu schon eigene Neigung trieb, so scheute er keine Beschwerde. Im Bergmannskittel und mit der Grubenlampe fuhr er an manchem Tage schon um 4 Uhr morgens ein. Die schwieligen Hände legten ein beredtes Zeugnis von seinem Fleiße ab. Er freute sich seiner Kraft, die unter den täglichen Beschwerden stetig wuchs. Die Studien kamen dabei nicht zu kurz. Der Berggrat Werner wußte ihn ganz besonders für sein Spezialfach, die Mineralogie, lebhaft zu interessieren. Ebenso flößte ihm Lampadius durch seine Vorlesungen über Chemie eine große Neigung zu dieser Wissenschaft ein. Der junge Bergstudent gewann bald viele Freunde, so daß ihm der Aufenthalt in der kleinen Stadt immer lieber wurde, und die Zeit ihm zwischen ernster Arbeit und heiterer Geselligkeit angenehm dahinging. So oft er konnte, weilte er in Dresden. Da er ein rüstiger Fußgänger war, legte er den Weg in 6 Stunden zurück. Er fehlte deshalb bei keinem Familienfeste, und sehr oft brachte er auch den Sonntag im Elternhause zu. Das abwechslungsreiche Leben bot viel Anregung zu dichterischem Schaffen. Der Vater billigte die Beschäftigung des Sohnes mit der Poesie, so weit darunter die Studien nicht litten; doch riet er ihm, seine „poetischen Liebhabereien“ geheim zu halten.

In die Fröhlichkeit der Freiburger Tage fiel als düsterer Schatten der plötzliche Tod seines besten Freundes Schneider, der beim Schlittschuhlaufen ertrank. Der Anblick der Leiche erschütterte Körner aufs tiefste und ließ einen bleibenden Eindruck zurück. Er hat dem Freunde später

* Feschel und Wildenow, Theodor Körner und die Seinen. I. Bd. S. 149.

ein schönes Denkmal gesetzt. Das Lied: „Am Grabe Karl Friedrich Schneiders“ sagt uns, was der Entseelte dem Dichter war. Der ernste und ideale Sinn des Jünglings hat einen überaus günstigen Einfluß auf Körner ausgeübt und seinem Wesen eine gewisse Stetigkeit gegeben. Er rühmt dem Freunde nach:

„Es wogte Dir ein ernster Sinn im Blute,
Der nur der eignen Lebenskraft vertraut;
Es schlug Dein Herz so warm für jedes Gute,
Für jedes Schöne, Große schlug es laut;
Du hattest still, mit kühnem Jünglingsmute,
Dir Deine Welt in Deiner Brust gebaut;
Dein Lauf war stolz im ernstest Hochgeföhle,
Und groß und herrlich Deine Bahn zum Ziele.“

Während des Freiburger Aufenthalts Körners verheiratete sich seine Pflegeschwester Julie Kunze* mit Alexander von Einsiedel. Bei der Hochzeit, die in Leipzig gefeiert wurde, erfreute der Dichter durch sein Talent das junge Paar und seine Gäste. Ein gern gesehener Gast war er in Löbichau, dem Landsitze der Herzogin von Kurland, seiner Patin. Im Sommer 1809 unternahm er eine Studienreise durch die Oberlausitz und die schlesischen Gebirge, die ihn mannigfach förderte. Er bereicherte auf ihr seine Kenntnisse in der Mineralogie, knüpfte angenehme gesellschaftliche Beziehungen an und gewann poetische Anregungen. Seine Eindrücke spiegeln sich wieder in den „Erinnerungen an Schlesien.“ In dieser Zeit entstanden auch die „Geistlichen Sonette“, die aus einem Herzensbedürfnisse hervorgingen. „Er hatte“, sagt der Vater, „die Religion nicht als finstere Zuchtmeisterin und Störerin unschuldiger Freuden, sondern als seelenerhebende Freundin kennen gelernt. Seine ganze Erziehung war darauf gerichtet, daß er durch edlere Triebfedern, als durch Furcht, bestimmt werden sollte, und frühzeitig gewöhnte er sich, das Heilige zu verehren, daher die Unbefangenheit und Wärme, mit der er das Herzliche des Christentums auffaßte. Zu einer Zeit, da die übermütige Stimmung einer kraftvollen und sorglosen Jugend bei ihm die herrschende war, entstanden, ohne alle äußere Veranlassung, aus innerem Drange seine geistlichen Sonette.“ — Bisher waren die Erzeugnisse der Muse Theodor Körners nicht gedruckt worden und waren nur den vertrauten Freunden des Hauses bekannt. Da entschloß sich der Vater, sie dem größeren Publikum zu unterbreiten. „Der junge Dichter“, sagte er, „sollte auch die Stimme des strengen Tadelns vernehmen, sollte auf Mängel aufmerksam gemacht werden, die den Blicken der Freunde entgangen waren, sollte die Probe bestehen, ob ihn selbst harte und ungerechte Urteile niederschlagen, oder zu neuen

* Julie Kunze (1786—1849) war die Tochter eines verstorbenen Freundes Christian Gottfried Körners. Sie wurde von ihm mit den eigenen Kindern zusammen erzogen und zeigte besonders viel Talent für Musik. Ihre schöne Stimme entzückte jedermann. Ihr Bruder Wilhelm Kunze (1784—1862) wurde Theodors Freund. Er gab die ersten Lieder aus „Leier und Schwert“ heraus.

Versuchen auffordern würden.“ Der befreundete Buchhändler Göschen war bereit, den Verlag der Gedichte zu übernehmen. Die Drucklegung wurde schnell bewirkt, und so konnte im Sommer 1810 das 7½ Bogen starke Bändchen mit 43 Gedichten erscheinen. Es trug den glücklich gewählten Titel: „Knospen.“ In dem Gedichte: „An den Leser“ gibt ihm der Dichter ein schönes Geleitwort:

„Knospen nennen wir uns, sind bescheidne, freundliche Blümchen,
Wie uns der Frühling gebär, treten wir kunstlos hervor.
Freilich sind wir noch klein und zart, und nur Träume des Lebens,
Doch auch ein Traum ist gut, kommt er aus fröhlicher Brust.
Nimm uns drum, wie wir sind, hat Natur auch leicht uns gestaltet,
Leicht, wie die Jugend, entquillt leicht auch die bildende Kraft.
Doch, wie die Blüte sich formt? — das liegt noch verhüllt in der Zukunft!
Wenn sich der Sommer erhebt, reißt auch die Knospe zur Frucht.

Die „Knospen“ fanden im allgemeinen eine freundliche Beurteilung. Die Hallische Literaturzeitung schrieb: „Der jugendliche Verfasser dieser Poesien gewinnt die Leser schon für sich durch die schöne Einladung am Eingange. In der That berechtigen auch diese Knospen zu freudigen Erwartungen. Möge ein freundlicher Himmel und — was in jetzigen Zeiten beim Zustand der Kunst so not tut — schützende Horen sie weiter erziehen! Ohne Bild: ein sehr empfänglicher, von mancherlei Dichterlektüre, besonders von Schillerscher, kräftig angeregter Geist und eine reizbare, zwischen mancherlei Bildungsformen noch schwankende Phantasie offenbart sich in diesen Versuchen.“ — Die eingehendste Kritik schrieb sein früherer Lehrer Dippold. Er entwickelt darin das Wesen echter Poesie und zeigt dem jungen Dichter, worin er gefehlt hat. Den meisten Gehalt findet er in „den Bergmannsliedern.“* Doch auch „die geistlichen Sonette“ lobt er wegen ihrer prunklosen Einfachheit und „die Erinnerungen aus Schlesien“ wegen der lebendigen Auffassung der Natur, der Allmutter der Poesie, die immer das Schönste weckt und macht.

Das Gedicht „**Bergmannsleben**“ führt in die Wunderwelt der Tiefe, in der der Bergmann der unbeschränkte Gebieter ist. In seinem Reiche gibt es keinen Wechsel von Tag und Nacht; kein Geräusch der Oberwelt stört den herzlichen Bergmannsgruß: Glück auf! —

In der geheimnisvollen Stille walten geschäftige Geister, die Hüter der Schätze. Sie sind jedoch dem Bergmann hold und helfen ihm bei seinem Werk. Sie sind an die dunkle Tiefe gebunden. Wenn sie ihm schaden wollten, dann würde er sie bezwingen können; denn die Erde hat ihm selbst das Schuzmittel gegeben.** —

Auch liebliche Quellnympfen eilen zu seiner Hilfe herbei und senden ihm rauschende Wasserströme. Vulkan, der Gott der Eise, gibt ihm die Waffe, um der Erde ihre Schätze zu entreißen. —

* Vgl. II. Teil, S. 157.

** Vgl. Körners Gedicht: „Der Kampf der Geister mit den Bergknappen.“

Berwegen dringt der Bergmann in Plutos furchtbares Reich ein, aus dem kein Schatten zur Oberwelt zurückkehren darf. Nur ihm ist es vergönnt, wieder zum goldnen Lichte emporzusteigen. —

Ein Gewirr von Gängen führt ihn tief in die Unterwelt, und auf schwankem Steg überschreitet er furchtbare Abgründe. Tauchzend führt er den gewaltigen Streich gegen die erzeiche Wand. —

Reicher Segen entströmt dann der Erde. Gold und Edelsteine entsteigen der Tiefe und entfalten im Lichte der Sonne ihre Pracht. —

Der dunkle Schoß der Erde war des Bergmanns Welt während seines Lebens. Er fürchtet sich deshalb nicht vor dem Tode; denn er führt ihn ja für immer in die geliebte Tiefe. —

Bald nach dem Erscheinen der Knospen beschäftigte sich Theodor Körner mit neuen literarischen Plänen. Er wollte ein Taschenbuch für Christen herausgeben, das historische Aufsätze, geistliche Sonette und Lieder enthalten sollte. Er schrieb darüber an den Vater: „Soll uns denn die Religion, für die unsere Väter kämpften und starben, nicht ebenso begeistern, und sollen diese Töne nicht manche Seele ansprechen, die noch in ihrer Reinheit lebt? Es gibt so schöne Züge der religiösen Begeisterung in den Zeiten des dreißigjährigen Krieges und vorher, die nach ihrem Sänger verlangen.“ Der Vater begrüßte den Plan des Sohnes mit Freuden und trat sogleich mit Schleiermacher in Verbindung, um diesen zur Übernahme der Redaktion zu veranlassen. Schleiermacher lehnte ab, und infolgedessen zerschlug sich das Unternehmen. Im Juni 1810 fand Theodors akademische Laufbahn in Freiberg ihren Abschluß. Er sollte in Leipzig weiter studieren. Da jedoch das Sommersemester bereits begonnen hatte, so verschob er den Anfang seiner Studien auf den Winter und füllte die Zwischenzeit mit Reisen aus. Er begleitete zuerst die Eltern nach Karlsbad, wo er sehr angenehme Bekanntschaften machte. Aus jener Zeit stammen zwei patriotische Lieder, die uns zeigen, daß eine Wandelung in seinen Anschauungen sich vollzog. Die Schmach des Vaterlandes erregte seine Aufmerksamkeit, und er begann, sich nicht mehr als Sachse, sondern als Deutscher zu fühlen. Die beiden Lieder sind: „Andreas Hofers Tod“ und „Die Eichen.“

Ende Juli verließ die Familie Körner Karlsbad und kehrte nach Dresden zurück. Theodor begab sich bald darauf nach Leipzig, um noch einige Vorlesungen zu hören. Mit der Gitarre auf dem Rücken hielt er seinen Einzug. Er traf dort mehrere Freiburger Freunde und fühlte sich deshalb bald heimisch. Sein Interesse für die Naturwissenschaft hatte sich verloren. Er wandte sich der Geschichte und der Philosophie zu, da er aus diesen Wissenschaften neue Anregungen und Stoffe für sein poetisches Schaffen zu gewinnen hoffte. Immer mehr erschien ihm dichterischer Ruhm als das höchste Lebensziel. Er trat mehreren ästhetischen Vereinen bei und rief selbst einen Dichterklub ins Leben. Im gegenseitigen Wettstreit entstanden einige seiner besten Gedichte, z. B. „Die vier Schwestern“, „Der Teufel in

Salamanca“ und „Die Schlacht am Welfesholze“. Ende September begab sich Theodor zu seiner mütterlichen Freundin, der Herzogin von Kurland, nach Löbichau. Dort traf er zahlreichen Besuch; auch die Tante Dora war zu einem längeren Aufenthalte eingetroffen. In geistreicher Unterhaltung gingen die Stunden im Fluge dahin. Besonders suchte jeder am Abend sein geselliges Talent zu entfalten. Für die Abendunterhaltungen rief Theodor in Verbindung mit andern Gästen eine Zeitung in Versen ins Leben, „Die Teeblätter“, für die er selbst die meisten Beiträge lieferte. Es wurde ihm spielend leicht, seine Gedanken in gebundener Rede zu äußern. Die folgende Charade improvisierte er eines Abends, als er vergessen hatte, etwas zu dichten:

„Willst Du in Deiner Krankheitsnacht erwarmen,
So brauche, was die erste spricht;
Die zweite ruht in weichen Meeresarmen,
Bis einst der Weltenbau zerbricht.

Das Ganze ist ein lieber Fleck der Erde,
Wo für das Edle noch die Herzen glühn;
Wo reich das Glück sein üppig Füllhorn leerte,
Und schöne, seltne Blumen blühn.

Es war dies eine zarte Huldigung seiner hohen Gönnerin; denn Kurland heißt die Auflösung der Charade. Von den in den Teeblättern erschienenen Gedichten wurden mehrere später in seine Werke aufgenommen. —

Am 8. Oktober ließ sich Theodor Körner in der philosophischen Fakultät immatrikulieren. Anfangs hörte er auch einige Vorlesungen, später aber wurde er in den vollen Strudel des studentischen Lebens gezogen, so daß er den Hörsaal wenig betrat. In dem Streit, der damals zwischen den Landsmannschaften und der Partei der Adligen ausgebrochen war, nahm er als Senior der „Thuringia“ lebhaften Anteil und wurde dadurch in viele Angelegenheiten verwickelt. Anfangs nur zu einer achttägigen Karzerstrafe und Stadtarrest verurteilt, verschlimmerte er jedoch sein Geschick durch ein neues Duell. Nun drohte ihm eine sechsmonatliche Einsperrung und Relegation, welchen Strafen er sich durch eilige Flucht entzog.

In dieser Sturm- und Drangperiode Theodor Körners entstanden einige seiner schönsten Gedichte. In dem Liede „Die drei Sterne“ feiert er das Dreigestirn, das unser Erdenleben mit traurem Schein erleuchtet: das Lied, den Wein und die Liebe.

Das Lied ist der Ausklang von Freude und Schmerz. Es belebt die Fröhlichkeit und lindert das Leid.

Der Wein durchglüht die Menschenbrust und läßt die Welt in heiterm Glanze erscheinen.

Die Liebe gibt die wahre Sangeslust und Herzensglut. Nur wenn dieses Dreigestirn über unserm Leben steht, fühlen wir uns wahrhaft glücklich.

Das Gedicht: „**Zur Nacht**“ gehört in seiner einfachen und innigen Sprache zu den schönsten Abendliedern.

Der Dichter ruft uns zuerst den schlichten und dabei so herzlichen Gruß: „Gute Nacht!“ zu, richtet darauf die Aufforderung an alle Müden, sich zur Ruhe zu begeben, und spricht endlich den Wunsch aus, daß der Schlaf durch liebliche Träume verschönt und friedvoll sein möge. Er währe bis zum Anbruch des neuen Tages, der wieder neue Sorgen und Mühen bringt. Die Zuversicht, unter Gottes Schutz zu stehen, gibt uns erst die wahre Ruhe und Sicherheit.

Dem Gedichte „**Harras der kühne Springer**“ liegt eine alte Volks-
sage zu grunde. Körner hat eine überaus wirkungsvolle Ballade daraus geschaffen, die in ihrer Sprache und Gestaltung Schillers Einfluß deutlich erkennen läßt. —

In früher Morgenstunde erfolgt fröhlich der Aufbruch des Ritters Harras zum Kampfe. Er will mit seiner kühnen Schar den Feind in seiner Burg überfallen. Der Anschlag mißlingt, da der Gegner gewarnt ist. Er erwartet den Ritter Harras mit überlegener Macht im Hinterhalte. —

Die Schlacht entbrennt. Sie endigt unglücklich für Harras. Seine tapfern Genossen werden sämtlich erschlagen; ihm gelingt es jedoch, zu entkommen. —

Die eilige Flucht führt ihn wirr durch Wald und Flur. Der Feind ist dicht hinter ihm, und in seiner Angst kommt der kühne Ritter ganz vom Wege ab. Da sieht er plötzlich eine lichtere Stelle. Er sprengt darauf zu und gelangt so zu dem Tale der Zschopau. Steil fällt das Ufer des Flusses zur furchtbaren Tiefe ab. Es scheint nicht möglich, auf die andere Seite zu gelangen, und doch winkt gegenüber auf der Bergeshöhe die rettende Burg. Schon sind die Feinde nahe, da entschließt er sich zu dem Wagstücke.

Der kühne Sprung in die Tiefe gelingt. Das Roß ist zwar zerschmettert, doch Harras unverfehrt. Er rettet sich durch Schwimmen ans jenseitige Ufer, wo die Seinen ihn freudigst begrüßen.*

* Vgl. Teil II, S. 157 Körners Bemerkung zu dem Gedichte. — Der Harrasfels liegt bei dem Städtchen Frankenberg. In der Nähe steht in einem Wiesengrunde „die Harraseiche.“ Bei dem 1801 errichteten „Harrasdenkmal“ haben die Bewohner von Frankenberg am fünfzigjährigen Todestage des Dichters, der ihre Gegend berühmt gemacht hat, eine „Körnereiche“ gepflanzt und an der Stelle, wo der Sprung ausgeführt sein soll, ein Kreuz errichtet. An dem Sockel des Denkmals wurde eine Tafel angebracht mit der Inschrift: „Dem Sänger und Helden Theodor Körner die Bewohner von Frankenberg zur Erinnerung an den 26. August 1863.“

Zu Ostern 1811 kam Theodor Körner in Berlin an. Der jugendliche Dichter fand dort bei dem Hofrat Parthey, einem langjährigen Freunde seines Vaters, die liebevollste Aufnahme und Förderung. Er machte ihm für seine Studien die umfangreiche Nicolaische Privat-Bibliothek zugänglich und führte ihn in seinen Bekanntenkreis ein, so daß es dem jungen Studenten weder an Belehrung, noch Unterhaltung fehlte. Der Vater wünschte, daß der Sohn sich in das Studium der Geschichte und der Philosophie vertiefe, um das in Leipzig Versäumte nachzuholen. Theodor zeigte auch schönen Eifer; aber kaum hatte er begonnen, da befiel ihn ein Wechselfieber und zerstörte alle Pläne. Die Ärzte rieten Luftveränderung. Theodor ging deshalb zuerst nach Dresden und dann mit seinen Eltern nach Karlsbad. Mitte Juli war er völlig genesen und hatte seine alte Kraft und Lebensfreude wieder gewonnen. Die Eindrücke der Karlsbader Tage gestaltete er poetisch in den „Erinnerungen an Karlsbad.“ Sein Wunsch ging nun dahin, in Heidelberg seine Studien fortzusetzen. Der Westen war längst das Ziel seiner Sehnsucht, wie er dies in dem Gedicht: „Sehnsucht nach dem Rhein“ ausspricht:

„Nicht nach Griechenlands reichen Palästen,
Nicht nach dem ewigen, herrlichen Rom:
Es zieht mich hinüber, es zieht mich nach Westen,
Zu Dir, zum Rhein, an den deutschen Strom,

Wo Leben und Lieben mit tieferen Freuden
In heiligen Tönen die Seele hebt,
Und wo aus der Väter goldenen Zeiten
Ein freier Geist noch die Fluren durchweht.“

Der Vater war mit der Wahl Heidelbergs nicht einverstanden, da ihm der auf den meisten deutschen Universitäten herrschende Geist mißfiel. Mußte er doch befürchten, daß sein Sohn wieder in das frühere studentische Treiben hineingeriet. Er beschloß deshalb, Theodor zur weiteren Ausbildung für einige Zeit nach Wien zu schicken. Für die Wahl dieser Stadt war der Umstand besonders bestimmend, daß dort zwei gute Freunde von ihm lebten, von denen er sich viel für die Förderung seines Sohnes versprach, nämlich Wilhelm von Humboldt und Friedrich Schlegel. Am 12. August verließ Theodor Karlsbad, und 14 Tage später traf er in der Kaiserstadt ein.

Die Übersiedlung nach Wien bedeutet einen Wendepunkt für die Entwicklung Theodor Körners. Die Lage der Kaiserstadt inmitten einer reizenden Natur, ihre Weltstellung und ihr hochentwickeltes Kunst- und Gesellschaftsleben boten so viele befruchtende Elemente für den Dichter, daß seine Gaben sich überraschend schnell entfalteten. Der Vater wünschte anfangs, daß sein Sohn sich für einen bestimmten Beruf vorbereite, und war erst später damit einverstanden,

daß er ausschließlich der Dichtkunst lebe. Er warnte ihn aber vor zu eiligem Produzieren. Am 17. Januar 1812 schrieb er ihm einen Brief, der ein schönes Zeugnis seiner Vaterliebe und seiner tiefen Kunstauffassung ist: „Über Deinen Beruf zur Poesie habe ich Dir sonst schon geschrieben. Ich bin weit entfernt, Dich davon abzuhalten; aber ich habe nur die Besorgnis, daß, wenn Du jetzt schon das Produzieren zum Hauptgeschäft machst, Du vielleicht manches veräumen wirst, was zu Deiner vollkommenen Ausbildung gehört, und was Dich auch zu einem höheren Ziele führen würde. Es ist eine gefährliche Klippe für den Künstler, wenn er sich eine gewisse Fertigkeit erworben hat, und mit dem, was er in kurzer Zeit fertig macht, eine günstige Aufnahme bei seinem Publikum findet. Er bleibt dann leicht auf einer niedrigeren Stufe stehen.“

— — Zu bedauern ist jeder, der von der Gunst der Muse Unterhalt erwartet. Nühren soll den Mann sein Geschäft, und hierzu soll sich der Jüngling vorbereiten. Zu der Kunst treibt ihn die Liebe, und was sie ihm dagegen darbietet, hat er bloß als Geschenk anzunehmen, aber nie als einen Sold darauf zu rechnen. — — Die Kunst sei die Würde Deines Lebens. Widme ihr Deine schönsten Stunden, aber nicht immer zur Produktion, sondern auch oft zum Studium.“ —

Da Christian Gottfried Körner an seinem Freunde Schiller gesehen hatte, in welche Lage ein Dichter kommen kann, der ausschließlich von seiner Kunst leben muß, so ist seine Sorge um die Zukunft des Sohnes begreiflich. Die wachsenden Erfolge Theodors beruhigten ihn jedoch bald vollständig. Im Januar 1812 betrat der Dichter die dramatische Laufbahn mit den beiden Lustspielen in Alexandrinern: „Die Braut“ und „Der grüne Domino.“ Sie wurden mit großem Beifall aufgenommen, worüber der Vater sich sehr freute. Er schrieb seinem Sohne: „Eine so gute Aufnahme mußte Dich freuen, und auch uns war es kein kleines Fest, Deinen Namen auf dem Komödienzettel zu lesen, und einen guten Erfolg zu wissen. Auf dem Parnas ist nicht immer schönes Wetter; genieße den Sonnenschein, so lange er währt, und verliere den Mut nicht, wenn sich der Himmel umwölkt.“

Eine Posse, „Der Nachtwächter“, errang ebenfalls einen schönen Erfolg. Dem hochfliegenden Sinne des jugendlichen Dichters genügte der leicht erworbene Ruhm jedoch nicht. Es drängte ihn, sich auch in tragischen Stoffen zu versuchen. Eine Erzählung Heinrich von Kleists, „Die Verlobung auf St. Domingo“, gab ihm die Anregung zu einem Drama, das er zu Ehren von Antonie Adamberger, der Darstellerin der Hauptrolle, „Toni“ nannte. Bei den Proben trat Körner der Künstlerin näher und faßte innige Liebe zu ihr. In seinem Herzensjubel schrieb er an den Vater: „Vater, treuer, treuer Freund, ich habe mein Ziel gefunden, wo ich meinen Anker werfen soll. Vater, ich liebe!“ Die Eltern kamen im Sommer 1812 nach Wien und lernten das schöne, geistvolle und tugendhafte Mädchen

fennen. Von ganzem Herzen segneten sie die Wahl ihres Sohnes. Für den Dichter brach nun ein Liebes- und Liederfrühling an, der herrliche Blüten trieb.*

Das Erwachen seiner Liebe besingt er in dem folgenden Liede, das zu den schönsten der Sammlung gehört und deshalb als Probe dienen soll:

„Es keimen die Blüten, es knospen die Bäume,
Der Frühling bringt seine goldenen Träume,
Ein lauer Wind weht mich freundlich an,
Die Felder sind bräutlich angetan.

Dort unten flüstern die Wellen vorüber,
Zu duftigen Bergen schau' ich hinüber,
Die Vöglein singen und fliegen vorbei
Und lispeln von Sehnsucht, von Liebe und Mai.

Und jetzt erklärt sich das heilige Leben,
Jetzt ahn' ich erst, Frühling, dein Wirken und Weben,
Jetzt weiß ich erst, was die Nachtigall singt,
Was die Rose duftet, die Welle klingt.

Denn auch in mir ist's Frühling geworden,
Es schwelgt die Seele in Blütenaccorden;
Der Sehnsucht Stimme, der Liebe Drang
Klingt Wellengeflüster und Lerchengefang.“

Auch seiner dramatischen Kunst gab die Liebe einen neuen Antrieb. Es ist geradezu erstaunlich, was er in dem kurzen Zeitraum von 15 Monaten geschaffen hat. Kurz nach dem Drama „Toni“ entstand ein Trauerspiel, „Die Sühne“, das nicht nur in Wien, sondern auch in Weimar gefiel. Goethe schrieb dem Vater von Karlsbad aus von dem Erfolge, den das Stück bei der ersten Aufführung gehabt hatte: „Ich erhalte von Weimar ein Schreiben, aus dem ich eine Stelle sogleich mitteilen muß: „Die Sühne“ ist gestern sehr gut gegeben worden und hat außerordentliche Sensation gemacht. Das Stück packte schnell und ging schnell vorüber, deswegen mir es lieber ward, als „Der vierundzwanzigste Februar.“ Die Herzogin wollte den Namen wissen.

Ich war von der guten Wirkung voraus überzeugt, und tröstete mich deshalb, daß ich weggehen mußte, ohne Leseprobe von beiden Stücken halten zu können. Das zweite** wird ebenso reüssieren, es

* Die Liebeslieder wurden im Jahre 1885 gesammelt herausgegeben: Friedrich Latendorf, „Aus Theodor Körners Nachlaß.“ Sie waren im Sommer 1837 von Minna Körner dem Vater des Gutsbesizers Julius Wiechelt-Wendischhof gefandt worden, der sie Latendorf zugänglich machte.

** Toni.

ist vollkommen passend ausgeteilt; Frau von Hengendorff hat die Heldin übernommen. — — Nach der Vorstellung des zweiten Stückes soll der Name des Verfassers publiziert werden, wenn er inzwischen nicht sonst auskommt. Ich habe es durchaus vorteilhaft gefunden, die ersten Stücke eines jungen Autors ohne Namen zu geben, damit sich nichts Persönliches in den Empfang mische.

Wenn Ihr lieber Sohn nach seinem Aufenthalte in dem großen Wien eine Zeitlang in dem kleinen Weimar ausruhen will, so soll er uns willkommen sein. Ich wünsche, daß ihn alsdann unser Theater anregt, etwas auf der Stelle zu schreiben, um es sogleich aufgeführt zu sehen, wozu ihm dann die beiden ersten Stücke ganz freundlich vorleuchten werden.“

Bald nach „Der Sühne“ entwarf Körner den Plan zum „Zriny“, seinem bedeutendsten Trauerspiele, das am 25. Juni vollendet wurde. Auf dieses folgte das Drama „Hedwig“ und das Trauerspiel „Rosamunde.“ Von kleineren Dichtungen, die in der Zwischenzeit entstanden, sind besonders der „Der Bette aus Bremen“ und „Die Gouvernante“ namhaft zu machen.

Über die Lustspiele, „Der grüne Domino“ und „Die Gouvernante“, schrieb Goethe dem Vater: „Die beiden Stücke Ihres lieben Sohnes zeugen von einem entschiedenen Talente, das aus einer glücklichen Jugendfülle mit Leichtigkeit und Freiheit sehr gute und angenehme Sachen hervorbringt. — — Ich billige es sehr, daß Ihr lieber Sohn kleinere Stücke macht und Gegenstände wählt, die sich in wenigen Personen aussprechen.“ Auch drei Opern dichtete Körner: „Das Fischermädchen“, „Der vierjährige Posten“ und „Die Bergknappen.“ Eine vierte Oper, „Die Rückkehr des Ulysses“, die für Beethoven bestimmt war, blieb Fragment. Sein letztes Trauerspiel, „Joseph Heyderich“, behandelt eine Episode aus dem österreichischen Feldzuge gegen Napoleon im Jahre 1800.

Unter allen Dramen Körners sind „Zriny“ und „Joseph Heyderich“ am meisten aus dem persönlichen Empfinden des Dichters heraus geboren. Sie sind ein politisches Glaubensbekenntnis, das später in die Tat umgesetzt wurde. Bei der ersten Aufführung des „Zriny“, die am 30. Dezember 1812 stattfand und dem Dichter reiche Ehrungen eintrug, erkannten nur wenige die Tendenz des Dramas. Erst später sah man deutlich, daß Körner in dem Sultan Soliman den Kaiser Napoleon gezeichnet hatte. Trieb doch der korsische Eroberer seit Jahren ein ebenso frevelhaftes Spiel mit dem Leben der Menschen, wie jener türkische Despot! Auch sein Weg führte über Trümmer und Leichen. Hatte er nicht erst vor wenigen Monaten ein Heer von 600000 Streitern nach Rußland geführt, das zu grunde gegangen war, wie das 29. Bulletin am 3. Dezember den harrenden Völkern lakonisch gemeldet hatte? Ließ sich da nicht Wort für Wort das Selbstgespräch Solimans auf Napoleon anwenden?

„Mein Tatenruf hat rings die Welt durchbebt,
Der Mitwelt Furcht und Zittern aufgedrungen,
Der Nachwelt ihre Stimme abgetrozt
Und sich die Bahn zur Ewigkeit gebrochen!
Daß ich auf Trümmern und auf Leichen ging,
Daß ich Millionen in den Tod geschmettert,
Wenn's mein Gelüsten galt, das mag der Wurm,
Der unter mir im Staube sich gewunden,
Der Welt erzählen: sein Geträchz' verstummt;
Das Große nur bleibt ewig, unvergessen
Und hat kein Ende in dem Grab der Welt.“

Welche Anschauung Körner über den Kampf für das Vaterland hatte, geht aus den Worten hervor, die er Briny sprechen läßt bei dem Auftrag, Sigeth bis aufs Blut zu verteidigen zu wollen, ohne auf Entschluß rechnen zu dürfen:

„Nicht schönern Lohn verlangt' ich meiner Treue,
Als für mein Volk und meinen ew'gen Glauben,
Ein freudig Opfer, in den Tod zu gehn! —
In diesem Kampf bewährt sich meine Treue,
Mein ganzes Haus für Dich und für Dein Volk,
Mein höchstes Gut für unsern ew'gen Glauben:
Nichts ist zu kostbar für das Vaterland.“

Sind im „Briny“ die Anspielungen auf die Zeitverhältnisse immerhin noch versteckt, so tritt im „Joseph Heyderich“ unverhüllt die Absicht hervor, das Gewissen der Nation aufzurütteln. Dieses Trauerspiel ist ein Weckruf zum Kampfe und gleichzeitig eine Verherrlichung der deutschen Treue. Die Worte, mit denen der verwundete Oberleutnant vom Leben Abschied nimmt, spiegeln Körners eigene Gesinnung so treu wieder, daß sein Entschluß, sich für das Vaterland zu opfern, nicht überraschend erscheint:

„O, könnt' ich jetzt vor allen jungen treuen Herzen meines Volkes stehen und es ihnen mit der letzten Kraft meines fliehenden Lebens in die Seelen donnern: es ist süß, für sein Vaterland zu sterben! Der Tod hat nichts Schreckliches, wenn er die blutigen Lorbeern um die bleichen Schläfen windet. — Wüßten das die kalten Egoisten, die sich hinter den Ofen verkriechen, wenn das Vaterland zu seinen Fahnen ruft; wüßten das die feigen, niedrigen Seelen, die sich für klug und besonnen halten, wenn sie ihre Redensarten austramen, wie es doch auch ohne sie gehen werde, zwei Fäuste mehr oder weniger zögen nicht in der Wagschale des Siegs, und was der erbärmlichen Ausflüchte mehr sind — ahneten sie die Seligkeit, die ein braver Soldat fühlt, wenn er für die gerechte Sache blutet, sie drängten sich in die Reihen. Freilich wird's auch ohne sie gehen, freilich geben zwei Fäuste den Ausschlag nicht; aber hat das Vaterland nicht ein gleiches? Recht auf alle seine Söhne?“

Wenn der Bauer bluten muß, wenn der Bürger seine Kinder opfert, wer darf sich ausschließen? Zum Opfertode für die Freiheit und für die Ehre seiner Nation ist keiner zu gut, wohl aber sind viele zu schlecht dazu! — Schnell zu den Fahnen, wenn euch die innere Stimme treibt; laßt Vater und Mutter, Weib und Kind, Freund und Geliebte entschlossen zurück; stoßt sie von euch, wenn sie euch halten wollen. — Den ersten Platz im Herzen hat das Vaterland!"

Dieses Bekenntnis einer tiefen und aufrichtigen Vaterlandsliebe zeigt deutlich, daß Körner bereits den Entschluß gefaßt hatte, sich für die Freiheit seines Volkes zu opfern, und daß es nur eines äußern Anstoßes bedurfte, um ihn zum Handeln zu führen.

Noch einmal schüttete vorher die Glücksgöttin ihr Füllhorn über ihn aus. Er wurde zum Hoftheaterdichter ernannt und bekam dadurch eine glänzende und unabhängige Lebensstellung. Die höchsten Kreise Wiens suchten seine Bekanntschaft; der Erzherzog Karl ehrte ihn durch eine Unterredung; Achtung und Liebe wurde ihm von allen Seiten entgegengebracht. Der Dichter Castelli charakterisiert ihn in seinen Memoiren mit folgenden Worten: „Es gibt wenige Jünglinge, welche gleich beim ersten Anblicke, beim ersten Worte so für sich einnehmen, und mit denen man sich so sympathisierend fühlt, als Theodor Körner. Er war ein schöner Jüngling mit jener Körperfrische, die sogleich ein Beweis ist, daß der giftige Hauch der Ausschweifung über diesen reinen Körper noch nicht Macht gehabt hat. Er war verständig und bescheiden, Zutrauen einflößend und selbst zutraulich. Wie in einem offenen Buche konnte jeder in seinem Innern lesen. Zweizüngigkeit und Hinterlist waren ihm ganz fremd. Er besaß eine Feuerseele, welche für Recht und Wahrheit hell entbrannte, aber dabei ein so tiefes Gemüt, daß jeder Verkannte oder wie immer Leidende einen Verteidiger und — wenn es ihm möglich war — auch einen Helfer in ihm fand. Er war ernst mit den Ernsten und lustig mit den Lustigen, kurz, er wurde von der ganzen Welt geliebt, und er liebte die ganze Welt.“ Hatten seine Freunde da nicht recht, wenn sie ihn einen Günstling des Glücks nannten?

Alles gab er nun dahin: eine liebe Braut, einen trauten Freundeskreis, eine angenehme Tätigkeit und einen heitern Lebensgenuß! Das war ein Opfer, worauf sein Vaterland stolz sein kann. Er durfte, wie Turanitsch im „Zriny“, auch von sich sagen:

„Daß ich dem Tod mich weihte, gilt nicht viel;
Mein Leben schlug ich oft schon in die Schanze.
Doch daß ich's tat mit diesem Recht an Glück,
An Seligkeit und höchste Erdemvonne,
Das war des Kampfs, das war des Preises wert;
Mein Vaterland sei stolz auf dieses Opfer!“

b) Der begeisterte Freiheitskämpfer.

Lektüre: Abschied von Wien. (Teil II. S. 55).

Zwei Briefe Theodor Körners.
(Teil II. S. 56).

Lied zur feierlichen Einsegnung des preußischen
Freikorps. (Teil II. S. 58).

Lützows wilde Jagd. (Teil II. S. 59).

Abschied vom Leben. (Teil II. S. 60).

Am 27. Januar 1813 schrieb Körner an seine Eltern: „Es rückt ein großer Augenblick heran. Seid überzeugt, Ihr findet mich Eurer nicht unwürdig, was auch die Prüfung gelte!“ Hierdurch macht er sie zum erstenmal mit seiner Absicht bekannt, an dem bevorstehenden Kampfe gegen Napoleon teilnehmen zu wollen. Als am 3. Februar der Aufruf des preußischen Königs zur Bildung freiwilliger Jägerkorps erschien, sah er sich dadurch auch auf den bestimmten Weg gewiesen. Doch nun wurde er sich erst der vielen Bande bewußt, die ihn mit der Kaiserstadt verknüpften. In dem heftigen Widerstreit seiner Gefühle siegte aber bald das Pflichtgefühl. Das Gedicht **„Abschied von Wien“** schildert uns seinen Seelenkampf. Aus schmerz- bewegtem Herzen ruft er der Kaiserstadt sein Lebewohl zu. Er braucht sich der Träne nicht zu schämen, die sich in seinem Auge regen will. Wo er auch weilen mag, sei es auf friedvollem Pfade, sei es im Schlachtengraus, überall weiß er sich umgeben von den holden Gestalten der Freunde.

Nicht eitles Trachten, sondern die Pflicht führt ihn aus ihrer Mitte. Er will mit dem Schwerte für die Ideale eintreten, die er bisher im Liede gefeiert hat, und für die Freiheit seines Volkes gern den Tod erleiden.

Nicht Dichterruhm kann in dieser ersten Zeit ihn locken; er will lieber der Kunst ein Vaterland erkämpfen, d. h. ihr eine Heimstätte bereiten, wo sie sich ungehindert entfalten kann. Kein Opfer ist ihm hierfür zu groß. — Mit heldenmütigem Entschlusse reißt er sich endlich los; Todesahnung und Wehmut pressen ihm das Herz zusammen.

„Zwei Briefe Theodor Körners“, der eine an den Vater, der andere an Frau von Pereira, sind ewig denkwürdige Zeugnisse seiner heiligen Begeisterung. Am 10. März teilte er dem Vater mit, daß er entschlossen sei, in das preußische Heer einzutreten. Er rechnet auf die Zustimmung* der Eltern, da er ihre hochherzige Gesinnung kennt.

* Vgl. Teil II. S. 158 die Antwort des Vaters.

Der Inhalt des Briefes deckt sich mit den begeisterten Worten, die er im „Joseph Heyderich“ den Oberleutnant sprechen läßt.* Am 15. März verließ der Dichter Wien und eilte nach Breslau, wo die Freiwilligen sich versammelten. An der Grenze begeisterte ihn das Wappenbild des preussischen Adlers zu folgendem Gedicht:

„Sei mir begrüßt im Rauschen deiner Flügel!
Das Herz verheißt mir Sieg in deinem Zeichen.
Durch! edler Nar! Die Wolke muß dir weichen!
Flieg rächend auf von deiner Toten Hügel.

Das freie Roß¹⁾ gehorcht dem Sklavenzügel,
Den Glanz der Raute²⁾ seh ich welk verbleichen,
Der Löwe³⁾ krümmt sich unter fremden Streichen:
Du nur erhebst mit neuem Mut die Flügel.

Bald werd' ich unter deinen Söhnen stehen,
Bald werd' ich dich im Kampfe wiedersehen,
Du wirst voran zum Sieg, zur Freiheit wehen!

Was dann auch immer aus dem Säng' er werde:
Heil ihm! erkämpft er auch mit seinem Schwerte
Nichts als ein Grab in einer freien Erde.

Am 18. März kam Körner in Breslau an und ging sofort zur Meldestelle, die im „Gasthof zum goldnen Scepter“ eingerichtet war. Dort walteten die Turner Zahn und Friesen ihres freiwilligen Amtes als Werber. Körner wurde auf seinen Wunsch als Jäger zu Fuß in die Liste eingetragen und suchte nun seine Waffenbrüder kennen zu lernen. Er beschreibt die buntgemischte Schar in dem „Jägerlied“:

„Aus Westen, Norden, Süd und Ost
Treibt uns der Rache Strahl:
Vom Oderflusse, Weser, Main,
Vom Elbstrom und vom Vater Rhein,
Und aus dem Donautal.

Doch Brüder sind wir allzusamm',
Und das schwellt unsern Mut.
Uns knüpft der Sprache heilig Band,
Uns knüpft ein Gott, ein Vaterland,
Ein treues deutsches Blut.“

An seinen Freund Förster schrieb Körner am 18. März über die Lützower: „Nirgends auf der Welt findest Du solche Gesellen beisammen, als bei unserer schwarzen Schar. Das Corps zählt schon an 1000 Mann, ein Wallensteinisches Lager in einer erhöhten Potenz.

* Bgl. Teil I. S. 92.

¹⁾ Wappen Hannovers. ²⁾ Wappen Sachsens. ³⁾ Wappen Bayerns.

Zusammengeschneit aus aller Herren Länder sind wir, das ist wahr; auch fehlt es nicht an lustigen Brüdern, da alle Universitäten uns ihre flottesten Burschen geliefert haben; allein Roheit und Gemeinheit sind gebändigt durch die heilige Weihe unseres Berufs“.* Von Breslau aus begab sich die schwarze Schar nach Zobten, und am 28. März fand ihre Einsegnung in der Kirche des benachbarten Ortes Rogau statt. Körner hat die feierliche Handlung in einem Brief an Frau von Pereira ausführlich beschrieben.** **„Das Lied zur feierlichen Einsegnung des preussischen Freikorps“** wurde von den Waffenbrüdern in der Kirche gesungen.

Es spiegelt sich darin die sittlich ernste Gesinnung des Dichters und seiner Kameraden wieder. Ein innerer Drang hat die mutigen Jäger zum Gotteshause geführt. Ehe sie hinausziehen, wollen sie die Weihe zum Kampfe empfangen; denn sie gehen in einen heiligen Krieg, der zur Ehre des Herrn unternommen wird.

Nur mit Gottes Hilfe kann der Kampf siegreich ausgehen. Den vielen Opfern wird der Erfolg des Kampfes entsprechen. Die Tyrannenmacht muß zusammenbrechen, und wieder wird Freiheit im deutschen Lande herrschen.

Die schlichte Feier in der Kirche zu Rogau ließ bei allen Teilnehmern den tiefsten Eindruck zurück. Unter den Klängen der Musik marschierte das Freikorps nach Zobten zurück, wo man ihm einen ehrenvollen Empfang bereitete. Ueber Striegau zogen die Lüzkower dann nach Jauer, das sie am 30. März erreichten. Sie erhielten dort die Mitteilung, daß sie voraussichtlich innerhalb einer Woche vor dem Feinde stehen würden. Im Anschluß an diese Kunde schrieb Körner an Frau v. Pereira in Wien: „Die Franzosen haben Dresden stark besetzt, machen Wiene, es zu halten und sollen ihre Vorposten bis Baugen vorgerückt haben. Wir werden mit aller Eile vorgeworfen, und ich halte es für keine kleine Gunst des Schicksals, daß ich entweder die heilige Erde meiner Heimat befreien helfen darf, oder doch vor den Mauern meiner väterlichen Stadt, wie ein ehrliches deutsches Herz, verbluten kann. Das walte Gott! ich bin bereit. . . Seit der Todesweihe im Gotteshause zuckt mir immer eine Ahnung durchs Herz.“

Am 2. April überschritt das Freikorps die sächsische Grenze. Schmerzliche Gefühle bewegten Körner dabei; er empfand tief, was ihn von seinen Landsleuten trennte. Um sie für die deutsche Sache zu gewinnen, schrieb er seinen „Ausruf an das sächsische Volk“, der am 12. April in der Leipziger Zeitung erschien und außerdem als Flugblatt in Tausenden von Exemplaren verbreitet wurde. In glühenden Worten wies der Dichter darin auf das Elend hin, das Napoleon über das Sachsenvolk gebracht hatte: „Euer Wohlstand ist vernichtet, euer Handel ist zerstört, eure Fabriken zu grunde gerichtet, eure Kinder

* Jonas, Christian Gottfried Körner.

** Vgl. Teil II. S. 57. Irrtümlich in der benutzten Quelle als „Brief an die Mutter“ bezeichnet.

laßt ihr zu Tausenden würgen, laßt sie in den fürchterlichsten Qualen einer losgelassenen Hölle verbrennen und erfrieren, verhungern und verdürsten, verwinseln und verzweifeln. Von all den Söhnen, die euch der Wüterich vom Vaterherzen riß, kehren wenig Hunderte zurück, und diese bringen noch den Tod in das Herz eures Landes, den Keim der Seuche streuen sie in eure gesunden Hütten und pflanzen die Qual und den Tod, die einzige Löhnung des blutigen Tyrannen, in ihre heimatlichen Fluren.“ Körners warmherziger Appell verhallte wirkungslos; Sachsen blieb seinem Verbündeten treu.

Am 6. April langte der Dichter in Dresden an. Die Freude der Eltern, ihren Sohn wiederzusehen, war groß, und auch er genoß das Glück, noch einmal im Vaterhause weilen zu dürfen, mit empfänglichem Sinne. Seine Schwester malte ihn in seiner kleidsamen Jägertracht; es war dies das letzte Bildnis, zu dem er saß. Am 12. April verließ das Freikorps Dresden, wo es einen Zuwachs von 500 Mann erhalten hatte. Der Abschied Theodors von den Seinen war überaus schmerzlich; namentlich die Mutter fühlte sich hierdurch aufs tiefste ergriffen. Von Dresden aus marschierten die Lützower auf Leipzig zu, wo sie am 17. April ankamen. Dort lagen sie acht Tage lang, so daß Körner Zeit fand, alte Erinnerungen aufzufrischen. Er unternahm hier auch Schritte, um seine Kriegslieder drucken zu lassen. Sein Freund Wilhelm Kunze übernahm es, für die Drucklegung Sorge tragen zu wollen. Am 24. April dichtete Körner das Lied: „Zueignung“, und am Nachmittage desselben Tages entstand auf dem Schneckenberge **„Lützows wilde Jagd.“**

Dies Gedicht ist ein begeisterter Hymnus auf das Freikorps. Körner hat die Form des Zwiegesprächs gewählt, wodurch die Darstellung dramatisches Leben gewinnt.

Wie eine Wetterwolke sehen wir die rächende Schar in ihrem schwarzen Kleide* plötzlich am Waldessaume auftauchen. Unheilverkündend rücken die düstern Gestalten in Windeseile näher; ihre Waffen blißen im Sonnenlicht; ihre Signalhörner tönen gellend; — Furcht und Grauen geht vor ihnen her!

Schnell streifen die listigen Jäger von Berg zu Berg. Im dunkeln Versteck lauern sie lange unverdrossen, und laut erklingt ihr Freudenruf, wenn es ihnen gelungen ist, den verhassten Feind zu töten.

Nirgends lassen sie ihm Ruhe, und rastlos verfolgen sie ihn bis zum Rhein. Selbst im eigenen Lande ist er nicht sicher vor den kühnen Schwimmern.

Die Lützower fürchten sich nicht, auch in offener Feldschlacht mit dem Feinde zu ringen. Voller Löwenmut kämpfen die tapfern Reiter für ihres Landes Freiheit.

* Die Lützower trugen das farblose Schwarz als Zeichen der Trauer. „Alle Farben des deutschen Lebens sollten erst wieder aufwachen.“

Die Feinde scheiden in schimpflicher Angst aus dieser Welt. Die furchtlosen Helden erzittern auch in der Todesstunde nicht. Stolze Siegesfreude glänzt auf den Gesichtern der Gefallenen.

Niemand soll über ihren Tod weinen; denn sie sind gern für die Freiheit ihres Vaterlandes gestorben. Sie können die Güter nicht mehr genießen, für die sie geblutet haben; deshalb soll die Nachwelt ihrer in Dankbarkeit gedenken. In Wort und Lied erschalle der Ruhm der unsterblichen Schar bis in die fernsten Zeiten. —

An demselben Tage, an dem Körner den Waffenbrüdern dies unvergängliche Denkmal setzte, erfuhr er selbst noch eine Ehrung. Er wurde in Anerkennung seiner Verdienste zum Leutnant befördert. — Von Leipzig aus zog das Freikorps nach Dessau, wo es am 28. April ankam. Da man unterwegs starkes Geschützfeuer hörte, so hofften die Lützower, endlich mit dem Feinde zusammenzustößen; denn längst waren sie des Umherziehens müde. Doch abermals schlug ihre Hoffnung fehl. Sie bekamen vielmehr den Auftrag, nach dem Norden vorzudringen, um an geeigneter Stelle über die Elbe zu gehen. Lange mußten sie vergebens suchen, da die Feinde die Übergänge stark besetzt hatten. In Genthin dichtete Körner „Das Gebet“ (Hör' uns Allmächtiger). Von hier aus begab sich Lützow mit einer Kavallerieabteilung nach Ferchland, um zu sehen, ob dort ein Überschreiten der Elbe möglich sei. Als er erfuhr, daß die Feinde das Ufer mit 5000 Mann besetzt hielten, gab er den Befehl, noch weiter stromabwärts zu ziehen, um in Lenzen einen neuen Versuch zu machen. Da sich auch dort der Übergang nicht bewerkstelligen ließ, bog Lützow von der Elbe ab und zog am 7. Mai nach Perleberg. Körners Kompanie mußte zwecks Rekognoszierung nach Wittenberge gehen, wo sie bis zum 9. Mai blieb. Hier traf die Nachricht von der Niederlage bei Groß-Görschen ein, die Körner zu seinem Liede: „Letzter Trost“ veranlaßte. In Perleberg erhielt der Major von Lützow von dem General Wallmoden den Auftrag, nach Dömitz zu ziehen, um dort den Übergang zu bewirken. Dieser Versuch gelang am 10. Mai. Darauf zogen die Lützower über Dannenberg nach der Göhrder Forst, wo sie sich mit dem Dörnbergischen Korps vereinigten. Die Nähe der Feinde erforderte ganz besondere Vorsicht; deshalb wurde eine Abteilung der Freischar zur Sicherung der rechten Flanke nach Hitzacker gesandt. Körner war dabei und konnte infolgedessen nicht an dem Kampfe teilnehmen, der am 12. Mai in der Nähe von Göhrde gegen zwei Bataillone der Davoustischen Armee geführt wurde und dem Feinde einen kleinen Verlust beibrachte. Darauf ging Lützow wieder bei Dömitz über die Elbe und bezog am 13. Mai bei Eldena Quartier. Über dieses Gefecht, von dem Körner ausgeschlossen war, schrieb er an Frau v. Pereira nach Wien: „Was soll ich Ihnen schreiben? — meinen Mißmut? Was soll ich Ihnen vertrauen? — meinen Grimm? — Es wühlt gräßlich in mir! — Vor ein paar Tagen war eine elende Affäre, das ist alles, was ich bis jetzt erlebt habe. Die

Franzosen hielten trotz der Übermacht nicht Stich, an 100 Tote und Gefangene waren die Beute des Tags; ich hätte recht hübsch wirken können, wenn die Hunde Mut gehabt hätten. Wir waren nämlich zu einer großen Rekognoszierung bei Dömitz über die Elbe gegangen. Nach viel beschwerlichen Märschen und Heulagern trafen wir endlich die Franzosen. Ihre Wachtfeuer leuchteten zu uns herüber. Als früh das Treffen kaum anfang, ward ich mit 100 Mann an eine Brücke kommandiert, mit dem Befehl, hier den möglichen Rückzug der Unsrigen zu decken, und mich bis auf den letzten Mann zu halten. Meine Leute brannten vor Begierde, aber die Franzosen wurden geworfen, die Unsrigen gingen vor, und ich zog leer ab.“

In Hitzacker* dichtete Körner das „Bundeslied vor der Schlacht“. Von Elbena zog die Freischar wieder nach Perleberg, wo sie am 15. Mai eintraf. Lützow ließ nun seine Infanterie in der Prignitz zurück und zog mit der Reiterei über Wittenberge, Schönhausen, Sericho und Ferchland nach Stendal, um die Altmark durchstreifen zu lassen. Die Fußtruppen blieben bis zum 19. Mai unter dem Major von Petersdorff in Perleberg und zogen dann nach Havelberg. Körner hatte Perleberg bereits am 17. Mai verlassen, um mit einem Detachement das Elbufer bei Sandow zu bewachen. Bis zum 23. Mai mußte er dort bleiben, was ihn mit heftigem Unwillen erfüllte. Seine Stimmung spiegelt sich in dem Gedichte „Mißmut“ wieder:

„Um mich donnern die Kanonen,
 Ferne Zimbeln schmettern drein.
 Deutschland wirft um seine Kronen;
 Und hier soll ich ruhig wohnen,
 Und des Stromes Wächter sein?
 Soll ich in der Prosa sterben? —
 Poesie, du Flammenquell,
 Brich nur los mit leuchtendem Verderben.
 Aber schnell!“

Infolge der Ereignisse auf dem Kriegsschauplatze, die Napoleon zwangen, seine Heere zu konzentrieren, wurden die Verhältnisse für das Freikorps günstiger. Die Gegend zwischen der Elbe und dem Harz war fast von den feindlichen Truppen entblößt, und deshalb faßte Lützow den kühnen Entschluß, einen Streifzug in das Königreich Westfalen zu unternehmen. Seine Freischar zählte damals 2000 Mann zu Fuß und 400 Reiter. Er hoffte, noch mehr Zuzug zu bekommen. Bevor er zur Ausführung seines Planes ging, zog er die ganze Reiterei, die in kleinen Trupps die Altmark durchstreifte, in Stendal zusammen. Am 28. Mai war das geschehen. Auch Körner war inzwischen über Schönhausen dort eingetroffen. Er wollte unter allen

* Vgl. Teil II, S. 160.

Umständen nun zu erreichen suchen, daß ihm mehr als bisher die Gelegenheit geboten würde, seinen Mut zu betätigen; deshalb sprach er Lützow die Bitte aus, ihn in die Reiterei einzustellen. Der Major, der den feurigen Jüngling sehr schätzte, erfüllte ihm diesen Wunsch und ernannte ihn am 28. Mai sogar zu seinem Adjutanten.

Von Stendal aus zog Lützow mit seinen kühnen Reitern am folgenden Tage unter mancherlei Fährnissen und Abenteuern in südlicher Richtung bis nach Plauen, wo sie am 5. Juni ankamen und vorläufig bleiben wollten. Um sich Gewißheit über die politische Lage zu verschaffen, ritt Lützow mit drei Schwadronen nach Adorf, einem kleinen Orte an der böhmischen Grenze. Bei der Rückkehr erfuhr er erst am 11. Juni von einer Abteilung, die einen Streifzug nach Hof unternommen hatte, daß bereits am 4. Juni zu Poischwitz ein Waffenstillstand abgeschlossen sei. Um eine amtliche Bestätigung zu erlangen, schickte er einen Oberjäger an das sächsische Generalkommando. Am 14. Juni erhielt er mit der offiziellen Nachricht gleichzeitig die Bedingungen des Waffenstillstandes. In dem Artikel 10 desselben hieß es: „Alle Truppenbewegungen sollen so eingerichtet werden, daß jede Armee ihre neue Linie den 12. Juni erreicht. Alle Korps oder Parteien der verbündeten Armee, welche sich jenseits der Elbe oder in Sachsen befinden könnten, sollen nach Preußen zurückkehren, Offiziere von der französischen und verbündeten Armee sollen gemeinschaftlich abgefertigt werden, um den Feindseligkeiten auf allen Punkten durch Bekanntmachung des Waffenstillstands Einhalt zu tun.“

Das Freikorps kam durch diese Bestimmungen in eine üble Lage. Es gab für Lützow nur zwei Möglichkeiten: Er konnte entweder über die Grenze nach Böhmen gehen, mußte aber dann auf Entwaffnung gefaßt sein, oder den Weg durch das Feindesland nach Preußen wählen. Er entschied sich für den letzteren Weg, und da ihm von dem Generalkommando ein Marschkommissar mitgegeben war, der die erforderlichen Dienste bei der Verpflegung der Truppen leisten sollte, so glaubte er, ganz sicher sein zu können. Für Napoleon bot sich jetzt eine Gelegenheit, an den „brigands noirs“, wie er die Lützower nannte, blutige Rache zu nehmen. Er hatte dem Herzog von Padua den Befehl gegeben, „auf alle im Rücken der Armee noch herumstreichenden Partiegänger zu fahnden, insbesondere auf den von einem preussischen Major v. Lützow kommandierten Teil des Tschernitscheffschen Korps.“ So zog sich das Netz über der tapferen Schar zusammen, ohne daß sie es ahnte. Als das Freikorps bis zu dem Dorfe Rixen gekommen war, wurde dem Major gemeldet, daß eine feindliche Reiterei unter dem Oberstleutnant v. Rechler in seinem Rücken heranziehe. Er erbat eine Unterredung und erfuhr, daß der Herzog von Padua ihn auffordere, zu halten, bis er ihm einen Offizier zur Leitung des Weitermarsches senden werde. Beide Führer gaben sich hierauf das Ehrenwort, nichts Feindseliges gegen einander unternehmen zu wollen. Lützow befahl seinen Soldaten, demgemäß zu handeln. Da sah er plötzlich auf der

Straße von Leipzig eine Staubwolke auftauchen. Nun fing er an, Verdacht zu schöpfen. Der Oberbefehlshaber jener Truppe, der französische General Fournier, versicherte ihm jedoch unter Ehrenwort, die Lützower unbehelligt lassen zu wollen, wenn diese ruhig auf der Straße nach Leipzig abziehen würden. Kaum hatte sich das Freikorps in Bewegung gesetzt, da fielen plötzlich Schüsse. Lützow wollte immer noch nicht an Verrat glauben und sandte deshalb Körner zu Fournier, um Aufklärung zu verlangen. Auf die Frage, ob dies der auf Ehrenwort versprochene Waffenstillstand sei, bekam er die schöne Antwort: „L'armistice pour tout le monde, excepté pour vous!“ Gleichzeitig schlug man auch auf Körner ein. Drei Hiebe verwundeten ihn schwer am Kopfe, und nur der Schnelligkeit seines Pferdes verdankte er seine Rettung.* Er flüchtete sich in einen nahen Wald, wo er sich mit Hilfe eines Kameraden einen Notverband anlegte. Bald darauf kam er in eine neue Gefahr, aus der ihn nur seine Geistesgegenwart errettete. Er sah einen Trupp verfolgender Feinde auf sich zureiten. Da rief er mit starker Stimme in den Wald: „Die vierte Eskadron soll vorrücken!“ Die Feinde stutzten und zogen sich zurück. Mit Aufbietung aller Kräfte schwang sich Körner nun auf das Pferd und erreichte den dichten Wald bei dem Dorfe Groß-Bischocher. Hier verließen ihn die Kräfte; er wurde ohnmächtig und fiel dann in einen tiefen Schlaf. Erst am Morgen des 18. Juni erwachte er. Was ihn innerlich bewegte, suchte er fest zu halten, und so entstand das tiefempfundene Lied: „**Abschied vom Leben**“. Die brennende Wunde, die im Fieber erzitternde Lippe und der mattere Herzschlag mahnen den Dichter an den nahen Tod, den er gottergeben erwartet.

Noch einmal umschweben ihn in der Erinnerung die schönen Bilder seines Lebens, das so reich war an Liebe und Ruhm. Nun sinken alle Hoffnungen mit ihm ins Grab, und seinen Lieben bleibt nur die Klage. Doch geht wirklich alles mit seinem Tode dahin? Sein Herz beginnt zu zagen und zu trauern. Da rafft er sich auf und ruft sich Mut zu; denn in der Todesstunde geht ihm die Erkenntnis auf, daß seine Ideale von Liebe und Freiheit, für die er im Leben begeistert eingetreten ist, unvergänglich sind. Sie stehen als lichte Engel in seiner letzten Stunde bei ihm und werden ihn auch ins Jenseits begleiten. Er fühlt, wie seine Sinne langsam schwinden und seine Seele zur Himmelshöhe entschwebt. —

Ein gütiges Geschick errettete den Dichter. Arbeiter, die in der Nähe von seiner Leidensstätte an einem Mühlenwehr Reparaturen vornahmen, hörten das Schnaufen seines Pferdes und machten den herrschaftlichen Gärtner des Gutes Groß-Bischocher darauf aufmerksam. Der brave Mann bedachte sich keinen Augenblick, Körner zu helfen, obgleich er sein Leben durch die Unterstützung eines Lützowers aufs

* Vgl. Peschel und Wildenow, Theodor Körner und die Seinen. II. Bd. S. 71.

Spiel setzte. Er wusch ihm seine Wunden und verband sie, zog ihm einen Gärtneranzug an, um ihn unkenntlich zu machen, und überführte ihn sorgsam zu seiner Wohnung. Die treffliche Gärtnersfrau, unterstützt von dem Dorfbarbier, pflegte ihn mit voller Hingabe. Als er sich einigermaßen erholt hatte, drängte es ihn, die Seinigen zu benachrichtigen. Seine treue Pflegerin beförderte zwei Briefe, den einen an den Vater und den andern an seinen Freund Kunze, im Strumpfe durch die feindliche Vorpostenkette nach Leipzig. Auf diese Nachricht trat Kunze sogleich mit einem befreundeten Arzte in Verbindung, und beide unterzogen sich des Rettungswerkes mit großem Geschick. Der Kranke wurde im Kahn zu dem Privatbesitz des Arztes vor der Stadt gebracht, wo er sich in einer Dachkammer verborgen hielt, bis er die Kraft zur weiteren Flucht hatte. Bereits nach sechs Tagen war er soweit, daß er die Reise nach Karlsbad antreten konnte. Dort fand er die liebevollste Pflege, und schon Mitte Juli war er wieder hergestellt, so daß er seinen Dienst antreten konnte. Am 15. Juli verließ er die gastliche Stadt und reiste über Berlin zu seinem Freikorps.

Lützow, der an jenem verhängnisvollen 17. Juni glücklich nach Genthin entronnen war, hatte während des Waffenstillstands seine versprengten Scharen wieder gesammelt. Der heimtückische Überfall hatte dem Freikorps einen Verlust von 305 Mann an Toten und Gefangenen gebracht, der durch neuen Zuzug bald ersetzt war. Einige seiner Braven hatte ein furchtbares Geschick getroffen. Sie waren auf Befehl des Herzogs von Padua gefesselt nach Frankreich geführt worden, wo sie Zwangsarbeit verrichten mußten.

In bezug auf die Stellung des Freikorps war während des Waffenstillstands auch eine Änderung eingetreten. Es war auf Kabinettsbefehl unter den Oberbefehl des Generalleutnants von Bülow gestellt und dadurch der großen Nordarmee angegliedert worden. Das Kampfgebiet der Lützower war in der Folgezeit Mecklenburg, wohin Theodor Körner nun eilte. Er traf seine Waffenbrüder in Raseburg und wurde von ihnen mit herzlicher Freude begrüßt. Er schrieb von dort aus an Frau v. Pereira: „In aller Eile ein paar Worte von Ihrem Freunde. Ich bin wieder beim Korps, von allen mit der herzlichsten Liebe empfangen. Soeben marschieren wir; in drei Tagen erwarten wir die Todeshochzeit. Leben Sie wohl mit allem, was mir zugetan ist! So Gott will, wollen wir als deutsches Volk das edle Hamburg befreien mit unserem Blute.“

Am 17. August erneuerten sich die Feindseligkeiten. Das Lützowsche Freikorps, das Vorpostendienste verrichten mußte, war von nun an fast täglich im Gefecht mit der Davoustschen Armee, die im Begriff war, auf Berlin vorzurücken. In der Bivathütte bei Büchen an der Stecknitz begann Körner an diesem Tage das Lied: „Männer und Buben.“ In Kirch-Sejar schrieb er den letzten Brief an Parthey in Berlin, und hier entstand auch am 24. August sein Schwanengesang:

„Das Schwertlied“.* Am Abend des 25. August erreichte Lützow den Flecken Gottesgabe, wo er mit seinen Offizieren in dem Herrenhause Quartier nahm. Für den nächsten Morgen war ein Überfall des Feindes geplant, und deshalb war die Stimmung der Lützower eine gehobene. Theodor Körner setzte sich ans Klavier und sang mit kräftiger Stimme sein neuestes Lied, den „Sang von der Eisenbraut“, dem er dann am Morgen des 26. August die letzte Strophe hinzufügte.

„Auf der Straße von Gadebusch nach Schwerin, nahe an dem Gehölz, welches eine halbe Stunde westlich von Rosenberg liegt, kam es zum Gefecht. Der Feind war zahlreicher, als man geglaubt hatte; aber nach einem kurzen Widerstande floh er, durch die Kosaken nicht zeitig genug aufgehalten, über eine schmale Ebene in das nahe vorliegende Gebüsch von Unterholz. Unter denen, die ihn am kühnsten verfolgten, war Körner, und hier fand er den schönen Tod, den er so oft geahnet und in seinen Liedern gepriesen hatte. Die Tirailleurs, welche schnell in dem niedrigen Gebüsch einen Hinterhalt gefunden hatten, sandten von da aus auf die verfolgenden Reiter eine große Menge Kugeln. Eine derselben traf Körner, nachdem sie zunächst durch den Hals seines Schimmels gegangen war, in den Unterleib, verletzte die Leber und das Rückgrat und benahm ihm sogleich Sprache und Bewußtsein. Seine Gesichtszüge blieben unverändert und zeigten keine Spur einer schmerzhaften Empfindung.“** Unter dem fort-dauernden Feuer der Feinde wurde sein Leichnam von den Kameraden aufgehoben und eine kleine Strecke fortgetragen. Ein herbeigerufener Wundarzt konnte nur den Tod bestätigen. Die Waffenbrüder gruben ihm die letzte Ruhestätte unter einer mächtigen Eiche bei Wöbbelin. Unter Anstimmung des Gebets: „Hör' uns, Allmächtiger!“ wurde der Sarg in die Gruft gesenkt. Eine Ehrensalve wagte man wegen der Nähe des Feindes nicht zu geben; doch stimmte man als Scheidegruß „Lützows wilde Jagd“ an. An der Todesstätte bei Rosenberg wurde ihm in der Folgezeit ein Denkmal errichtet, und in Wöbbelin ließ der Vater nach dem Entwurfe des Hofbaumeisters Thormeyer ein würdiges Grabmal herstellen, das einen vierseitigen Altar darstellt, auf dem Leier und Schwert von einem Eichenkranz umwunden liegen. Dort ruht der Heldenjüngling an der Seite seiner Lieben.

„Er schlummert sanft und kühl in grüner Eichen Nacht;
Er schlummert nur, auch in den fernsten Jahren
Wird Schwert und Leier stets sein Leben uns bewahren.“

* Vgl. Teil II, S. 161.

** Körner, Biographie seines Sohnes.

c) Der deutsche Hirtäus.

- Lektüre: Die Eichen. (Teil II. S. 61).
Vor Rauchs Büste der Königin Luise. (Teil II. S. 61).
An die Königin Luise. (Teil II. S. 62).
Ausruf. (Teil II. S. 63).
Letzter Trost. (Teil II. S. 64).
Bundeslied vor der Schlacht. (Teil II. S. 65).
Gebet während der Schlacht. (Teil II. S. 67).
Männer und Buben. (Teil II. S. 68).
Schwertlied. (Teil II. S. 70).

Die patriotische Lyrik Theodor Körners ist erst nach seinem Tode gesammelt erschienen. Sein Freund Wilhelm Kunze veröffentlichte im November 1813 einige seiner Lieder unter dem Titel: „Zwölf freie deutsche Lieder von Theodor Körner, nebst einem Anhang.“ Diese Blütenlese konnte dem Vater des Dichters nicht genügen. Ihm lag daran, dem deutschen Volke alle patriotischen Dichtungen seines Sohnes zugänglich zu machen. Er gab die Sammlung „Leier und Schwert“ im Jahre 1814 heraus. Ein schöneres Denkmal konnte dem jugendlichen Sänger nicht errichtet werden. An diese Lieder wird sich stets sein Ruhm knüpfen. Wie sie einst die Freiheitskämpfer begeistert haben, so wirken sie in unverminderter Frische auch auf die späteren Geschlechter. „Keiner hat den Sinn und den Ton jener schwärmerischen Jugend glücklicher getroffen, als der ritterliche Jüngling mit der Leier und dem Schwerte, Theodor Körner. Jetzt zeigte sich erst, was Schillers Muse den Deutschen war. Ihr hohes sittliches Pathos setzte sich um in patriotische Leidenschaft, ihre schwungvolle Rhetorik ward das natürliche Vorbild für die Jünglingspoesie dieses Krieges. Der Sohn von Schillers Herzensfreund erschien dem jungen Geschlechte als der Erbe des großen Dichters — wie er so siegesfroh mit den Lüzkower Jägern in den Kampf hinausritt, ganz durchglüht von deutschem Freiheitsmuth, ganz unberührt von den kleinen Sorgen des Lebens, wie er auf jeder Raft und jeder Beiwacht seine feurigen Lieder von der Herrlichkeit des Krieges dichtete und endlich, den Sang von der Eisenbraut noch auf den Lippen, durch einen tapferen Reitertod den heiligen Ernst seiner Reden bezeugte — in Wort und Tat ein rechter Vertreter jener warmherzigen Männlichkeit, welche die begabten Obersachsen auszeichnet, wenn sie sich nur erst losgerissen haben aus der zahmen Schüchternheit ihres heimatlichen Lebens.“* —

* Treitschke, Deutsche Geschichte. Bd. I, S. 435.

Die Sammlung „Leier und Schwert“ wird mit dem Gedichte: „Zueignung“ eröffnet, einer Widmung für die ferneren Freunde, die des Dichters noch in Liebe gedenken. Zum Schutz der heiligen Sprache, die ihm ihre Klänge zu seinen Dichtungen geliehet hat, ist er in den Kampf gezogen. Er will jetzt nicht mehr der Leier, sondern dem Schwerte Töne entlocken. Zum letzten Male grüßt er die Freunde im Liede und ermahnt sie, nicht über seinen Tod zu klagen:

„Und sollt' ich einst im Siegesheimzug fehlen,
Weint nicht um mich, beneidet mir mein Glück!
Denn was berauscht die Leier vorgesungen,
Das hat des Schwertes freie Tat errungen.“

Die ersten Lieder in „Leier und Schwert“ besingen Ereignisse aus der Zeit vor dem großen Befreiungskriege. Das tragische Geschick des treuen Hofer begeisterte ihn 1810 zu dem ersten patriotischen Liede, das er „Tod eines freien Mannes“ nannte. Der Vater nahm es unter dem Titel „Andreas Hofers Tod“ in die Sammlung auf.

In dieselbe Zeit fällt die Abfassung des Gedichtes: „Die Eichen“, zu dem er durch den Besuch des Dallwitzer Parkes bei Karlsbad angeregt worden ist. Es schildert die Stimmung des Dichters unter den gewaltigen Eichenbäumen beim Schein der sinkenden Sonne. Er gedenkt der früheren Zeiten, deren Zeugen sie gewesen sind.

Viel Edles und Schönes ist dahingegangen; aber sie haben dem Sturm der Zeiten getrotzt, und ihr Schatten hat manchen Pilger zur Ruhe eingeladen.

Im Herbst fallen die Blätter der Eiche zur Erde und verwesen; doch ihr Tod gibt dem Baume wieder neue Lebenskraft.

So sind sie ein Sinnbild der deutschen Treue, die in früheren Tagen sich so herrlich bewährt hat; denn mit ihrem Tode haben die Bürger stets neuem Leben die Wege gebahnt. Jetzt kommt es dem Dichter so vor, als wenn die Zeiten der Opferwilligkeit vorüber seien. Zwar stehen die Eichen noch ungebeugt in alter Kraft; doch die Kraft des Volkes scheint dahin zu sein, und damit ist das Vaterland dem Untergange geweiht. —

Im Hause Humboldts in Wien sah Körner im Jahre 1811 den „unendlich lieblichen Abguß“ des Kopfes der Königin Luise, den der Bildhauer Rauch den Freunden zeigte. Der Künstler war auf dem Wege nach Rom, um im Auftrage des Königs Friedrich Wilhelm III. die lebensgroße Statue der Königin in Marmor auszuführen. Der Anblick des Kunstwerkes begeisterte den Dichter zu dem Sonett: „Vor Rauchs Büste der Königin Luise.“

Sanfter Schlaf, der durch keinen bösen Traum gestört wird, scheint sie zu umfassen; denn tiefer Friede ruht auf ihrem Angesichte.

Der Dichter wünscht, daß sie bis zum Beginn des Freiheitskampfes schlummern möge. Noch werden Jahre bangen Harrens

dahingehen, und Rost wird die ruhenden Schwerter bedecken, bis der Herr sich seinem Volke wieder gnädig erzeigen und es aus der Knechtschaft erretten wird. Dann soll auch Luise erwachen und als guter Genius die Kämpfer umschweben. —

Das Gedicht: „**An die Königin Luise**“ entstammt dem Jahre 1813 und schließt sich inhaltlich an das vorhergehende Sonett.

„Der Tag der Freiheit und der Rache“ ist angebrochen, und nun wendet sich das deutsche Volk zu der Verklärten im Himmel. Sie braucht nicht länger mehr über die Schmach ihres Landes zu weinen; denn das Preußenvolk hat sich auf seine Pflicht besonnen und ist begeistert aufgestanden, um das Leben für die Freiheit einzusetzen.

Als das Vaterland erniedrigt dalag, ist Luise in ein schöneres Dasein entrückt worden. Es war ihr Verhängnis, in einer Zeit zu leben, in der Mannesmut und jede Tugend im deutschen Volke geschwunden schien. Ihr Herz brach darüber, und ihr früher Tod lastete als Vorwurf auf dem deutschen Volke. Jetzt ist es anders geworden; alle sind zum Rachekriege bereit und hoffen, daß die Königin sie auch wieder ihre Kinder nennen wird.

Einst stellte sich ein einfaches Hirtenmädchen an die Spitze der Heere Frankreichs. In ihrer Hand trug sie eine Fahne mit dem Bilde der Jungfrau Maria, und ebenso begeistert folgten die Kämpfer diesem Zeichen, wie einst die Väter der Driflamme, dem heiligen Banner von St. Denis. Die deutschen Fahnen soll das Bild der Königin Luise schmücken; denn es zeigt den Weg zum Siege. Luise sei der Schutzgeist der deutschen Heere und ihr Name das Losungswort für den Rachekrieg.

Dann werden die mutigen Streiter sich voller Zuversicht auf die feindlichen Heere stürzen. Wenn der Tod sie rings umdräut, und sie zu zagen beginnen, so wird ein Blick auf ihr Bild dem Herzen wieder Festigkeit geben, und endlich wird doch der Sieg errungen werden.

Den Streitern für Recht und Tugend wird ein schönes Los zuteil: Luise trägt sie sanft zur himmlischen Klarheit.

In dem Gedicht: „**Aufruf**“ gibt Körner ein anschauliches Bild des gewaltigen Heldenkampfes.

Das Zeichen zum Beginn des Krieges, der dem deutschen Volke wieder die Freiheit bringen soll, ist das brennende Moskau. Dort wurde Napoleons Macht erschüttert, und deshalb darf der günstige Zeitpunkt zum Angriff nicht verpaßt werden. Der Landmann schneidet auch das Getreide, wenn es reif ist. Wartet er zu lange, dann kommt er um den Erntesegen. Gibt man Napoleon Zeit, neue Kräfte zu sammeln, dann ist der Erfolg der Mühen zweifelhaft. Jeder soll sich wie Winkelried für das Vaterland opfern. —

Der Grund zum Kriege ist kein nichtiger. Nicht kleinliche Eroberungssucht der Fürsten hat ihn veranlaßt; es ist ein Kampf um die heiligsten Güter des deutschen Volkes, die der Tyrann mißachtet hat: Das Rechtsgefühl hat er durch Gewalttaten verletzt, die deutsche Sitte

verdrängt, die deutsche Tugendhaftigkeit gering geschätzt und die deutsche Glaubensinnigkeit verspottet. Soweit sogar ging der verderbliche Einfluß der Fremdlinge, daß sie Deutsche zu Verrätern ihres eigenen Vaterlandes machten. Da darf niemand zaudern, seine Kräfte dem Rettungswerke zu weihen; gilt es doch, auch noch Gewalttaten des Feindes zu rächen: Hilflose Greise hat er mißhandelt, das Heim friedlicher Bewohner zerstört, Jungfrauen geschändet, und deutsche Jünglinge, wie die Offiziere Schills, dahingemordet. Alle diese Freveltaten können nur durch Blut gesühnt werden. —

Von der Teilnahme am Kampfe darf sich kein Stand und Beruf ausschließen. In dieser stürmischen Zeit müssen die Friedenswerke ruhen. Der Landmann, der Künstler und der Handwerker sollen zum Heere eilen, ja das ganze deutsche Volk muß zum Kampfe bereit sein; denn es gilt ein großes Werk zu vollbringen: Aus den Leichen der Feinde soll ein mächtiger Altar der Freiheit errichtet werden, der sich auf sicherem Grunde erheben muß, nämlich auf den Leibern der todesmutigen Streiter. —

Bei diesem Kampfe dürfen auch die Frauen sich nicht ausschließen. Der Anteil der Frauen muß freilich ein anderer sein, als der der Männer. Wenn es ihnen zwar versagt ist, mit dem Schwerte zu kämpfen, so brauchen sie darüber nicht zu trauern; denn auch sie haben eine große Aufgabe zu erfüllen, nämlich die Verwundeten zu pflegen und Gott um den Sieg zu bitten. —

Die Schutzgeister des Krieges werden nicht fehlen. Alle Männer und Frauen, die für das Vaterland gelitten haben, werden als Rachegeister zum Kampf anfeuern und als Schutzengel die tapfern Krieger umschweben. Luise wird ihrem Gatten Segen bringen, und der Helden Schatten Louis Ferdinands wird des Heer zum Siege führen. —

Der Erfolg des Kampfes kann nicht ausbleiben; denn mit den deutschen Kriegern sind die himmlischen Mächte, die endlich doch über die Hölle und ihre Schutzbefohlenen siegen werden. Freilich wird der Kampf viele Opfer fordern. Bergeshoch werden die Leichen sich türmen, bevor die Freiheit errungen sein wird. Unsterblicher Ruhm jedoch erwartet die Sieger: Man wird sie preisen, wie die Helden der Vorzeit. Dann gilt es noch eine Ehrenpflicht zu erfüllen, nämlich der gefallenen Kameraden zu gedenken und ihre Gräber mit dem Preise der Tapferkeit, mit dem Eichenkranze, zu schmücken. —

Als die niederschmetternde Kunde von der Schlacht bei Groß-Görschen und dem Rückzuge der Verbündeten bei dem Freikorps eintraf, dichtete Körner das Lied: „**Dehler Trost**“.

Der Mißmut über den Gang der Ereignisse prägte sich damals auf allen Gesichtern aus. Voller Verzweiflung sah jeder in die dunkle Zukunft mit der bangen Frage auf den Lippen: „Was soll nun werden?“ Man fühlte sich in dem entfesselten Völkersturme machtlos, wie einer höheren Naturgewalt gegenüber.

Alles das kostbare Blut schien umsonst geflossen zu sein, und das Böse triumphierte wieder. Da war es schwer, nicht zu verzagen. Der Dichter gehörte zu den Wenigen, die den Glauben an eine bessere Zukunft nicht verloren hatten. Er glaubte an ein gerechtes Walten; das vergossene Blut war ihm deshalb die Morgenröthe des kommenden Freiheitstages.

Früher galt es, Mut und Kraft zu zeigen; jetzt ist es nötig, sein ganzes Ich einzusetzen. Niemand darf sich vom Kampfe ausschließen: Jünglinge und Greise sollen sich den tapfern Männern anschließen, die schon unter den Waffen stehen, und vor allem dürfen die Gleichgültigen nicht länger säumen. Das ganze deutsche Volk muß zu den Waffen eilen; denn sonst sind alle bisherigen Opfer vergebens gebracht.

Die tapfere Schar, die bereits die Waffen ergriffen hat, darf nicht ablassen vom Kampfe. Für sie gibt es nur die eine Entscheidung: Das Vaterland muß die Freiheit wieder erlangen, oder alle müssen ehrenvoll untergehen; denn ein unfreies Leben ist wertlos, und kein anderes Land kann das Vaterland ersetzen.

Wenn alle Elemente auch entfesselt toben, der tapfere Krieger empfindet kein Grauen. Mit trotzigem Mute steht er fest, wenn auch die Erde neben ihm versinkt. —

Das „**Bundeslied vor der Schlacht**“ dichtete Körner vor dem ersten Gefechte der Lützower bei Göhrde, zwei Meilen westlich von Dannenberg.* Das Gedicht schildert die Gedanken und die Gefühle, die das Freikorps vor Beginn der Bluttaufe bewegten. —

Im Morgengrauen steht die tapfere Schar da und erwartet todesmutig den Feind. Die Sonne steigt endlich über den Horizont. Ihre Strahlen leuchten, aber wärmen noch nicht. Der blutrote Schein des Sonnenlichtes mahnt an Kampf und Tod, und ahnungsvoll zieht es durch alle Seelen: „Was wird die nächste Stunde bringen?“ Noch ist es dem sterblichen Auge verborgen; doch bald wird die Entscheidung fallen. Wie es auch kommen mag, alle wollen treu zu einander halten.

Die Zeit der Schmach ist vorüber. Kein fremder Gewalthaber kann nun mit seinen feilen Knechten im deutschen Lande ungestraft freveln, die deutsche Sitte und Art vernichten, die Sprache schänden und den Glauben zerstören. Alle haben ihre Ehre verpfändet, das verloren gegangene Schutzheiligtum der deutschen Macht wieder zu erkämpfen.

Voller Hoffnung blicken die Krieger in eine glücklichere Zukunft, die für das Vaterland anbrechen wird, wenn die Freiheit errungen sein wird. Ein goldenes Zeitalter des Friedens wird heraufziehen, in dem die deutsche Kunst neu erblüht, die Sangesfreude wieder erwacht, und Liebeslust und Herzensseligkeit das Leben erfüllen. Doch ehe alles

* Vergl. Teil II. S. 160.

Große und Schöne zurückkehren kann, gilt es noch einen furchtbaren Kampf. Nur durch große Opfer kann das Glück des Vaterlandes errungen werden.

Diesem Kampfe wollen alle das Leben weihen; den künftigen Geschlechtern wird Segen daraus erblühen. Auf den Leichen der Gefallenen soll das deutsche Volkstum sich frei entfalten, wie die gewaltigen Eichen in den heimischen Wäldern. Das geloben alle mit feierlichem Eide. Noch einmal sollen die Kämpfer auf das verlassene Glück schauen, das die Welschen geknickt haben. In der Trennungsstunde braucht niemand sich seiner Tränen zu schämen. Noch ein letzter Gruß sei den Lieben daheim gesandt, und dann schütze und tröste sie Gott!

Die Tapfern wenden sich darauf zur Schlacht. Sie haben mit dem Leben abgeschlossen und himmelwärts sind ihre Blicke gewandt. Alle Kräfte wollen sie anspannen, und nicht soll der Tod sie schrecken; denn die gefallenen Kameraden sehen sie in einer besseren Welt wieder. Schon donnern die Kanonen, es gilt kein Zaudern, und hinein geht es in den blitzenden Regen!

Das „**Gebet während der Schlacht**“ schildert die Gefühle eines christlichen Kriegers während des Kampfes.

In felsenfestem Glauben wendet er sich an den Herrn der Heerscharen und bittet ihn um Schutz.

Zu seiner Führung hat er ein unerschütterliches Vertrauen; deshalb fügt er sich demütig, gleichviel ob Gott ihn zum Siege oder zum Tode führe.

In ehrfürchtiger Bewunderung steht er vor seiner Allmacht, die sich ebenso gewaltig im herbftlichen Rauschen der Blätter, wie im Schlachtengewitter zeigt.

An ihn richtet er die innige Bitte um Segen. In dankbarer Liebe preist er den Herrn, der diesen heiligen Kampf entfacht hat, und in kindlicher Ergebung unterwirft er sich seinem Willen. —

In dem Gedichte: „**Männer und Buben**“ werden die todesmutigen Freiheitskämpfer den ehrlosen Feiglingen gegenüber gestellt, die sich ihrer Pflicht entziehen. Jene sind Männer, die man preisen wird, und diese Buben, die der Verachtung anheimfallen werden. Liebe und Lied, Wein und Freundschaft sollen sie nicht erfreuen und erquicken. Alle Männer, die das Schlachtschwert schwingen können, wollen aber mit den Bechern anstoßen auf eine künftige, bessere Zeit.

Die Männer wachen in graufiger Regennacht auf freiem Felde, die Buben träumen auf üppigem Pfühle.

Die Männer ruft der rauhe Trompetenton zur Schlacht, die Buben lockt lüsterne Musik ins Theater.

Die Männer leiden Not in heißer Tagesglut, die Buben schwelgen an vollen Tafeln.

Die Männer gedenken ihres trenen Liebchens daheim, die Buben ergeben sich niedriger Sinneslust.

Die Männer spielen im Todesgraus um ihr Leben, die Buben trachten am Kartentisch nach schnödem Gewinn.

Die Männer gehen mutig in den Tod, doch die Buben erzittern vor seiner Schreckgestalt. —

Das Lied: „Männer und Buben“ mit seinem schwungvollen Anfange gehört zu den besten Schöpfungen Körners. „Man hört förmlich den dröhnenden Schritt der Volksbataillone, das Wälzen der Bogen der nationalen Streiter gegen Frankreich, wenn man das Gedicht liest.“*

Der Schwanengesang** Körners, das „**Schwertlied**“, ist ein Zwiegespräch zwischen einem Reiterzmann und seinem Schwert. Auf die Frage, warum es ihn so freundlich anblicke, gesteht das Schwert ihm seine Zuneigung ein. Es freut sich darüber, einem so wackern Krieger anzugehören. Er erklärt ihm jetzt seine Liebe und kündigt die Hochzeitsfeier als nahe bevorstehend an. In blutiger Schlacht soll ihr Bund geschlossen werden. Voller Ungeduld und Sehnsucht drängt das Schwert den Reiter, diesen seligen Augenblick bald herbeizuführen, und klickt laut in der Scheide. Doch noch ist die Zeit nicht gekommen, und deshalb ermahnt er es zur Geduld. Das Schwert bittet aber immer dringlicher darum, bald in den schönen Liebesgarten geführt zu werden, in dem die blutenden Wunden der Kämpfer wie knospende Rosen schimmern, und die Gefallenen wie erblühter Tod erscheinen. Länger kann der Reiter dem heftigen Drängen seines Schwertes nicht widerstehen. Er befreit es aus der engen Kammer, und nun ist es selig. Es betrachtet sich im Sonnenstrahl und freut sich über den hochzeitlichen Glanz. —

Darauf richtet der Reiter an seine Kameraden die Aufforderung, auch ihr Liebchen in den Arm zu nehmen und durch einen feierlichen Kuß den Bund zu besiegeln. Saufend klingen die Schwerter durch die Luft und stimmen den fröhlichen Schlachtgesang an. Todesmutig stürzen alle in den Kampf: das Hochzeitsfest beginnt. —

Das Schwertlied wird von H. Pröhle*** als die Krone unter Körners Dichtungen bezeichnet. „Wie hell und kindlich-einfach ist der Gedanke, und wie klassisch ist er für diesmal durchgeführt, daß das Schwert des Kriegers Braut ist, und daß er in der Schlacht mit ihr seine Vermählung feiert. Dieser Gedanke und somit das Lied selbst spricht die ganze Tiefe des damaligen Soldatentums aus, wie es namentlich unter den Lüthowern ausgeprägt war, mit seiner durch die Ideen eines großen Heldenopfers, in welchem man sich dem Vaterlande

* Dr. Adolf Rohut, Theodor Körner. Sein Leben und seine Dichtungen. Berlin, 1893.

** Vgl. Teil II. S. 161.

*** H. Pröhle, Kriegsdichter des siebenjährigen Krieges und der Freiheitskriege. Altona, 1863.

vermählen wollte, einer sinnlichen, unmittelbaren Liebe beinahe nicht unähnlichen Vaterlandsliebe. Dabei hat das Ganze etwas Geisterhaftes, als sähen wir im hellen Mondenglanz die den schlichten Gedanken in größter Mannigfaltigkeit vorführenden Szenen vor unsern Augen vorüberschweben. Heldenmut spricht aus jedem Worte, und wo noch ein deutsches Schwert blinkt, wird das Schwertlied nicht vergessen werden.“

Die Sammlung „Leier und Schwert“ hat sogleich bei ihrem Erscheinen ungeteilte Anerkennung gefunden; denn in seiner patriotischen Lyrik ist Körner durchaus originell, während seine übrigen Dichtungen Schillers Einfluß zu deutlich erkennen lassen.

„Diese Gedichte“, sagt Tiedge, „tragen in einem vorzüglichen Grade ein Gepräge von Originalität, sie atmen sämtlich ein zartes, tiefes Gefühl und erheben sich mit einer Kraft, die sehr geeignet ist, ihre Begeisterung dem Leser mitzuteilen, und der man nur in sehr wenigen Stellen eine gewisse, etwas zu laut ertönende Jugendlichkeit nachzusehen hat. Glühende Vaterlandsliebe, hoher Sinn für Freiheit, brennender Haß gegen Unterdrückung und Tyrannei, heftiger Unwille und tiefe Verachtung gegen feige und sklavische Umgebung; dann aber auch die zartesten Gefühle für seine Lieben, ein triumphierender Glaube an Gott und eine helle Zuversicht für die Sache des Rechts sind die Elemente, aus denen diese Dichtungen hervorgingen, die durch das Schicksal des Verfassers und durch die Entwicklung der merkwürdigen Begebenheiten, denen sie ihre Entstehung verdanken, eine gewisse prophetische Bedeutung erhalten, von der das Gefühl des Lesers tief ergriffen wird.“

— — Wenn man mit einem unbefangenen Blick Körners poetisches und moralisches Leben überschaut, so ahnt man sehr lebhaft die hohe Stelle des Ruhms, die er einst eingenommen haben würde, wenn nicht das Schicksal ihn den großen Opfern zugesellt hätte, durch welche die Rettung des Vaterlandes von der Unterjochung erkaufte werden mußte. Dorthin zu jener Stelle, wo der Todespfeil den Unvergesslichen traf, dorthin zu jener bezeichnenden Eiche, die sein heiliges Grab beschattet, mögen im Geiste deutsche Jünglinge wallfahrten, um sich einzuweihen zu einem würdigen Leben.“



3. Max von Schenkendorf.

I. Entwicklungsgang des Dichters *

a) Jugendzeit im Heimatlande.

Im alten Preußenlande, „wo das große Freiheitswerk beschlossen und beredet ward“, stand die Wiege Schenkendorfs. Dort wurde er am 11. Dezember 1783 in Tilsit geboren. Auf seine Jugendzeit wirft die friedlose Ehe seiner Eltern ihre düstern Schatten. Sein Vater, früher Leutnant, nach dem Tode des Großvaters Besitzer des Gutes Lenkoniſchken in der Nähe von Tilsit, war ein schwer zugänglicher Mann. Seine Mutter, eine Predigerstochter, war stolz und wunderlich. Sie schlief meistens am Tage und stand erst um 5 Uhr nachmittags auf. Dann erschien sie im rauschenden Seidenkleide und war erfreut, wenn sich Gäste einfanden, die sie oft in fröhlichster Stimmung bis tief in die Nacht hinein festhielt. Von ihrem Manne lebte sie meistens getrennt. Ferdinand,** wie der Dichter im Elternhause genannt wurde, wuchs mit seinem um zwei Jahre jüngern Bruder Karl in herzlichster Einigkeit auf. Nach dem Willen seines Vaters sollte er Landwirt werden, die Mutter wollte jedoch einen Gelehrten aus ihm machen. Im Alter von 15 Jahren wurde er auf die Universität Königsberg geschickt, wo er nach jahrelangem Zwange die studentische Freiheit in vollen Zügen genoß. Auf den Bericht eines Oheims hin, dem die Aufsicht über den Jüngling übertragen war, nahmen die Eltern ihn weg und brachten ihn nach Schmauch, einem kleinen Dorfe bei Pr.-Holland im Oberland, zu dem Prediger Dr. Hennig. Er sollte für das leibliche und geistige Wohl des Jünglings Sorge tragen. Leider faßte Hennig seine Aufgabe so auf, als wenn es sich um die Besserung eines verlorenen Sohnes handle, und legte dem lebhaften Jünglinge deshalb so viele Beschränkungen auf, daß dieser später die in Schmauch verlebte Zeit mit einer Verbannung nach Sibirien verglich. Einen Ersatz für diesen freudlosen Aufenthalt fand Schenkendorf im Pfarrhause zu Hermsdorf, „wo ein Geist der Liebe, des Frohsinns, der ruhigsten Zufriedenheit mit allem, Unbekümmerniß

* Vgl. Dr. A. Hagen, Max von Schenkendorfs Leben, Denken und Dichten. Berlin, 1863.

Gedichte von Max von Schenkendorf. Stuttgart, 1878.

** Er hatte die Vornamen: Gottlob Ferdinand Maximilian Gottfried. Nach Max Piccolomini nannte er sich später Max.

um die Welt und herzliche Freundschaft gegen jeden herrschte.“* Der Erzpriester Wedeke und seine treffliche Gattin entwickelten alles Gute in der Seele des Jünglings. Noch nach Jahren knüpften sich für ihn die schönsten Erinnerungen an Wedekes Studierstube mit dem schwarzen Sofa, auf dem er oft den Belehrungen über Deutschlands und Preußens Vorzeit gelauscht hatte. Durch den Freund wurde er auch mit dem Grafen zu Dohna, dem Erbherrn von Karwinden und Schlodien bekannt, der mit aufrichtiger Frömmigkeit einen mildtätigen Sinn verband und in wahrhaft väterlicher Weise für seine Gutsangehörigen Sorge trug. Schenkendorf folgte oft und gern dem Glockengeläut, das die Bewohner von Schlodien ins Schloß zur Abendandacht einlud. Bei diesen schlichten Gottesdiensten las der Graf ein Kapitel aus der Bibel vor und knüpfte daran einfache, tiefempfundene Betrachtungen. Ein Gebet, das alle knieend nachsprachen, schloß die Feier. Im Hause des Grafen von Kanitz in Podangen war Schenkendorf auch bald ein gern gesehener Gast. Dort gewann er reiche Anregungen für sein poetisches Schaffen und in zwei Grafen von Kanitz auch treue Freunde für das Leben. In dem „Lied von den drei Grafen“, das den Heldentod des Grafen Karl von Kanitz in der Schlacht bei Groß-Beeren, des Grafen Karl zu Dohna bei Wittstock und des Grafen Wilhelm von Gröben bei Groß-Görschen feiert, besingt er die trauten Stätten:

„Karwinden und Podangen,
Wo Lied und Saiten klangen
Im schönen Oberland,
Nun steht ihr öd' und schaurig,
Nun tränktest du so traurig,
Passarge, deinen Blumenstrand.“

Auf weiten Spaziergängen, die ihn östlich nach Marienburg und westlich zur heiligen Linde, einem Wallfahrtsorte, führten, kam er zum ersten Male in nähere Berührung mit dem katholischen Kultus. Aus jener Zeit stammt seine Zuneigung für den Katholizismus, der in seinen Gedichten später deutlich hervortritt. Aus den Jahren seines Aufenthalts im Oberlande (1802–03) haben sich zwar keine Gedichte erhalten, doch ein Aufsatz ist noch vorhanden, den der Zwanzigjährige in der Berliner Zeitung: „Der Freimütige“ hatte erscheinen lassen.

Er trägt den Titel: „Ein Beispiel von der Zerstörungssucht in Preußen.“ Wenn auch der literarische Wert des Schriftstücks gering ist, so ist es doch als erste Äußerung seiner Vaterlandliebe bedeutsam. Die Marienburg, dieses Wunderwerk gotischer Baukunst, sollte nämlich zu Magazinen umgestaltet werden. Durch Schenkendorfs Protest wurden die maßgebenden Personen auf diesen Frevel aufmerksam gemacht und verhinderten die weitere Zerstörung.

* „Aus Schleiermachers Leben.“

b) Vorbereitung auf den Beruf.

Zwei Jahre lang hatte Schenkendorf im Oberlande gewelt; jetzt erklärte er den Studienfreunden in Königsberg, „daß er lange genug auf dem Rasen sich habe sonnen lassen, und daß er nun nach den alten Freunden und dem Albertinum* große Sehnsucht empfinde.“ Zwei seiner Freunde schrieben ihm, er möge sich durch nichts abschrecken lassen, zu kommen; sie würden ihm nach jeder Beziehung helfen. Der eine wollte gründliche Rechtsstudien mit ihm treiben, damit er Vorlesungsgelder erspare, und der andere wollte ihn materiell unterstützen. Im Vertrauen auf diese Zusage ging Schenkendorf nach Königsberg. Mit der Hülfe aber sah es übel aus; denn der rechtskundige Freund war inzwischen krank geworden, und der andere „hatte schon drei Wochen nicht warme Speisen gegessen, um sich die Studentenuniform anschaffen zu können.“ Unter diesen Umständen war Schenkendorf genötigt, sich an seine Eltern zu wenden. Der Vater lehnte es ab, ihm zu helfen, und verfluchte jeden Groschen, den er ihm jemals zum Studium geben würde. Die Mutter, die eine kleine Erbschaft gemacht hatte, erklärte sich zwar bereit, ihn zu unterstützen, stellte aber so entwürdigende Bedingungen, daß er am liebsten das Studium ganz aufgegeben hätte. Er mußte bei seinem Oheim wohnen, dem auch die Regulierung seiner Ausgaben übertragen war. Von ihm erhielt der 21 jährige Jüngling nur einen Gulden wöchentlich, so daß er, wie er voller Unmut äußert, darauf habe bedacht sein müssen, enger in den Hefen zu schreiben und die Kleider mehr zu schonen, weil er sonst sich keine Semmel mehr kaufen und keinen Brief auf die Post haben können. Die Mutter wohnte damals auf ihrem Gute Kesselbeck, das eine Meile weit von Königsberg entfernt lag. Einmal wöchentlich mußte der Sohn sie besuchen. Er machte sich meistens erst um 10 Uhr abends auf die Wanderung. Wenn er dann um Mitternacht bei seiner Mutter eintraf, war sie in der Regel in heiterster Laune und ganz besonders empfänglich für geistige Genüsse. Auf den nächtlichen Spaziergängen befriedigte er selbst auch seine romantischen Neigungen. Zuweilen bog er von der Straße ab, „um bei einem Hochgericht Halt zu machen, und, gelagert an der graufigen Stätte, sich düster-romantischen Empfindungen hinzugeben.“ Seine Freunde tadelten dies phantastische Treiben und suchten ihn dahin zu bringen, das Leben nüchtern aufzufassen. Infolgedessen trat eine kleine Entfremdung zwischen ihnen ein. Er äußert sich darüber: „Gut sind sie noch immer, aber sie sind älter geworden, sie wollen nicht mehr träumen, vernünftig wollen sie sein. Ihr Gott ist die reine Vernunft. Ich bin hier, um zu studieren. Das tue ich auch. Fleißig bin ich gewiß, aber soll ich darum dem

* „Albertina“, Name der Universität, die Herzog Albrecht 1543 gestiftet und am 17. August 1544 eröffnet hat.

Hat jener Vernünftigen folgen und garnicht mehr träumen, wie sie es nennen?

Daß wir noch träumen können, das bewährt
Das Dasein mir von jenen heil'gen Höhen,
Die Kühlung auf die Wüste niederwehen,
Wenn der Scirocco uns das Mark verzehrt.

Die kalte Vernunft bringt den Nutzteufel hervor und der, der soll bei mir nie Wohnung nehmen.“ Schenkendorf studierte mit großem Eifer, wie wenig auch seiner Eigenart das Fachstudium zusagte. Zuweilen erfaßte ihn der Mißmut, so daß er einmal verzweifelt ausrief: „Ich will es hinwerfen all das trockne Zeug, von dem ich umgeben bin, die Landrechte und die Pandekten und die Smithschen Theorien, die denn doch nur durch Illusion unser Gemüt erwärmen können. — Lieber Gott, ich fühle es wohl, daß ich zu etwas Anderem als einem Kameralisten geboren bin. Aber das tut nichts, ich kann resignieren, und vielleicht werde ich eben deshalb ein guter Kameralist, weil ich etwas Besseres sein könnte. Ich will wenigstens sorgen, daß die heilige Blut nicht erlischt, und sie immer an der rechten Sonne anzünden.“ —

Zur praktischen Ausbildung mußten die Studenten der Kameralia, bevor sie zum Examen zugelassen wurden, ein Jahr auf einem Amte zubringen. Schenkendorf ging auf das Gut Waldau, wo er sich bald heimisch fühlte und in dem Amtsrat Werner einen aufrichtigen Freund gewann. Auch seine dichterischen Versuche fanden bei der gebildeten Amtsrätin freundliche Aufnahme und liebevolle Beurteilung. Zur Wohnung wurde ihm ein Häuschen neben dem Schlosse angewiesen, wo er — von einem zahmen Taubenpaar umflattert — ein idyllisches Leben führte. „Ich habe“, rief er später aus, „ein herrliches Jahr verlebt in meiner Hütte in Waldau!“ Vergebens lud ein Freund ihn ein, zum Silvesterball zu kommen; er konnte sich von der ländlichen Stille nicht trennen und entschuldigte sich in einem poetischen Neujahrsgrüße:

„Setz laß mich durch die Waldau schwärmen
Und zürne nicht, daß ich nicht kam;
Will aus dem Fenster meiner Hütte
Orion und Capella sehn,
Will hier nach ländlich frommer Sitte
Dein Glück von der Natur erflehn.“

Die Abgeschlossenheit Waldaus begünstigte die Entwicklung des Dichters. „Wahrhaftig“, so schrieb er später, „in der ungestörten Abgeschlossenheit vernimmt man manche Stimme, die hier (in der Stadt) verhallt. Manches nicht ganz ungelungene poetische Produkt habe ich dort zu Tage gefördert.“ Die meisten Gedichte aus dieser Entwicklungszeit, unter denen auch solche patriotischen Inhalts waren, hat er in Königsberg vernichtet. In späteren Liedern treten uns jedoch Nachklänge aus ihnen entgegen. Er weist in einem Gedichte aus dem Jahre 1814, das „Seine Herrin“ betitelt ist, ausdrücklich darauf

hin, daß er schon in seiner frühesten Jugendzeit Begeisterung für „Germania“ im Herzen getragen habe:

„Von Einer ist mein Herz entzündet,
Die läßt mir Tag und Nacht nicht Ruh';
Der hab' ich ewig mich verbündet,
Ihr tu' ich alles, was ich tu'.

In Schönheit blüht sie, glänzt in Ehren,
Wie Gottes wundervolle Braut,
Und scheint sich täglich zu verklären,
Seit ich an ihren Dienst getraut.

So freundlich hat sie mich geladen,
Daß schier mein Herz in Liebe brach,
Als wenn die Mutter aller Gnaden
In sel'gen Träumen zu mir sprach.

Als Knabe hab' ich viel vernommen
Von ihrer hohen Würdigkeit,
Dem Jüngling war ein Ruf gekommen
Von ihrer Schmach und Niedrigkeit.

Da ging ich oft in Eichenhainen
Zu suchen die versunk'ne Pracht,
Den Fall der Herrin zu beweinen,
Zu prüfen meines Armes Macht.

Da betet' ich: „Daß mich sie retten,
Du, welcher lenkt der Sterne Gang,
Mich laß zerbrechen ihre Ketten
Und sterben froh, wenn das gelang!“

Die idyllischen Tage in Waldau nahmen nach Ablauf eines Jahres ein Ende, und Schenkendorf kehrte nach Königsberg zurück. Er wohnte als Kammer-Referendarius bei seiner Großmutter, einer verwitweten Frau Karrius. Wenn es ihm auch jetzt besser ging, als in der Studentenzeit, so mußte er sich immerhin noch sehr einschränken. Seinen Freunden gelang es aber, ihm eine Stelle bei dem Landhofmeister von Auerzwald zu verschaffen, die ihn von seinen Angehörigen unabhängiger machte und ihm gleichzeitig einen sehr angenehmen Umgangskreis eröffnete.

e) Einflüsse auf das poetische Schaffen.

Drei gesellige Vereinigungen übten in der Folgezeit einen tiefgehenden Einfluß auf die dichterische Entwicklung Schenkendorfs aus: ein adliger Kreis, eine bürgerliche Vereinigung und ein poetischer Männerbund.

Der adlige Kreis fand sich im königlichen Schlosse, in der Wohnung des Landhofmeisters, zusammen. Frau Albertina v. Auerzswald, die Arndt „die schönste und geistreichste Frau“ nennt, war die Seele dieses Kreises. Sie wirkte belebend auf die Unterhaltungen ein und wußte jedem Feste einen edlen Anstrich zu geben. Man pflegte Musik, Malerei und Dichtkunst und führte an den geselligen Abenden auch Dramen und Singspiele auf. Es galt als besondere Gunst, diesem Kreise anzugehören. Unter den Männern zeichneten sich die beiden Grafen von Gröben und Ernst von Kanitz durch besondere Talente aus. Von den jüngeren Damen ragten die Enkelinnen des Kapellmeisters Reichardt, sowie Elise und Cornelia Wedeke durch Geist und Schönheit hervor. Auch Wedeke selbst, der seit 1806 Oberhofprediger in Königsberg war, und einige Universitätsprofessoren waren gern gesehene Gäste. Ida v. Auerzswald, die begabte Tochter des Hauses, trug selbst viel zur Geselligkeit bei. Schenkendorf aber wurde seiner poetischen und gesellschaftlichen Talente wegen ganz besonders geschätzt. Er war der Freund der Männer und der erklärte Liebling der Damen. Frau v. Auerzswald brachte ihm eine geradezu mütterliche Zuneigung entgegen. Er äußerte zu Freunden darüber: „Meine unangenehme häusliche Lage — ich meine in Kesselbeck — wird mir reichlich ersetzt durch die herrlichen Seelen, die mir zugetan sind.“ Er wurde bald wie ein Sohn des Hauses angesehen. Als er schwer erkrankte, pflegte ihn Frau v. Auerzswald persönlich. Er stattete wiederum seinen Dank durch mancherlei kleine Dienstleistungen und Gefälligkeiten ab. Als die älteren Söhne zur Schule gingen, übernahm er während des Sommers ein Hausmeistertum im Schlosse, um seiner Gönnerin eine frühere Abreise zum Landaufenthalte zu ermöglichen.

Es liegt in der Natur der Sache, daß dieser gesellige Verein, der im königlichen Schlosse tagte, eine ausgesprochene patriotische Färbung bekam, und daß die Ereignisse, die ganz Deutschland bewegten, in diesem geistreichen Kreise ein besonders lebhaftes Echo fanden. Als die Kunde von der Kriegserklärung nach Königsberg kam, dichtete Schenkendorf sein erstes Kriegslied, das in der ursprünglichen Fassung den bezeichnenden Anfang hat:

„Sing Siegeslieder, Preußenvolk,
Daß sich dein Krieger freut.
Fritz Wilhelm steckt sein Banner auf,
Und alles läuft den Heldenlauf,
Zu streiten solchen Streit.“

Die Niederlagen bei Jena und Auerstedt ließen den vorzeitigen Siegesjubel verstummen, und bald sah man das unglückliche Königspaar auf der Flucht zur Grenze des Reichs. In der alten Krönungsstadt schlug es seinen Wohnsitz auf, und Schenkendorf hatte Gelegenheit, die milden und so traurigen Züge der edlen Königin Luise oft in nächster Nähe zu sehen. Die Ereignisse des Jahres 1807 trieben die Königsfamilie zur äußersten Grenze, und die Franzosen hielten im Juni ihren Einzug in Königsberg.

Schenkendorf gab damals mit seinem Freunde, dem Freiherrn von Schrötter, die Zeitschrift „Besta“ heraus, die mit folgendem Vorwort beginnt: „Der Geist Attilas schreitet furchtbar einher und droht die Welt mit seinen Gigantenplänen zu verwüsten; eine unglückschwere Wolke scheint über dem Schicksal der Völker zu schweben. Doch lebt noch Griechenlands Geist in den Edleren: es wiederholt sich die Zeit der Heroen in Fürsten und Bürgern. Ein erhabener Geist ist der Charakter dieser Zeit. Länder schwinden, Fürsten fallen, eine goldene Zukunft winkt: denn die Wahrheit muß der Lüge trotzen und das Rechte Sieger sein.“ Als die königliche Familie 1808 aus Memel nach Königsberg zurückkehrte, forderte Schenkendorf seine Mitbürger zu einer würdigen Begrüßung auf. Der Schlag war zwar gefallen, der Friedensschluß hatte Preußen die Hälfte seines Besitzes geraubt; doch das Gottvertrauen und der Mut waren dem deutschen Volke geblieben. Durch einen begeisterten Empfang wollte auch die alte Krönungsstadt ihre Ergebenheit und Treue zum Ausdruck bringen. Schenkendorf war eifrigst tätig, den Einzug schön gestalten zu helfen. Er dichtete das „Volkslied“,* das bei der Festaufführung im Theater von der begeisterten Menge gesungen wurde. Es lautet:

O heilig, heilig Band,
Liebe zum Vaterland
Heb' unsre Brust!
Tönend brichst du hervor,
Schmelzend im Wonnechor
Schwingst du dich sternempor,
Vaterlandslust!

Mutter und Pflegerin,
Bürger voll deutschem Sinn
Preisen dich hier.
Heilige Leidenschaft
Ist es, die Taten schafft.
Jede lebendige Kraft
Weißen wir dir.

König der Bürger du,
Wink uns den Beifall zu,
Heiliges Haupt —
Schimmerst in Liebesglanz,
Liebe des Vaterlands
Wand jenen Eichenkranz,
Der dich umlaubt.

O süße Königin,
Der Herzen Meisterin!
Es ist dein Bild,
Herrin, das in der Nacht
Ein holder Stern uns lacht,
Das uns mit Zaubermacht
Die Seele füllt.

O dreimal heilig Band,
Das Fürst und Volk umwand,
Von Gott gewebt!
Preis dir mit Herz und Mund,
Talisman, Felsenrund,
Auf dem der Bürgerbund
Den Bau erhebt.

Glückliches Vaterland,
Kräftiger Söhne Hand
Schirme das Band!
Vaterland, höchstes Gut,
Kräftiger Söhne Blut
Fließe mit Lust und Mut
Fürs Vaterland!

* Vgl. Hagen, Max von Schenkendorfs Leben. S. 56.

Nach den Gedichten Schenkendorfs, herausgegeben von Hagen, wurde es gesungen bei der Feier am 11. Februar 1809, nach der Rückkehr des Hofes aus St. Petersburg.

Die Anwesenheit des Königspaares steigerte die vaterländische Begeisterung in der Stadt. Man hielt damit nicht zurück, obgleich Napoleon wenige Monate vorher seine mächtige Hand auch nach Königsberg ausgestreckt hatte. Schenkendorfs Freund, der Freiherr von Schrötter, hatte nämlich in öffentlicher Versammlung eine Rede über „Deutschlands Nationalruhm“ gehalten, die dann von der „Vesta“ abgedruckt worden war. Der französische Konsul ließ sie übersetzen und schickte sie an Napoleon, worauf der Befehl zur Unterdrückung der „Vesta“ erfolgte. Der französische Gewalthaber fühlte sich getroffen durch Worte, wie die folgenden: „Zwecklose Ländersucht ist kein Charakter der Größe, vielmehr eine Geisteschwäche, nicht minder gemein als jede andere.“ —

„Luther siegte endlich doch über Karl V., der durch seinen Sieg dargetan hat, wie man sich wohl zum Kaiser eines fremden Volkes aufwerfen könne, ohne Herr dieses Volkes zu werden, wie man nicht Herr einer schönen Natur sei, wenn man mit Gold und Schwert das Erdreich erstanden habe.“ —

„Unsere Seelengröße sollten wir verleugnen, weil unser Geld in ihren Händen ist? Zur Lüge machen die Vergangenheit, die auf ein ewiges Freiheitsleben wies?“

„O laßt uns unsre schwachen Brüder mahnen an das schöne, tatenreiche Leben der Vergangenheit.“ —

„Sollten all die herrlichen Bilder alter Meister wertlos geworden sein, weil sie mit Staub bedeckt waren? Wahrlich, ebenso wenig als sie sich durch ihre Aufstellung in den neueren Museen verbessert haben.“

Schenkendorfs Gedicht: „Die siegende Kraft“ ist ein würdiges Gegenstück zu Schrötters Rede, mit der es sich auch inhaltlich berührt:

„Der Lorbeer, der das Haupt umschlinget,
Das siegend bis zum Indus dringet,
Ist er des Wertes Unterpfand?“ —
„Der Kraft nur wird der Sieg behalten,
Die unter trogenden Gewalten
Den Gleichmut zu bewahren weiß,
Nicht um ein eitles Lorbeerreis,
Nicht um das Lob der schwachen Menge
Sich kümmert, noch des Weges Länge;
Die, heiliger Begeistrung voll,
Den Tempel, den sie gläubig schauet,
Drob einst der Sieger staunen soll,
In stiller Wirksamkeit erbauet.“

Der Schluß des Liedes spricht die feste Zuversicht auf bessere Tage aus; denn das deutsche Volk hat trotz aller Verluste noch die alte Kraft:

„Noch waltet von innen
Die heilige Kraft,
Die jedem Beginnen
Vollendung schafft,
Gekräftigt, geläutert —
Von außen geschwächt,
Von innen erweitert
Voll Mut und Recht.“

Die Königin Luise war das Ideal, zu dem Schenkendorf mit Verehrung emporblickte. Es galt ihm deshalb als eine besondere Gunst des Schicksals, daß er sie sprechen durfte. „Der Königin Luise von Preußen“ widmete er vier tiefempfundene Lieder. Das erste trägt die Überschrift: „Unserer Königin“ und erschien 1807 in der „Besta“. Es lautet:

In diesem Lande haust und waltet
Ein fremder, kalter Schreckensgeist,
Der alles teilt und alles spaltet
Und jede schöne Form zerreiht.

Verderben brütet auf der Erde,
Am höchsten Leben zehrt der Tod,
Der auch der Glut auf Bestas Herde
Den Untergang im Sturme droht.

Soll auch das Heil'ge von uns weichen?
Wird unser Köstliches ein Raub?
Kann nichts der Götter Ohr erreichen,
Und sind sie jedem Flehen taub? —

Da fühlt ein überirdisch Wehen
Der frommen Väter kleine Schar:
Es naht, erzeugt in Aethers Höhen,
Ein Götterbild sich dem Altar.

Die Heil'ge, die des Herdes pfleget,
Wann in den Krieg die Götter ziehn,
Die Herz und Seele sanft beweget,
In neuen Flammen zu erglühn —

Sie ist es, die ein junges Leben
Den schon erstarrten Formen beut,
Sie ist es, der sich jedes Streben
Fürs Heiligtum der Menschheit weihet.

Das zweite Lied: „An ein Gemach“, dichtete Schenkendorf im Januar 1808 zum Empfange der Königin. Es ist eine etwas über-

schwengliche Aureda an das Schlafgemach, das „Die Göttliche“ aufnehmen sollte.

Das dritte Lied ist überschrieben: „Die Rosenknospen an ihre Königin“. Es entstand gleichzeitig mit dem vorigen im Januar 1808 und ist nach Form und Inhalt schlicht und schön. Die Rosenknospen sprechen:

Die Stürme durchwüten
Im Winter den Baum;
Doch schlummern wir Blüten
Im seligen Traum.

Von Blättern umgeben,
Von Göttern bewacht,
Gedeiht unser Leben
In Winter und Nacht.

Wollst, Göttin, uns pflegen
Mit sonnigem Blick
Und spenden uns Segen
Als unser Geschick.

Bald naht, uns entfaltend,
Der Lenz, unser Freund,
Ein Leben gestaltend,
Das selten erscheint.

O Wesen, gefendet
Von himmlischer Au,
Dein Vaterland spendet
Dir Sonne, dir Tau.

Ob wir auch vergehen
So schnell als der Mai,
Wir duften, wir wehen
Von Lieb' und von Treu.

Das vierte Lied wurde im Jahre 1810 gedichtet und ist überschrieben: „Auf den Tod der Königin“.* Es ist eine Totenklage von ergreifender Gewalt. Die Verehrung des Dichters für die Entschlafene, seine Vaterlandsliebe und seine religiöse Gesinnung klingen darin zu einem wunderbaren Accorde zusammen. —

Der ersten Epoche seiner patriotischen Lyrik gehört auch das „Adventlied“ an. Er fleht darin zum Weltenheiland um Freud' und Friede auf Erden.

Komm nieder aus der Jungfrau Schoß,
O Kind, aus Himmelsauen!
Es sehnt sich alles, klein und groß,
Ins Antlitz dir zu schauen;
Es schmachtet deinem Segen
Die Erde, Herr, entgegen.

Wie damals in der Römerzeit
Die Menschheit lag gebunden,
Des Paradieses Herrlichkeit
Von hinnen war geschwunden;
Als du, sie zu entführen,
Auf Erden warst erschienen:

* Teil II. S. 84.

So liegt sie nun gebeugt, gedrückt,
In namenlosen Wehen;
Dein Licht, o Herr, ist ihr entrückt,
Ihr Licht scheint auszugehen.
Wollst wieder sie erlösen
Von der Gewalt des Bösen!

Dich rufen Leid und Klagen,
Dir winkt ein Meer von Tränen,
Und leise Seufzer, kaum entflohn
Bescheidnem bangem Sehnen,
Zum Ketten, zum Befreien,
Das Alte zu erneuen.

O Menschensohn voll Lieb' und Macht,
O höchstes ew'ges Leben,
Hast oft schon Funken angefacht
Und Strebekraft gegeben!
O Himmelsknecht, steig wieder
Zum Tränental nieder!

Wir haben oft auf unsrer Bahn
Wie Simeon gebetet;
Wir blicken alle himmelan,
Ob sich der Osten rötet;
Komm denn im alten Liede:
Auf Erden Freud' und Friede!

Der andere Kreis, durch den Schenkendorf nicht nur für seine dichterische Tätigkeit, sondern auch für sein Glaubensleben angeregt wurde, war eine bürgerliche Vereinigung im Hause des Kaufmanns David Barclay. Noch mehr als in dem adligen Kreise überwog hier das weibliche Element, dessen Mittelpunkt Frau Elisabeth Barclay war, „eine mit allen Reizen äußerer und innerer Schönheit und echt weiblicher Würde reich ausgestattete Frau.“ Sie wußte durch den Zauber ihrer Anmut eine Anzahl feingebildeter Frauen und Männer um sich zu versammeln, die alle von dem Streben beseelt waren, sich innerlich zu vertiefen. Der gesellige Kreis wurde eine Heimstätte der romantischen Poesie, wo Schlegels „Ion“, Tiecks „Genoveva“, Novalis' „Heinrich von Ofterdingen“, Kleists „Rätkchen von Heilbronn“ und Fouqués „Undine“ mit Begeisterung gelesen und besprochen wurden.

Man versammelte sich in einem Gartenhause, das fern von dem Treiben des Alltagslebens lag. Es war das Beltriguardo des Bundes, und Frau Barclay wurde als Eleonore gefeiert. Ihr widmete Schenkendorf, wie ein Minnesänger des Mittelalters, seine tiefempfundenen Lieder. „Die verwandte Seele“ ist ihm die Heilige, zu der er in Ver-

ehrung emporblickt, und das irdische Weib, das er innig liebt. „Es klingt in den Gedichten von Duft und Dämmerung, von Blumen und Sternen, von dem balsamischen Dunkel der Nacht und dem verschwiegenen Licht des Mondes, von der Stille, die die Seelensprache laut werden läßt, und in deren Schutz die Herzen in einander fließen.“ —

Bei den religiösen Erbauungen liebte man „das Dunkelflar“, wie ein Lieblingsausdruck Schenkendorfs lautet. Man stimmte auch einem andern Ausspruch des Dichters bei: „Der echte Dichter verschweigt uns das Heiligste, damit wir es ahnen.“ Dieser Neigung kamen die theosophischen Schriften Jakob Böhmes entgegen.* Schenkendorfs Vorliebe für die Mystik führte ihn von selbst auf den Katholizismus. Er bedauerte die Trennung der beiden Kirchen und lebte der Zuversicht, daß der Streit „in der volkstümlich germanisch-katholischen Kirche aufhören werde.“ Die Feier des Weihnachtsfestes vermag er nicht von der der Jungfrau Maria zu trennen, und am Weihnachtsabend 1811 singt er:

„Maria, süße Königin!
Es steigt hinauf zu dir mein Sinn.
Ein Strahl von deinem Angesicht
Ist mehr, als Mond- und Sonnenlicht.“

Das Wunderkind auf deinem Arm
Stillt jede Sehnsucht, jeden Harn;
Du drückst es ewig an dein Herz,
Ach, wer da ruhte sonder Schmerz!

O Mutter, laß mich bei dir sein,
In deinen Schleier hüll' mich ein!
Wen du nur einmal angeblickt,
Ist ewig felig und beglückt.“ —

Unter den Gästen des Barkleyschen Hauses ist noch Frau von Krüdener zu nennen, die durch ihre Anwesenheit den geselligen Vereinigungen oft die Form von Betrübungen gab. Dem Herzen der Hausfrau stand Henriette Gottschalk am nächsten, die in einer schweren Leidenschule Lebensglück und Gesundheit hatte lassen müssen. Als sie starb, sang Schenkendorf der Dichterin „Der Sternblumen“ tiefbewegt die folgenden Verse nach:

„Warum willst du von uns fliehen!
Weile, weile, schöner Stern!
Ach, so schön noch im Verblühen,
Voll der Herrlichkeit des Herrn.
Labtest uns mit deinem Schimmer,
Wie ein heller Ostertag,
Liebten also dich, daß nimmer
Unser Herz dich missen mag.“

* Vgl. Teil II. S. 169.

Der dritte Kreis, der Schenkendorf in seiner dichterischen Tätigkeit förderte, war ein poetischer Männerbund, den er selbst gegründet hat. Er hatte ihm den Namen: „Blumenfranz des baltischen Meeres“ gegeben. Jünglinge und Männer, Adlige und Bürgerliche, Offiziere und Zivilbeamte waren in dem Vereine freundschaftlichst verbunden; das brüderliche Du waltete vor. Um den Versammlungen den intimen Charakter zu wahren, sollte die Zahl der Mitglieder nicht 12 überschreiten. Man fand sich einmal in der Woche nachmittags 5 Uhr in der Wohnung eines Mitgliedes ein und blieb oft bis Mitternacht zusammen. Für die Speisen mußte der jedesmalige Wirt sorgen; den Wein lieferten die Gäste. Bevor die Freunde auseinander gingen, traten sie zum Kreise zusammen, reichten sich die Hände und sangen: „In allen guten Stunden.“ Schenkendorf war in den Sitzungen das belebende Element. Durch seine Phantasie und seinen Redefluß wußte er alle anzuregen. An jedem Abend sollten zwei Arbeiten von Mitgliedern, eine prosaische und eine poetische, besprochen und auf ihre Brauchbarkeit für den Druck geprüft werden. Man genoß auch gemeinsam die Dichtungen alter und neuer Zeit. Goethe und Schiller hatten neben den Romantikern Geltung und wurden gern zitiert. In zwei Zeitschriften erschienen besonders die Produkte der Bundesmitglieder, in der „Besta“ und in den „Studien“. Die „Besta“ wurde von Schenkendorf und Schrötter zusammen herausgegeben und bestand vom Juni bis Dezember 1807. Die „Studien“ sind als die Fortsetzung anzusehen; sie wurden von Schenkendorf allein redigiert. Um die Zensur irre zu führen, bedurfte es mancher Kunstgriffe. So trug die „Besta“ auf dem Titelblatt noch die Beischrift: „Für Freunde der Wissenschaft und Kunst“ anstatt: „Für Freunde des Vaterlandes“. Die Sprache der „Besta“ war mutig und wurde im Laufe des Sommers 1807 immer herausfordernder, wie die nachfolgende Stelle zeigen mag: „Kann ein Volk, dessen Charakter sich auf Freiheit, Biedersinn und Kunstgefühl gründet, kann ein solches Volk dem Spiele eines fremden Sinnes auf immer erliegen oder wird es nicht vielmehr, vom Augenblick überrascht, sich plötzlich zur alten Würde und zum neuen Leben hinaufschwingen? Die Frage gebührt jedem, die Antwort dem Volk“. Ein Jahr nach den „Studien“ erschien die Zeitschrift: „Der Spiegel“, zu der Schenkendorf nur geringe Beziehungen hatte. Es erschien nur ein Beitrag von ihm darin, der aber interessant ist wegen der Nebenumstände. Sein „Gebet bei der Gefangenschaft des Papstes Pius VII.“ wurde von einem Mitgliede, einem früheren Jesuitenzögling, ins Lateinische übersetzt, und die beiden Texte wurden zusammen abgedruckt. Schenkendorf gab sein Gedicht als Übertragung einer Hymne des 16. Jahrhunderts aus, um die Zensur zu täuschen. In dem Gebet wird der Zorn des Himmels auf Napoleon herabgerufen:

„Wappne dich mit deinem Blitze!
Ihn, der an der Frevler Spitze,
Triff in seinem Höllensitze.“

a) Persönliche Schicksale.

Die bewegten Zeitverhältnisse brachten Schenkendorf über mehrere schmerzvolle Ereignisse hinweg, die ihn sonst wohl noch tiefer berührt hätten. Er hatte über den poetischen Arbeiten nicht die Vorbereitung auf das Staatsexamen vernachlässigt, und trotzdem fiel er durch, da die Examinatoren Fragen an ihn richteten, die in keinem Zusammenhange mit seinem Berufe standen.

Das andere Ereignis, das auch in das Jahr 1809 fällt, und dessen Folgen sich während seines weitem Lebens bemerkbar machen sollten, war ein Duell. Bei einer Schlittenfahrt mit einer Dame streifte eins der Pferde einen alten General, der seinen täglichen Spaziergang auf der Landstraße machte. Schimpfwörter wurden von beiden Seiten gewechselt. Darauf reichte der General eine Klage ein, und Schenkendorf schrieb ihm einen Brief mit folgender Beleidigung: „Er, der Regimentern aus dem Wege gegangen sei, hätte ebenso einem Schlitten mit vollem Schellengeläute Platz machen sollen.“ Nach fruchtlosen Unterhandlungen fand das Duell in Elbing statt. Der General, der ein geschickter Schütze war, hatte anfangs die Absicht, den Dichter zu töten, wurde aber durch eine fromme Lektüre milder gestimmt und erklärte, er wolle dem jungen Manne nicht das Leben nehmen, sondern ihm nur ein wenig das Schreiben verderben. Das gelang ihm nur zu gut. Die Kugel drang durch Schenkendorfs rechte Hand und machte ihn sogleich kampfunfähig. Über ein Jahr zog sich die Heilung hin. Im Dohnaschen Schlosse zu Schlobien wurde ihm die liebevollste Pflege zuteil. Seine Freunde, die Grafen Karl von der Gröben und Karl zu Dohna nahmen sich seiner an. Er gedenkt des Samariterdienstes in dem „Lied von den drei Grafen“:

„Mein Dohna, keusch und fromm und gut,
In Schlachten so verwegen,
So treu im Krankenpflegen,
Ein Ritter vom Spital.“

Noch sehr elend kehrte er nach Königsberg zurück, wo ihn Frau v. Auerwald mit mütterlicher Sorgfalt pflegte. Alle Fürsorge konnte ihm aber die Hand nicht retten; sie blieb für immer unbrauchbar. Als der Dichter mit der linken Hand ebenso deutlich schreiben gelernt hatte, wie vorher mit der rechten, tröstete er sich über den Verlust wieder.

Ein drittes Ereignis griff besonders tief in Schenkendorfs Leben ein, nämlich der Selbstmord David Barclays. Schon seit dem Jahre 1806 konnte man eine Veränderung im Wesen dieses tüchtigen Geschäftsmannes bemerken. Er eilte in auffallender Tracht zwecklos durch die Straßen, zog sich von den geselligen Vereinigungen in seinem Hause mehr und mehr zurück und verließ dann plötzlich Weib und Kind. Er bezog eine Wohnung vor dem Tore, wo er mehrere Windmühlen

besaß, um angeblich seinen Geschäftsinteressen mehr leben zu können. Zu vertrauten Freunden aber soll er geäußert haben, es geschähe, um seine Familie nicht durch seine Melancholie zu grunde zu richten. Im Jahre 1807 wurden die Mühlen auf Befehl des Militär-Gouvernements in Brand gesteckt, weil die einziehenden Franzosen eine Augenweide haben sollten. Bardleys Wohnung wurde dabei auch zerstört, und trotzdem kehrte er nicht zu den Seinen zurück, sondern ging auf ein Landgut bei Königsberg. Hier lebte er noch gegen zwei Jahre einsiedlerisch, dann ertränkte er sich, wie sein Bruder es kurze Zeit vorher auch getan hatte. Frau Bardley war tief erschüttert, als die Schreckenskunde zu ihr kam. Nahe Verwandte ihres Mannes suchten sie zu trösten und nahmen sie zu sich aufs Land. Als sie dann nach Königsberg zurückkehrte, änderte sich das Leben in „Belriguardo.“ Es wurde stiller, und überall traten die Einschränkungen im Haushalte zu Tage. Die Freunde kamen seltener und vermieden es, zu den Mahlzeiten zu bleiben. Schentendorf erschien nach wie vor, was ihm vielfach verdacht wurde. Man erging sich in Vermutungen darüber, ob seine Huldigungen der Mutter oder der Tochter galten. Seine Liebe zu Frau Bardley war im Laufe der Jahre immer inniger geworden. Er hatte sie aber im tiefsten Herzen verschlossen und nur in Liedern kund getan. Sie war ihm anfangs seines „Geistes holde Braut.“ Doch vergeblich war jeder Kampf mit dem wachsenden Gefühle. Er ruft aus:

„Ach wer nimmt von meiner Seele
Die geheime schwere Last,
Die, je mehr ich sie verhehle,
Immer mächtiger mich faßt?“

Nun war sie frei; doch er wagt nicht, sich zu erklären, wenn er auch die Hoffnung hegt, daß sein treues Werben nicht vergeblich sein wird. Er legt sich die bange Frage vor:

„Wird für deine Treu zum Lohne
Deinem Herzen je sein süßes Recht?“

Im April des Jahres 1810, als die Geliebte fern von ihm auf dem Lande weilte, dichtete er das Lied: „Frühlingstrost“, aus dem seine Hoffnung auf Erhörung freudig hervorklingt:

„Es weht um mich Narzissenduft,
Es spricht zu mir die Frühlingluft:
Geliebter,
Erwach im roten Morgenglanz,
Dein harrt ein blütenreicher Kranz,
Betrübter!“

Nur mußt du kämpfen drum und tun
Und länger nicht in Träumen ruhn;
Laß schwinden!
Komm, Lieber, komm aufs Feld hinaus,
Du wirst im grünen Blätterhaus
Ihn finden.

Wir sind dir alle wohlgesinnt,
Du armes, liebebanges Kind,
Wir Lüfte.
Warst immer treu uns Spielgesell,
Drum dienen willig dir und schnell
Die Lüfte.

Zur Liebsten tragen wir dein Ach
Und kränzen ihr das Schlafgemach
Mit Blüten.
Wir wollen, wenn du von ihr gehst
Und einsam dann und traurig stehst,
Sie hüten.

Erwach im morgenroten Glanz,
Schon harret dein der Myrtenkranz,
Geliebter!
Der Frühling kündigt gute Mär,
Und nun kein Ach, kein Weinen mehr,
Betrübter."

Als Schenkendorf sich ein Herz faßte und die Hand der geliebten Frau begehrte, wurde er abgewiesen. Frau Barclay handelte unter dem Einflusse ihrer Mutter, die gegen eine Verbindung „mit einem, der nichts sei, und der nichts habe“, heftig protestierte. Man bezichtigte Schenkendorf der unlautersten Beweggründe und scheute sich auch nicht, ihn persönlich zu beleidigen. Frau Barclay sehnte sich danach, aus den unerquicklichen Verhältnissen heraus zu kommen, und verließ deshalb im November 1811 mit Frau von Krüdener Königsberg, um sich im Westen eine neue Heimat zu suchen. Ob die Verlobung mit Schenkendorf schon damals oder erst später erfolgte, läßt sich nicht mit Sicherheit sagen.

Immer mehr lichtete sich in der Folgezeit sein Bekanntenkreis. Zwei seiner besten Freunde, der Freiherr v. Schrötter und Friedländer, gingen nach Berlin, und mit andern hörte der Verkehr allmählich auf. So fühlte der Dichter sich einsam. Seiner Poesie fehlte die Anregung, seitdem Beltruardo die Herrin verloren hatte. Er hatte ja nur für sie gesungen:

„Ob dich und jener Chor mein Lied erbaute,
Das war das liebste Ziel, nach dem ich schaute.“

Als im Frühling des Jahres 1812 die große Armee auf dem Wege nach Rußland Königsberg passierte, und die Preußen als Verbündete sich ihr anschlossen, da wurde ihm die Heimat vollends verleidet, wie er später in dem „Brief in die Heimat“ sagt:

„Und als das Heer der Welschen kam,
In jenen finstern Tagen,
Und keiner noch die Waffen nahm,
Die Räuber zu erschlagen,
Mocht' ich den Jammer nimmer schaun,
Weit ging ich von der Heimat Nun,
Dem Rhein die Not zu klagen.

Und aus den grauen Trümmern klang
Der strengen Geister Schelten:
Die Heimat, die in Schutt versank,
Soll dir nicht alles gelten.
Die alten Steine liegen da,
Der Väter Segen ist euch nah,
Erbaut euch neue Schösser.“

Im Juli 1812 verließ der Dichter die Heimat. Zuerst lenkte er seine Schritte nach Weimar, wo er Goethe kennen lernte. Das Gedicht: „An Goethe“ gibt den tiefen Eindruck wieder, den er von dem „Olympier“ empfing.

„Nun hab' ich dich gesehen,
Du hohes Heldenhaupt,
In fernen, sel'gen Höhen,
Von frischem Kranz umlaubt.

Apollos goldner Bogen
Der Stirne lichter Bau,
Ein Firmament, umzogen
Von ewig klarem Blau:

Das milde, weiße Lächeln,
Das um die Lippe wallt,
Wie linder Weste Fächeln
Zu mildern die Gewalt.

Wie traten aus dem Dunkeln
Die Formen klar und rein,
Die Blicke sah ich funkeln
Wie goldner Sterne Schein.

Mit Worten dich zu grüßen,
Hat Stolz mich nie verführt,
Die Hand nur möcht' ich küssen,
Die so die Saiten rührt.

Du Herzog sonder Gleichen,
Du sel'ger Dichtersfürst,
Der du in deinen Reichen,
Doch ewig herrschen wirst!

O laß dir's noch gefallen
Hienieden gern und lang;
Auch in des Aethers Hallen,
Tönt ja nur dein Gesang.“

In Baden-Baden traf er mit der Geliebten zusammen, und am 15. Dezember 1812 wurde in Karlsruhe der Ehebund geschlossen. Der ehrwürdige Jung-Stilling* war Trauzeuge; er blieb auch in der Folgezeit der vertraute Freund des Hauses. Zu dem Umgangskreise gehörte neben der Frau von Krüdener noch Frau von Graimberg, die Leiterin eines Fräulein-Instituts. Religiöse Betrachtungen bildeten den Kern der Unterhaltungen; doch wurden auch die Poesie und die Musik gepflegt. Es fanden sich aber nur solche Seelen zusammen, die, nach Frau von Schenkendorfs Worten, „das Erdenleben an den Himmel knüpfen.“ Die eigentümlich gedämpfte Stimmung legte sich oft wie ein schwerer Druck auf des Dichters Seele. In der freien Natur fand er jedoch die alte Fröhlichkeit und Jugendfrische immer wieder:

„Die Berge hab' ich oft durchzogen,
Wenn ich zu spät am Abend kam,
Dort ist so mancher Schmerz entflohen,
Geheilt so mancher bittere Gram.“

Schenkendorf fühlte sich durchaus nicht unglücklich in seiner Ehe. Er hing mit inniger Liebe an seinem Weibe und an seiner Tochter, von der er rühmt, sie sei ein

„viel süßes liebes Kind,
Das wie die Mutter still gesinnt.“

Er verehrte auch die Freundinnen seiner Frau und erkannte dankbar an, was er den Frauen zu verdanken hatte:

„Frauen haben mich erzogen,
Ihrem Dienst mich früh geweiht,
Haben meinen Sinn gebogen
Von der Roheit zu der Weiblichkeit.“

Doch empfand er die Notwendigkeit, einmal in eine andere Umgebung zu kommen. Er wollte im Frühling nach Heidelberg gehen, „um den Umgang manches großen Mannes zu genießen, manche Arbeit und manches Studium vorzunehmen.“ Da kam die Nachricht von dem Untergange der großen Armee in Karlsruhe an. Nun schüttelte der Dichter alles Krankhafte ab; sein Preußenherz erwachte, und er war entschlossen, mit Wort und Tat für das Vaterland einzutreten.

* Johann Heinrich Jung, genannt Stilling, wurde am 12. September 1740 zu Grund in Nassau geboren. Er wurde Schneider, dann Lehrer, studierte von 1770 an in Straßburg Medizin, wo er mit Goethe bekannt wurde. Er erwarb später großen Ruhm durch seine Staroperationen. Er starb am 2. April 1817.

e) Während des Befreiungskampfes.

Im Mai 1813 verließ Schenkendorf Karlsruhe und eilte nach Schlesien. In Görlitz besuchte er das Grab Jakob Böhmes* und hielt dort eine Seelenandacht.

In Hochkirch sah er seinen Bruder, den Hauptmann Karl von Schenkendorf, wieder:

„Bei Hochkirch ihn umfangen
Hab' ich mit Liebesgruß,
Und ahnungsvoll empfangen
Den letzten heißen Gruß.“

Beide Brüder waren grundverschieden; doch stimmten sie in ihrer begeisterten Vaterlandsiebe überein. Karl von Schenkendorf hatte sich bereits während des Krieges von 1806/7 rühmlichst hervorgetan und war dafür mit dem Orden „Pour le mérite“ geschmückt worden. Bei Groß-Görschen erhielt er das Eiserne Kreuz und den Wladimir-Orden; doch bei Bautzen traf ihn die Todeswunde. Er starb in Hirschberg, ohne den Bruder noch einmal gesehen zu haben. Wehmütig rief dieser ihm nach:

„Fahr, Bruder, wohl, Gespieler
In froher Kinderzeit,
Du schrittest vor zum Ziele —
Du Jüngerer, wie weit.“

Am 8. Juni kam der Dichter im russisch-preußischen Hauptquartier in Schweidnitz an, wo er seinen Freund Karl von der Gröben wieder-sah. Beide umarmten sich in stillem Schmerze; denn sie hatten denselben Verlust erlitten. Der tapfere Wilhelm von der Gröben, der Gemahl seiner Freundin Ida von Auerwald, hatte nämlich bei Lüßen den Heldentod gefunden. Die Freunde gedachten ihrer teuren Toten in Liebe:

„Wir sahen Wolken schwimmen,
Wir hörten Geisterstimmen
Vom nahen Lüßen her.
Die Donner Gottes klangen
In Ost, Süd, Nord und West,
Da haben wir begangen
Der Brüder Leichenfest.“

Schenkendorf trat bei der Reserve-Kavallerie des zweiten Armeekorps ein, dessen Chef der Generalmajor v. Röder war. Er brauchte keine Uniform anzulegen, sondern ging in einem grauen Zivilrocke. Nur die Militärmütze und das um den Überrock geschnallte Schwert zeigte seine Zugehörigkeit zur Armee an. Bei derselben Division traf er mehrere Königsberger Freunde: Ernst von Kanitz, den Freiherrn von Schrötter und Dr. Friedländer. Alte Erinnerungen wurden

* Vgl. Teil II. S. 169.

aufgefrischt und neue Freundschaften geschlossen. Im Lager weilte auch der Dichter Fouqué, der trotz seines leidenden Zustandes nicht fern bleiben wollte vom Heldenkampfe, eingedenk der Ruhmestaten seiner Vorfahren. Die Abende im Lager waren heiterer Geselligkeit gewidmet. Schenkendorf wußte durch seinen Humor alle zu unterhalten. Oft umstand ein dichter Kreis von Zuhörern die auf dem Boden liegenden Freunde. Fouqué schreibt darüber: „Unsere kleinen Beiwacht- und Lagerfeste im vertrauten Kreise gewannen stets durch May ihren heitersten Schmuck, während oft zugleich die Tränen der wehmütigen Rührung um seine fernem Lieben oder um die in das ewige Reich vorangerufenen Freunde in seinem schönen Auge funkelten.“

Das Lagerleben gestattete manche Stunde der Muße, die der Dichter ausnützte, um den Seinen oft Nachrichten zu senden, oder um Ausflüge zu machen. Einen besonders tiefen Eindruck machte auf ihn der Besuch der Festung Silberberg, einer Schöpfung Friedrichs des Großen. Nach Ablauf des Waffenstillstands nahm der Krieg einen begeisterten Fortgang. Die Siegesnachricht von Groß-Beerem traf ein, die für Schenkendorf aber gleichzeitig von einer Trauerkunde begleitet war. Sein Freund, der Graf von Kanitz, war gefallen, und auch ein anderer Freund, der Graf Karl von Dohna, erlitt bei Wittstodt am 6. September den Heldentod. Seinen Schmerz bringt das „Lied von den drei Grafen“ zum Ausdruck. Doch es war nicht Zeit, zu klagen. Der Dichter ruft deshalb aus:

„Doch Heiden mögen klagen,
Wir Christen sehn es tagen
Aus Dunkel und aus Blut;
Der Eifer wächst uns allen,
Wenn solche Opfer fallen
Für unsrer Väter höchstes Gut.“

Österreichs Beitritt erfüllte ihn mit großer Freude. Scharnhorsts Verdienste um das Zustandekommen des Bündnisses feierte er im Liede. Auch für seine Division kam nun die Zeit des Handelns. Über Glatz ging es nach Prag, wo die Truppen am 1. September einrückten. Schenkendorf begrüßte das Böhmerland freudigst:

„Wir grüßen dich mit Waffentänzen,
Wir neigen uns an deinen Grenzen,
Du klangreich Böhmerland!“

Über das Erzgebirge rückten die Truppen auf Leipzig zu. Schenkendorf kam nun zum ersten Male in den Kugelregen. Sein Pferd wurde in der Völkerschlacht verwundet; er selbst aber blieb unverfehrt. Am 19. Oktober wurde Leipzig erstürmt, wobei sich das ostpreussische Landwehr-Bataillon unter der Führung des Oberlandes-

Gerichtsrats Friccius auszeichnete. Er hat ihn in dem „Liede der Maurer“, einem der „Königsbergischen Wehrlieder“, verherrlicht:

„Herr Friccius, willkommen,
Willkommen, Rat und Held,
Die Waffen sind genommen,
Zeuch mit ins blut'ge Feld!“

Bei dem Ansturm starb einer seiner Königsberger Freunde, der Regierungsrat Sohn Motherby. Voller Trauer ruft er ihm die Worte nach:

„Ach! es ist ein Mann gesunken,
Einer aus der Treuen Schar,
Den mit hellen Himmelsfunken
Züngst entzündet dieses Jahr.

Wie ein Held auf seinem Schilde
Liegt er hier an Leipzigs Thor
Auf dem deutschen Lustgefilde
Das zur Walstatt Gott erkor.“

Nach der Schlacht blieb Schenkendorf in Leipzig zurück; er glaubte dem Vaterlande an anderer Stelle mehr nützen zu können. Der Freiherr von Stein war auf ihn aufmerksam geworden und berief ihn in die Zentralverwaltung für Kriegsbewaffnung nach Frankfurt a. M. Mochten einige seiner Mitarbeiter ihn anfangs auch mit mißtrauischen Blicken angesehen haben, so überzeugten sie sich bald von seiner Tüchtigkeit und erkannten an: „Die Dichtervelt hält ihn nicht so fest, daß sie ihn für die wirkliche untauglich machte.“ Zuerst war Schenkendorf in Baden tätig, um dort die Armeeverhältnisse zu ordnen, bald aber wurde er nach Frankfurt gerufen, wo er unter dem Oberstleutnant Kühle von Vilsenstern arbeitete. Die sonst so friedliche Stadt schallte von Waffen wieder, und selbst wohlhabende Kaufleute traten in die Armee ein:

„Von Waffen hör' ich's schallen,
O Krönungsstadt, in dir,
Viel Kaufherrn seh' ich wallen
In reicher Rüstung Zier.
Bewahre nur, mein Kühle,
Die Bürger männiglich.“

Im Januar 1814 wurde Schenkendorf auf den Kriegsschauplatz zu Blücher gesandt. Er erledigte seinen Auftrag zur vollen Zufriedenheit, und durch eine Kabinettsordre erfolgte seine Ernennung zum Offizier. Die Verhältnisse auf dem Kriegsschauplatze gestalteten sich nach der Rückkehr des Dichters wieder ungünstiger, und nun wurde er zu seinem

Schmerze Zeuge von geheimen Umtrieben der Rheinbundstaaten. Endlich war der Feind nach schwerem Kampfe niedergeworfen, und die Verbündeten konnten am 31. März 1814 ihren Einzug in Paris halten. Niemand war freudiger gestimmt als Schenkendorf; seine Lieder sprechen den Siegesjubel aus, der ihn erfüllte. Um so mehr enttäuschte ihn der Gang der Ereignisse während des Sommers 1814. Die Verhandlungen auf dem Wiener Kongreß, bei denen alle schlechten Eigenschaften des deutschen Volkes entfesselt zu sein schienen, erfüllten ihn mit Zorn. Er schrieb in jener Zeit an den Bremer Senator Smidt: „Mein Gemüt bewegt Zorn und Schmerz über die Menschen, die Gottes Werk so mutwillig zerstören und verkümmern.“ Alle seine Lieder sind durchzogen von tiefem Mißmut:

„Es haben wohl gerungen
Die Helden dieser Frist,
Und nun der Sieg gelungen,
Übt Satan seine List.“

Den Winter von 1814–15 verlebte Schenkendorf wieder in Karlsruhe, wohin auch sein Freund Friedländer bei seiner Rückkehr aus Paris kam. Beide genossen mit Entzücken die Kunstsammlungen, die durch die Brüder Boisserée in Heidelberg angelegt worden waren. Namentlich wurden sie durch die kirchliche Malerei begeistert, und Schenkendorf hoffte, daß die heidnischen Bilder aus den deutschen Wohnungen endlich verschwinden würden:

„Man soll an keiner deutschen Wand
Mehr Heidenbilder sehen.“

Während des Winters kamen die Verhandlungen mit Cotta wegen der Herausgabe seiner Gedichte zum Abschlusse. Leider wurde die Freude darüber durch dauerndes Unwohlsein getrübt. Ein heftiger nervöser Kopfschmerz legte den Dichter vollständig lahm in allen seinen Plänen und Handlungen:

„Vergebens mein Streben,
Die Kampfbegier!
Es zehret am Leben
Die Krankheit mir.“

Auch der Besuch der Quellen von Aachen konnte ihm nicht volle Genesung bringen.

f) Ausklang.

Bereits im Jahre 1814 war Schenkendorf die Aussicht auf eine Anstellung im Staatsdienste gemacht worden. Da ihm noch immer keine Nachricht zuing, wie weit seine Angelegenheit gediehen sei, ging er nach Köln, um an maßgebender Stelle dafür zu wirken. Er erreichte nun auch seine vorläufige Anstellung als Regierungsrat in Koblenz. Seine dienstlichen Obliegenheiten bestanden in der Durchführung der preußischen Gesetze und in der Aufrechterhaltung der Vorschriften über Einquartierung und Verpflegungskosten. Durch sein freundliches und taktvolles Benehmen erwarb er sich viele Freunde. Es gelang ihm allmählich, die Rheinländer an die straffere preußische Zucht zu gewöhnen. Seine Neigung zum Katholizismus, seine Vorliebe für die alten Schlösser und Ruinen trugen auch dazu bei, ihn beliebt zu machen, so daß er überall als Gast gern gesehen wurde. Seine amtliche Tätigkeit nahm ihn nicht übermäßig in Anspruch. Er hatte Zeit zu weiten Spaziergängen und zu poetischen Arbeiten. „Am ersten Mai 1816“ ist eins seiner Gedichte betitelt, das seine damalige Stimmung schön widerspiegelt. Wie einst sprechen die Frühlingsblumen und der Vogelsang zu ihm:

„Das sind die alten Klänge,
Das ist das liebe Leid,
Die zärtlichen Gesänge,
Die jedes Jahr erneut.

Geheime Wünsche brechen
Den Blüten gleich hervor,
Und hundert Stimmen sprechen:
Komm, Liebchen, komm ans Tor!“

Um vor seiner Übersiedlung nach Koblenz noch einige Wochen mit den Freunden in Karlsruhe zusammen sein zu können, nahm er einen längeren Urlaub. Während dieser Zeit bekam er die Mitteilung von seiner Versetzung nach Magdeburg. Es war ihm schmerzlich, von dem schönen Rhein scheiden zu müssen. Er kam deshalb darum ein, in Koblenz bleiben zu dürfen. Diese Bitte wurde ihm erfüllt, und nun rüstete er zum Aufbruch. Jung-Stillings 77. Geburtstag am 12. September 1816 war das letzte Fest, das er in Karlsruhe feierte. Die Segensworte des Greises begleiteten ihn in die neue Heimat:

„Und wie dem Wandersmann im Dunkeln,
In einer langen Winternacht,
Die Sterne Gottes tröstlich funkeln
In ihrer ew'gen Liebespracht,
Gibt Stillings Fest mir noch den Segen
Zu guter Letzt zum Abschied mit,
Und leuchtet mir auf meinen Wegen
Bei manchem schwanken Steg und Schritt.

Fahr wohl, o Haus der alten Treue,
Fahr wohl, du gastlich offnes Thor!
Ihr Lieben, täglich schaut aufs neue,
Zu euren Bergen schaut empor! — —
Die Engel kamen zu den Alten,
Zum Abraham, zum frommen Lot;
Mir ist, als fühlt' ich hier sie walten —
Fahr wohl — und alle grüß euch Gott!"

Noch schwerer, als unserm Dichter, wurde seiner Frau der Abschied von den liebgewordenen Stätten und Menschen. Sie schreibt darüber: „Das Badische Land werde ich immer im treuen Herzen tragen; denn in ihm habe ich die glücklichste Zeit des Lebens zugebracht und solche Freunde erworben, wie ich sie auf Erden nirgends gefunden habe.“

Auch in Koblenz war die Familie Schenkendorf bald von lebenswürdigen und geistreichen Freunden umgeben; doch das immer heftiger werdende Leiden des Dichters trat oft störend zwischen den geselligen Verkehr. Kopfwahl und Blutwallungen wechselten mit Brustbeklemmungen und Schwindelanfällen. Noch einmal suchte er im Bade Heilung und ging in Begleitung seiner Frau nach Ems. Die Kur schlug gut an, und von Tag zu Tag fühlte er sich wohler. Voller Dankbarkeit feierte er den Quell, der ihm neue Lebenskraft gab:

„O Quell, ich muß dir danken,
Genesen will ich hier,
Die seligsten Gedanken
Erfüllen mich bei dir.
Und soll der Leib versinken
In dunkle Grabesnacht,
Vom Wasser will ich trinken,
Das ewig lebend macht.“

Es war das letzte Lied, das ihm zu singen vergönnt war. Bald nach seiner Rückkehr nach Koblenz verschlimmerte sich sein Zustand täglich. Beängstigende Brustbeklemmungen, verbunden mit Ohnmachten, stellten sich immer häufiger ein. Am Tage vor seinem Geburtstage schien eine kleine Besserung einzutreten. Er fühlte sich wohler und konnte wieder an den Mahlzeiten teilnehmen. Am Nachmittage machte er mit einem Freunde eine Spaziersfahrt, von der er erst spät heimkam. Während dieser Zeit hatten liebende Hände sein Bett mit Efeu umkränzt, damit er beim Erwachen sogleich seinen Geburtstag beginnen könnte. In der Nacht vom 10. bis 11. Dezember trat sein Leiden jedoch äußerst schmerzhaft auf, und Todesahnungen beschlichen ihn. Am Morgen seines Geburtstages brachte ihm ein Freund lieblich duftende Veilchen, die ihn sehr erfreuten. Er unterhielt sich noch lebhaft mit ihm, und sein Leben überblickend, sagte er, daß er tausendmal mehr Liebe genossen habe,

als er verdient. Während des ganzen Vormittags war er weich gestimmt, und er fragte wiederholt: „Habt ihr mich auch lieb? auch sehr lieb?“ Am Nachmittag zwischen vier und fünf Uhr kam wieder ein starker Anfall. Dann begann er leise zu stöhnen, als wenn jemand einschläft. Die Augen waren sanft geschlossen, und seine Frau freute sich seiner Ruhe; doch aus den bestürzten Mienen ihres hereintretenden Arztes sah sie, daß er seine Seele ausgehaucht hatte. Die Freunde, die zum frohen Feste geladen waren, wurden abbestellt. Sie kamen dennoch und brachten dem treuen Toten ihren Abschiedsgruß. Am 14. Dezember 1817 wurde er unter großer Beteiligung zur letzten Ruhe gebettet. Neben ihm schlummert die Gattin, die ihm erst 1840 im Tode folgte. Dem Andenken beider wurde ein steinernes Kreuz in gotischem Geschmack errichtet. Der Dichter Freiligrath besuchte einst den Friedhof und gedachte des edlen Sängers in folgenden Versen:

„Gottesacker, Gottesfrieden!
Auf den Gräbern Sonnenstrahl,
Und der Sahrzeit letzte Blumen
Duften um der Kreuze Zahl.

Bunt die Blumen, grau die Kreuze,
Eines seh' ich dort erhöht,
Drauf mit ernststen schlichten Lettern:
Schenkendorf geschrieben steht.

Nah dem geliebten Strome,
Dem es laut in Zorn und Schmerz
Freiheitslieder zugesungen,
Schläft das reine Dichterherz.“

Im Jahre 1861 wurde dem Dichter von seinen Verehrern ein Denkmal errichtet, das der Bildhauer J. Hartung in Koblenz entworfen hat. Eine Bronzestatuette stellt ihn in Form und Ausdruck lebenswahr dar. Auf dem Piedestal aus schwarzem Marmor, das Schwert, Lorbeer und Eichenlaub zieren, stehen die etwas veränderten Worte Arnolds:

„Er hat vom Rhein,
Er hat vom deutschen Land
Mächtig gesungen,
Daß Ehre auferstand,
Wo es erklingen.“

II. Der patriotische Sänger.

Unter den Dichtern der Befreiungskriege wurzelt Schenkendorf am tiefsten in den Anschauungen der Romantik. Das deutsche Mittelalter mit seinem Rittertum, seinem Minnewesen und seiner Mystik zog ihn ebenso sehr an, wie die Herrlichkeit des katholischen Kultus und seine erhabenen Dome. Man hat ihn mit vollem Recht einen Minnesänger genannt; denn tatsächlich bewegen sich seine Lieder in den Idealen der Sänger des Mittelalters. Sie sind, wie die Lieder Walters von der Vogelweide, dem Frauendienst, dem Herrendienst und dem Gottesdienst gewidmet.

Es ist schon gezeigt worden, welchen Einfluß die Frauen auf sein Leben und Dichten ausgeübt haben, und wie er stets zu ihrem Dienste bereit war. Sein Minnelied erklang vor allem der Frau, die er erst nach schweren Kämpfen erringen sollte. Um sie warb er im Liede*, und sie grüßt er mit unverminderter Zärtlichkeit aus der Ferne, als sie die Seine geworden ist:

„Du liebes, frommes Wesen,
An dem dies Herz genas,
Das ich mir nicht erlesen,
Das mir mein Gott erlas.“

Du Holde, Schöne, Süße,
Du meines Lebens Stern,
Ich grüße dich, ich grüße
Aus weiter, weiter Fern.“

Die andere „minnigliche Frau“, die er besang, war die Dulderin auf dem Throne, die edle Königin Luise, zu der er mit Verehrung und Ehrfurcht empor sah. Die Lieder, die er ihr widmete, gehören zu dem Schönsten, was er geschaffen hat**. Von der weltlichen Minne erhob er sich zur geistlichen. Maria wurde seines Herzens Königin, nach der seine Seele sich sehnte:

„O Mutter, laß mich bei dir sein,
In deinen Schleier hüll' mich ein!
Wen du nur einmal angeblickt,
Ist ewig selig und beglückt.“

* Vgl. Teil I. S. 125.

** Vgl. Teil I. S. 119 u. 120.

Die Lieder Schenkendorfs, die dem Herrendienste gewidmet sind, d. h. seine politischen Gedichte, preisen das Vaterland mit seiner Sprache, seiner landschaftlichen Schönheit und mit seinen kraftvollen Bewohnern. Den Kampf für diese heiligen Güter bezeichnet er als eine Christenpflicht, der niemand sich entziehen darf.

Dem Gottesdienste weihte er seine zartesten Lieder:

„Nur leise Klänge darf ich schüchtern wagen,
Erlegend unter meines Lieds Gewalt.
Kein hoher Psalm! Nur Liebe, Neu' und Sehnen
Und Schmerzensfreude spricht aus diesen Tönen.“

a) Der Dichter der Muttersprache.

Lektüre: Muttersprache. (Teil II. S. 73).

Man kann Schenkendorf den Dichter der Muttersprache nennen, weil kein anderer Sänger das Wesen der deutschen Sprache so tief ergründet und so schön besungen hat, wie er. In dem Gedichte „**Muttersprache**“ zeigt er in wunderbar poetischer Form, welchen Wert die Sprache der Mutter für unser Leben hat.

Sie ist erstens der Mutter Liebesgruß. Von der Mutter werden uns die ersten Liebesworte zugeflüstert, und Töne der Muttersprache sind es, die der Kindermund nachzulallen versucht. Täglich dringen dieselben Laute an unser Ohr und in unser Herz hinein. So werden sie uns immer vertrauter, und ihre wonnereichen Klänge schlingen ein inniges Band um uns und die Heimat.

Die Muttersprache ist zweitens der Heimat Mahnruf. Wir vermissen die Laute unserer Sprache im Auslande und fühlen uns verlassen, wenn unbekannte Worte an unser Ohr schallen, oder wenn wir gezwungen sind, uns einer andern Sprache zu bedienen, die uns immer fremd bleibt und unserm Herzen nichts sagt. Nur die Klänge der Muttersprache bewegen unser Inneres und mahnen uns an die Heimat.

Die Muttersprache ist drittens der Väter Vermächtnis. Die deutsche Sprache ist von wunderbarer Schönheit und von unerschöpflichem Reichtum. Eine ihrer Haupteigenschaften ist die Klarheit ihrer Laute. Sie erschließt erst dann ihre Schätze, wenn wir uns in sie vertiefen. Die alten Lieder verkündigen uns die Heldentaten unserer Väter und erschließen uns ihr Fühlen und Denken. Wir müssen sie deshalb als ein teures Vermächtnis hüten.

Die Muttersprache ist viertens des Deutschtums Hort. Die deutsche Sprache zeigt die Eigenschaften des deutschen Volkes. Sie ist wie dieses stark und weich. Sie ist kraftvoll und markig und deshalb so recht geeignet, um Heldentaten zu besingen; sie ist aber auch weich

und wohlklingend, so daß sie die zartesten Gefühle der Liebe auszudrücken vermag. Der ganze Reichtum unserer Sprache tritt uns in den alten Liedern entgegen, die man damals zu neuem Leben erweckte. Sie sind die Blüten unsers Volkslebens und erschließen uns die Vorzeit.

Die Muttersprache ist endlich des Herzens Dolmetsch. Alles, was uns wahrhaft bewegt, bringen wir in unserer Muttersprache zum Ausdruck. Beim Gebet, beim Danken und beim Geständnis unserer Liebe bedienen wir uns nur der Muttersprache.

b) Der Lobredner des Vaterlands.

Lektüre: Frühlingsgruß an das Vaterland. (Teil II. S. 74).
Das Lied vom Rhein. (Teil II. S. 75).
Der Schwarzwald. (Teil II. S. 77).
Der Bauernstand. (Teil II. S. 79).

In der schweren Zeit der Knechtschaft ging Schenkendorf, wie sehr vielen andern Deutschen, erst der Begriff „Vaterland“ auf. Auch er hatte früher weltbürgerlichen Ideen gehuldigt und konnte sich ein Vaterland nach den Anden verpflanzt denken. Als er aber zur richtigen Erkenntnis gekommen war, wurde er nicht müde, Deutschland und seine Bewohner zu preisen. Wir glauben die Stimme Walters von der Vogelweide zu hören:

„Lande hab' ich viel gesehen,
Nach den besten blickt' ich allerwärts:
Übel möge mir geschehen,
Wenn sich je bereden ließ mein Herz,
Daß ihm wohlgefalle
Fremder Lande Brauch:
Wenn ich lügen wollte, lohnte mir es auch?
Deutsche Zucht geht über alle.“

Schenkendorfs Lied: „Frühlingsgruß an das Vaterland“ beginnt mit einem jubelnden Lobpreis des befreiten Deutschlands, das ihm noch nie so schön erschienen ist, wie im Frühlinge 1814. Bewundernd läßt er seine Blicke über alle Gauen unsers Vaterlandes schweifen. Sein Auge fällt zuerst auf die hohen Eichen, die ihr Haupt stolz zum Himmel heben und so recht ein Sinnbild der deutschen Kraft sind, und verweilt dann bewundernd bei den wasserreichen Strömen, die Deutschland durchbrausen. Überall ist die Schönheit ausgebreitet. Er erblickt sie am Rheinfluss und an der Donauquelle, und sie tritt ihm besonders reizvoll im Neckartal und am silberblauen Main entgegen. Er grüßt das befreite Vaterland voller Freude und sendet einen besondern Gruß zu seiner engern Heimat an dem Memelflusse. Dort

gilt noch das Manneswort, und rauhe Heldentugend ist mit weichem Gefühle gepaart. Vom alten Preußenlande ging die Bewegung aus, durch welche Deutschlands Freiheit errungen ward. Ein Frühling sondergleichen ist nun für Deutschland angebrochen. Hoffnungsgrün leuchten Wald und Flur, der Wiesengrund und der Rebenhügel. Solch ein Frühling ist seit tausend Jahren nicht dem deutschen Lande gekommen. Der Traum von Deutschlands Größe ist zur Wahrheit geworden.

An dem Niedergange unsers Vaterlandes war die Uneinigkeit schuld. Haß und Argwohn, Geiz und Neid haben seine Größe vernichtet. Immer wieder erheben sie ihr Haupt; deshalb richtet der Dichter die ernste Mahnung zur Einigkeit an sein Volk. Nur wenn es einig und treu ist, dann wird Deutschland für alle Zeiten gefestigt dastehen, und alle Güter des Friedens werden ihm zuteil werden.

Der Segen der Einigkeit wird sich überall zeigen. Deutschland wird seine Ehre und Macht wiedererlangen und soll sich in Demut dieser köstlichen Güter erfreuen. Nicht umsonst hat Gott die Zeit der Schmach geschickt, die wie eine Sintflut unser Vaterland verheerte. Es geschah, um die alten Sünden unsers Volkes, besonders den Geist der Uneinigkeit, zu vernichten. Nun ist Deutschland entzühnt, doch noch herrenlos; deshalb soll ein mächtiger Kaiser dieses Erbe antreten und sein Volk zu neuem Ruhme führen.

Auch auf den Feldern wird sich der Segen der Einigkeit zeigen. Sie werden in üppiger Fülle dastehen, und der Weinstock wird reiche Früchte tragen, wie nach der Sintflut. Neue Lebenslust wird alle durchdringen und ein Geist der Zucht und Frömmigkeit überall herrschen. Ein Band der Liebe muß alle umschlingen: die Adligen in den Schlössern, die Bürger in den Städten und die Landleute auf den Feldern. Sie alle müssen einig zusammenhalten; dann wird Deutschland nie zerstört werden. —

„Das Lied vom Rhein“ besingt den herrlichsten deutschen Strom. Der Rhein ist ein Bild und ein Zeuge des deutschen Lebens. Sein Name hat einen begeisternden Klang; kein anderer Fluß ist deshalb so viel in Liedern gefeiert worden, wie er. Er ist der König unter den Strömen unsers Vaterlands. Mit seinem Namen ist viel Lust und Schmerz verknüpft: Er mahnt uns an Deutschlands Größe und an die Zeit der Schmach.

Dem wehmütigen Liede des Rheins hat der Dichter oft gelauscht. Seine Wogen klagten über Deutschlands Verfall und gedachten der früheren Zeiten, als noch ein adliges Geschlecht voller Tapferkeit und Tugend in den Burgen wohnte, die jetzt verfallen sind. Vom Heldenmut des kühnen Siegfried klang es begeistert aus der Tiefe des Stromes und grollend von der Freveltat des grimmen Hagen, der den lichten Helden erschlagen und den Goldhort versenkt hat. Der Nibelungenhort ist ein Sinnbild der deutschen Kraft und Art, die auch für immer vernichtet zu sein schien. Der Sünder auf dem französischen Throne

hat den deutschen Strom gefesselt und seine friedlichen Ufer mit Waffenlärm erfüllt. Doch bald, so klang es prophetisch aus der Tiefe herauf, wird der Tag der Freiheit kommen; denn noch ist der reiche Schatz der deutschen Tugenden unvermindert da. Der Nibelungenhort wird wieder erstehen, und wie einst der Skamandros, so will auch der Rhein mitkämpfen. Das Rauschen seiner Wogen soll die Feinde mit Furcht und Schrecken erfüllen. Mit dieser Drohung schloß der Rhein sein Lied.

Wunderbar hat sich alles erfüllt. Der Rhein ist wieder frei, und alle Tugenden des deutschen Volkes sind von neuem erstanden. Freudig bewegt bringt Deutschland dem herrlichen Strome seine Huldigung dar und feiert ihn in seinem Weine. Alle Deutschen legen das Gelübde ewiger Treue ab. Sie wollen stets zum Schutze des Rheins bereit sein und ihm seine Freiheit bewahren.

Eine der lieblichsten Gegenden Deutschlands schildert Schenkendorf in dem Gedichte: **„Der Schwarzwald“**. Wir begleiten den Dichter im Geiste auf einem Spaziergange, der zuerst durch ein gottgesegnetes Thal führt, in dem Kirschen und Kastanien in üppiger Fülle gedeihen. Dann geht der Weg zur Höhe durch Weinberge, wo wir die Trauben des Gutefels und des Markgräflers erblicken, und steigt endlich zum düstern Walde hinauf. Von dem Gipfel des Berges sehen wir das silberhelle Wasser der Dreisam und die Häuser und Türme Freiburgs. Der Dichter durchwandert nun mit uns das Höllentor und steigt auf schroffem Pfade zur Donauquelle empor. Er schöpft von ihrem Wasser und spricht den Wunsch aus, daß der deutsche Strom im fernen Osten den deutschen Sinn und die deutsche Art verkündigen möchte. Liebliche Schwarzwaldmädchen in ihrer eigenartigen Tracht wandern vorüber. Der Dichter freut sich über ihre Schönheit und Sittsamkeit und trägt ihnen Grüße zum Tale auf. Immer höher steigt er; es zieht ihn mit Allgewalt zum Hochwalde mit seinen düstern Tannen. Sie sind nicht von Menschen, sondern von Gott gesäet und ein Zeugnis seiner Herrlichkeit. In der Einsamkeit des Waldes empfindet er Gottes Nähe und das Wehen der großen Vergangenheit seines Vaterlands. In der wunderbaren Stille weilen liebliche Sagengestalten, und hier wohnt auch die Göttin Freiheit. Er bittet sie, ins Tal hinabzusteigen, um sein Volk vor den Sklavenbanden zu bewahren.

Mit derselben Liebe, wie das deutsche Land, preist der Dichter auch seine Bewohner. Er charakterisiert die Deutschen trefflich, indem er ihre Herzen stark und weich nennt. Schon in der fernen Riesenzeit waren sie „voll Leuenmut und mild als eine Maid.“ Unter allen Ständen ist ihm der Bauernstand der liebste; denn er besitzt noch die kernhafte deutsche Art. Ihm hat er ein Ehrenmal gesetzt in dem Gedichte: **„Der Bauernstand“**. Auf die oberen Schichten der Nation haben schon Hoffart und Genußsucht ihren verderblichen Einfluß ausgeübt. Den Bauern jedoch erhält der stete Umgang mit der Natur äußerlich und innerlich gesund. Er verhält sich deshalb ab-

Lehnend gegen alles Fremdartige, und wenn es sich einmal in seinen stillen Kreis eingeschlichen hat, so kann es nicht gedeihen. Der deutsche Bauer besitzt die Eigenschaften der schlichten Hirten auf Kanaans Gefilden, von denen das alte Testament berichtet. Ihn zieren männliche Schönheit und Kraft, kindliche Einfalt und Tugend, Genügsamkeit und Tüchtigkeit, Demut und Bescheidenheit. Vom Bauernstande kann deshalb die Erneuerung des deutschen Volkstums ausgehen; er ist der Verjüngungsquell für Adel und Bürgertum. Der friedliche Bauer darf sich aber nicht dem Kampfe gegen den Landesfeind entziehen. Er muß Auegeln säen, aus denen die Freiheitsaat aufkeimen wird, die auch ihm Segen bringt. Wenn der Freiheitshauch seine Seele durchbraust, dann wird er auch im Kampfe seine Tüchtigkeit bewähren. Die kräftige Hand, die die Erde bezwingt, kann jeden Feind niederringen. Dem Bauern wird es gelingen, Heim und Herd, Freiheit und Glauben, Sitte und Gesetz zu schützen.

c) Der Sänger des Freiheitskampfes.

- Lektüre: Landsturm. (Teil II. S. 80).
Soldaten-Morgenlied. (Teil II. S. 81).
Freiheit. (Teil II. S. 82).
Auf Scharnhorsts Tod. (Teil II. S. 82).
Auf den Tod der Königin. (Teil II. S. 84).
Schill. (Teil II. S. 85).
Andreas Hofer. (Teil II. S. 86).
Das Eiserne Kreuz. (Teil II. S. 87).
Das Münster. (Teil II. S. 88).
Tedeum nach der Schlacht. (Teil II. S. 90).
Beichte. (Teil II. S. 91).
Erneuter Schwur. (Teil II. S. 92).

Die patriotischen Lieder Schenkendorfs sind nicht stürmische Kriegs-
gesänge, wie die Arnolds; es fehlt ihnen auch die jugendliche Be-
geisterung, die Körners Lieder erfüllt. Sie sind vielmehr weich und
wohlklingend und durchweht von innigem Glaubensleben. Die Zeit
der Schmach erscheint dem Dichter als eine ernste Bußzeit, die Gott
dem deutschen Volke gesandt hat, um es zur Umkehr zu bewegen. Der
Befreiungskampf ist ihm ein heiliger Krieg, dem eine innere Läuterung
vorausgehen soll. Als schönste Frucht aller Opfer erscheint ihm die
Erneuerung der alten Kaiserwürde. Er ruft seinem Volke zu:

„D sei dann endlich weiser,
Du Herde ohne Hirt,
Und wähle schnell den Kaiser
Und zwing ihn, daß er's wird.“

Rückert feiert Schenkendorf deshalb als den Kaiserherold:

„Das ist von Schenkendorf der May,
Der sang von Reich und Kaiser.
Der ließ die Sehnsucht rufen so laut,
Daß Deutschland ihn, die verlassene Braut,
Nennt ihren Kaiserherold.“

Als im Frühlinge 1813 der König von Preußen für den Aufruf an sein Volk die besondern Verordnungen über die Organisation der Landwehr und des Landsturmes hatte folgen lassen, dichtete Schenkendorf das Lied: „**Landsturm**“. Es beginnt mit einer freudigen Begrüßung des Landsturms, den die Feuer auf den Bergen schon verkünden, und der bald wie eine gewaltige Windsbraut durch das deutsche Land fahren wird, um es zu reinigen.

Von der Höhe der Türme erklingt der laute Kriegsruf der Glocken. Sonst haben ihre feierlichen Klänge zum Gebet geladen und die Wetterwolken zerstreut; jetzt aber rufen sie stürmisch zum Kampfe. Das Osterfest wird zum Auferstehungsfeste des deutschen Volkes, das sich aus langer Schande Nacht wieder zum Lichte emporgerungen hat. Der Herr, der dem Tode die Macht genommen und die Hölle überwunden hat, tritt den Kriegern in diesem heiligen Kampfe schützend zur Seite. Von allen werden die größten Opfer gefordert; denn für die höchsten Güter muß auch der höchste Preis eingesetzt werden. Niemand darf sich dem Kampfe entziehen: Jünglinge wie Greise müssen freudig ihr Leben dahingeben, und die Friedensgemeinde muß zur Kämpferschar werden. Mit der biblischen Losung: „**Hie Schwert des Herrn und Gideon**“ sollen sie gegen die Feinde anstürmen.

Das „**Soldaten Morgenlied**“ versetzt uns mitten ins Feldlager und läßt uns Zeugen von dem Erwachen des Kriegers werden. Noch ruhen die müden Kämpfer rings um die verglimmenden Bivakfeuer gelagert. Da ertönt der Beckruf der Trompeten, der die Schläfer an die Pflicht mahnt. Die Pferde sind schon wach und begrüßen ihre Reiter mit freudigem Gewieher. Die Strahlen der Morgen Sonne treffen die Waffen, die den Krieger freundlich anblinken und seine Gedanken auf den bevorstehenden Kampf lenken. Was wird er bringen? Vielleicht Ehre und Ruhm, vielleicht auch den Tod!

Der christliche Krieger weiß, daß er unter der mächtigen Hand Gottes steht, und wendet sich deshalb im Gebet vertrauensvoll an den Herrn der Heerscharen. Er bittet ihn um seinen Segen und um die rechte Gesinnung für den heiligen Kampf. Mit Gott will er für König und Vaterland in die Schlacht gehen. Das Kreuz am Helm wird ihn an seine heilige Pflicht mahnen, wie auch die Kreuzfahrer durch dieses Zeichen stets an ihre heilige Aufgabe erinnert wurden.

Das Herz jedes Kriegers ist von Hoffnung auf den Freiheitstag erfüllt. Auf die dunkle Nacht des Hasses und der Rache wird ein milder und klarer Morgen des Friedens folgen, der eine Fülle von edeln Gaben in seinem Schoße birgt. Noch ist diese schöne Zukunft dem menschlichen Auge verborgen; doch bald wird sie dem deutschen Volke unverhüllt entgegenleuchten.

Zur Feier des Freiheitstages sollen frohe Klänge von allen Türmen schallen, die im Herzen jedes Vaterlandsfreundes einen freudigen Widerhall finden werden. Auf die Stürme des Krieges, die kein zartes Gefühl aufkommen ließen, wird die Ruhe des Friedens folgen, in der Liebe und neue Lebenslust alle durchdringen werden. Der Siegesjubel auf den Straßen kann das Herz jedes wackern Kämpfers mit Stolz erfüllen; denn auch er hat mitgeholfen bei dem großen Werke der Befreiung des Vaterlands. —

Das Gedicht „**Freiheit**“ ist ein begeisterter Hymnus auf die Freiheit, das holde Wesen“, nach dem des Dichters Seele sich sehnte. Die Heimat der Freiheit sind die himmlischen Höhen, wo sie als verklärte Engelsgestalt unter den lichten Sternen schwebt. Sehnsuchtsvoll fleht er sie an, sie möge zur Erde herabkommen, um den geknechteten Völkern zu helfen. Ist die Freiheit nur droben zu finden? Auch im grünen Walde weilt sie gern, unter lieblich duftenden Blumen und beim süßen Gesang der Vögel. Dort spüren wir ihre Nähe, die uns wonnig durchdringt. Das Rauschen der Blätter beglückt uns wie ein Freundesgruß, und in traurem Verein tauschen wir Zeichen der Liebe aus. Gefühle seligster Sehnsucht tragen uns zum Himmel, wie einst den fliehenden Jakob bei der Stätte Bethel. — Die Freiheit kommt aus dem lichten Kreise des Himmels, wie ein unschuldiges Hirtenkind, und offenbart der friedlosen Welt die wahre Liebe und bringt ihr Gedanken des Friedens. Auch dem bedrängten Frankreich half einst ein schlichtes Hirtenmädchen, die Freiheit wiederzuerlangen.

Die Gaben der Freiheit gedeihen selbst in der harten, stein-erbauten Welt, d. h. in den steinernen Herzen der Menschen. Die Freiheit begeistert als heilige Flamme für Liebe und Treue, eint zu mutigem Kampfe für Ehre und Recht, erhellt selbst düstere Zwingburgen mit ihrem Licht, ruft zum Streite für alle teuern Güter, verklärt die Helden mit unvergänglichem Ruhm und vermag selbst Gottes Huld zu erwerben. — Bei dem deutschen Volke hat die Freiheit stets gern gewohnt und sich mit seinem Wesen innig verbunden.

In dem Gedichte: „**Auf Scharnhorsts Tod**“ verherrlicht Schenkendorf den Waffenschmied der deutschen Freiheit, den genialen Schöpfer des preussischen Heeres.

Sein opferwilliges Eintreten für das Vaterland begeisterte zur Macheiferung und gewann selbst die Gleichgültigen für den Kampf. Schon in der ersten Schlacht des Krieges, bei Lüzen oder Groß-Görschen, traf ihn der Todespfeil. Die gewaltige Lanze Preußens wurde geknickt; aber noch war sie nicht vernichtet. Ungeachtet seiner

Verwundung eilte Scharnhorst nach Prag, um auch Oesterreich für ein Bündnis zu bewegen. Seine Wunden legten ein beredtes Zeugnis ab von der heiligen Begeisterung, die ganz Deutschland erfüllte. Der Held hoffte, auch dem Kaiser Franz Zutrauen zu dem Kampf einflößen zu können. Sollte es Gottes Rathschluß sein, daß er sterben müßte, bevor ihm sein Werk gelungen sei, so wollte er sich demütig fügen. An keinem Orte möchte er auch lieber sterben, als in Prag, wo Schwerin für sein Vaterland geblutet hat. Mit dem Namen der Stadt Prag ist viel Weh verknüpft. Nicht nur die beiden Helden Schwerin und Scharnhorst haben dort gelitten, sondern auch der heilige Nepomuk fand dort durch Sturz von der Moldaubrücke den Märtyrertod. Die Stadt Prag hat also die besten Männer, die Blüten ihres Volkes, dahingerafft; sie verdient deshalb den Beinamen einer argen Stadt, deren Namen wir mit leisen Schauern nennen. Doch wegen der teuren Gräber, die ihre Mauern einschließen, müssen wir sie auch eine heilige Stadt nennen. —

Scharnhorst nahm bei seinem Tode die Gewißheit mit ins Grab, daß sein Volk die Freiheit wieder erringen würde. Engel trugen seine Seele zum Himmel. Dort wurde der Held in die Tafelrunde Karls des Großen aufgenommen; denn wie die Einherier in der Walhalla sich um Odin versammelten, so scharen sich die christlichen Helden um den gewaltigen Kaiser. An sie richtet er die frohe Botschaft, daß sein Volk die Freiheit wieder errungen habe. Hatte der Kampf auch erst begonnen, so konnte der endliche Sieg nicht ausbleiben; denn im deutschen Volke wirkte die „heilige Kraft, die jedem Beginnen Vollendung schafft.“ —

Dem Heere legte die Botschaft Scharnhorsts die heilige Verpflichtung auf, nun auch wirklich die Freiheit zu erringen, damit des Helden Worte nicht zur Lüge würden. In dem weiteren Kampfe sollte die Armee den Namen ihres Schöpfers zum Feldgeschrei erwählen, und ein besseres gab es wahrlich nicht.

Scharnhorst hat sich sowohl durch sein rastloses Wirken, als auch durch seine Tugenden ein dauerndes Ehrenmal in den Herzen seines Volkes errichtet. Es ist unvergänglicher, als ein Denkmal aus Stein oder Erz.* Der Name Scharnhorst weist schon sinnbildlich auf des Helden Freiheitsliebe und den Flug seines Geistes zur Höhe hin; denn mit dem Worte Horst bezeichnen wir das Nest des freiheitsliebenden Adlers, der sich über das niedere Treiben der Erde zur Höhe erhebt. Wegen seines lautern Charakters machte der König den Helden zu seinem Vertrauten. Ein anderer würde dadurch stolz geworden sein; Scharnhorst blieb aber der bescheidene Mann, dessen Herz in unverminderter Liebe für das Volk schlug. Zu allen Zeiten wird deshalb sein Name mit Ehrfurcht und Liebe genannt werden, und sein Andenken wird nie verblaffen.

* Horaz, Oden, III, 30, 1. Exegi monumentum aere perennius.

Drei Märtyrer „der heil'gen deutschen Sache“, die den Freiheitstag nicht sehen durften, die Königin Luise, Schill und Andreas Hofer, feiert Schenkendorf im Liede.

Das Gedicht: „**Auf den Tod der Königin**“ entstand unmittelbar unter dem Eindrucke, den die Nachricht von ihrem Tod auf den Dichter gemacht hatte. Es wurde am 28. Juli 1810 in der Hartungschens Zeitung veröffentlicht und trug als Motto eine Stelle aus einer Klopstockschens Ode:

„Nicht diese Stunde nur, sie starb viel lange Tage,
Und jeder war des Todes wert.“

Das Gedicht beginnt mit einer Klage über den Tod der Königin. Der Sturm hat die herrliche Königrose getroffen und vor der Zeit entblättert. Das Unglück des Vaterlands hat ihr Herz gebrochen und sie in der Fülle der Jugend ins dunkle Reich des Todes geführt. Die Sorge um ihr Land hat sie oft nicht ruhen lassen. Jetzt kann sie in Frieden schlummern; denn ihr Volk hat den Weg zur Freiheit gefunden. Gott, der die Wunden schlägt, vermag sie auch zu heilen. Bei ihm, dem Quell der Wunden, wird die Königin nun für alle Unruhe auf Erden durch himmlischen Frieden gelabt.

Niemand war durch den Tod Luizens so tief getroffen, wie ihr Gemahl. Um den rechten Trost für den gebeugten König spenden zu können, will des Dichters Lied sich von dem irdischen Sannertale zu den lichten Hallen des Himmels schwingen und dort seine Klänge entlehnen; denn nur göttlicher Trost vermag wahrhaft zu erquickern. In seinem Leide soll der betäubte Herrscher bei seinem Volke Trost suchen und aus dem Erdendunkel seine Blicke zum Himmel richten, wo Luise gleich einem Sterne leuchtet, der neue Hoffnung ins Herz strahlt.

In dem Gedicht „**Schill**“ läßt Schenkendorf den Geist des Helden, der zu den ewigen Freuden eingegangen ist, seine eigenmächtige Handlungsweise rechtfertigen. Im Jenseits hat er die Freiheit erlangt, nach der er auf Erden vergebens gestrebt. Wie ein Ritter des Mittelalters, fühlt er sich dem König in Lehnstreue ergeben. Er mißbilligt die welsche Lehre, die das Volk für souverän erklärt und dem Könige sein göttliches Recht nehmen will. Wenn auch die Verhältnisse ihn zwingen, eigenmächtig vorzugehen, so glaubt er, doch im Sinne des Königs gehandelt zu haben. Er hält seine Tat für gerechtfertigt und ermahnt seine Deutschen, am Hasse festzuhalten. Jeder soll, wie Arnold von Winkelried, für des Vaterlandes Freiheit eintreten. — Schill schließt mit einem prophetischen Hinweis auf eine glückliche Zukunft. Freudenklänge von den Türmen und Feuer auf den Bergen werden die Siegeskunde durch das Land tragen. Der Freiheitstag wird auch für ihn ein herrliches Fest sein, das er im Himmel feiern will. Sein König, der einst seine Tat gemißbilligt hat, wird ihm seine Huld nicht versagen.

Das Gedicht: „**Andreas Hofer**“ feiert den Nationalhelden der Tiroler, den schlichten Sandwirt aus dem Passeiertale. Als er zum dritten Male in Innsbruck einzog, bereiteten ihm die Studenten einen begeisterten Empfang. Sie verließen die Hörsäle, begrüßten ihn durch jubelnde Zurufe und stimmten Lieder zu seinem Preise an.

Der bescheidene Held lehnte aber alle Ehrungen ab, da die Lage des Vaterlands zu ernst sei, um Freudenfeste zu feiern. Hofer fühlte sich als ein demütiges Werkzeug in Gottes Hand; zu seiner Ehre kämpfte er, und für ihn gab er sein häusliches Glück auf. Aus seinem Glauben entsprang die Kraft zum Siegen.

Er richtete an alle, die zu seinem Empfange herbeigekommen waren, eine ernste Mahnung: Sie sollten den Herrn um Beistand anflehen; denn das brünstige Gebet verleiht wahre Gotteskraft, die aus den Augen flammt und sich in herrlichen Taten bewährt. — Seinem bescheidenen Sinn genügt eine leise Fürbitte für seine Person. Doch um so lauter sollen alle für den geliebten Kaiser beten; denn er braucht in der schweren Zeit, in der ein Fürstenhaus nach dem andern zertrümmert wird, ganz besonders Gottes Schutz.

Die Not des Vaterlandes läßt dem Helden keine Zeit zu stillen Gebetsübungen. Ihm muß der Dienst für das Vaterland den Gottesdienst ersetzen. Gefahren umlauern ihn und seine tapfern Brüder überall; viele sind schon durch den Tod dahin gerafft, und noch manches Opfer wird der Krieg fordern. In dieser Not kann nur Gott helfen, und an ihn sollen sich alle in gläubigem Vertrauen wenden.

In dem Gedichte: „**Das Eiserne Kreuz**“ besingt Schenkendorf das schlichte Ehrenzeichen, das am 10. März 1813, dem Geburtstage der Königin Luise, gestiftet wurde. Es sollte ein Sinnbild des heiligen Kampfes sein; denn durch dieses Zeichen hoffte man zu siegen.

Es hat als deutsches Kreuz einst im alten Preußenlande geherrscht.* Dorthin trugen es die frommen Ritter aus dem Morgenlande. Am Strande der Rogat errichteten sie eine Burg, die nach der heiligen Jungfrau die Marienburg genannt wurde. Das Bild der Mutter Gottes schmückte die Mauer der Burg, von deren Zinne eine Fahne mit dem Zeichen des Kreuzes wehte. Auch auf dem weißen Mantel der Ordensritter war ein schwarzes Wollkreuz eingestickt. Jahrhundertlang hielten die tapfern Helden die slawischen Polen von den deutschen Landesmarken fern, und deshalb kann man das Zeichen, durch das sie siegten, das deutsche Kreuz nennen.

Mit dem Verfall des Ordens sank auch die Achtung vor dem alten Zeichen. Neue Ideen griffen Platz und erschütterten in ganz Deutschland den alten Glauben. In der Zeit der Not kehrte man jedoch zu dem alten Zeichen des Heils zurück. Der König stiftete das eiserne Kreuz in der Überzeugung, daß nur die Erneuerung

* Vgl. Teil II. S. 167.

des Glaubenslebens und die Rückkehr zu der alten Tapferkeit aus der Not erretten könnten. Der eisernen Zeit entsprechend wählte man auch ein Kreuz von Eisen.

In dem Gedicht „**Das Münster**“ besingt Schenkendorf das herrliche Gotteshaus, dieses Wunderwerk gotischer Baukunst, das 1681 von den Franzosen geraubt wurde. Der Schmerz über seinen Verlust verstummte niemals und klingt uns ergreifend aus den Liedern der deutschen Sängern entgegen. — Seit Jahrhunderten ragt der Turm des Straßburger Münsters als ein Wahrzeichen des deutschen Reichs zum Himmel auf. Stürme haben ihn umtost, aber nicht erschüttern können; denn er ist auf festem Grund errichtet. Das Gotteshaus scheint himmlischen Ursprungs zu sein und wurde zu einer Zeit erbaut, als der Glaube noch tief und fest im Herzen der Deutschen wurzelte. Auch das deutsche Reich wurde auf festem Grunde, nämlich auf einem starken Volkstum, errichtet. Der Sinn der Deutschen wankte nicht, und ihr Herz war reich an edeln Tugenden. Zum Himmel war ihr Geist gerichtet, und alles, was den frommen Betern teuer war, stellten sie unter den Schutz der Heiligen, deren Bilder das Gotteshaus schmückten. —

Am Altare des Münsters müssen alle Deutschen geloben, für die Befreiung des Vaterlandes eintreten zu wollen. Im brünstigen Gebet sollen sie Gottes Hilfe ersuchen. Der Turm soll ein Wegweiser in das Feindesland werden, nach dem die Kämpfer sich ebenso vertrauensvoll richten können, wie einst die Kinder Israel nach der Feuersäule. —

Auf die Völkerschlacht bei Leipzig hat Schenkendorf vier Lieder gedichtet, die alle einen religiösen Grundzug haben. Dem „**Gebet vor der Schlacht**“ läßt er sein „**Tedeum nach der Schlacht**“ folgen. Die Freude über die errungene Freiheit verbindet sich in ihm mit dem demütigen Dank für Gottes Hilfe. Der Herr hat seinen Engeln befohlen, mitzukämpfen. Mit dem Heere der himmlischen Heerscharen wollen nun die siegreichen Krieger ein Loblied erschallen lassen. Gottes Schrecken schlug die Feinde und stärkte den Arm der Deutschen. Ganz Deutschland lacht und weint vor Freuden über seine Errettung aus der Trübsal. Der Väter heiliges Erbe ist gerettet, und deshalb sei der große Tag der Sühne gepriesen. Selbst die Märtyrer des Glaubens, die Helden der Hermannsschlacht, die sächsischen und die schwäbischen Kaiser teilen im Paradies die Freude über den glorreichen Ausgang. Gott hat das schöne deutsche Vaterland gegeben, und er wird auch die deutsche Freiheit, das deutsche Wesen und die deutsche Tugend erhalten und schützen.

Am 28. Oktober 1813 schrieb Schenkendorf das Gedicht „**Beichte**.“ Er legt darin zuerst ein demütiges Bekenntnis der Schuld ab, wie es sich damals auf aller Lippen drängte: „Wir sind von Gott abgefallen, darum sind wir gesunken!“ — Alle haben gesündigt und unterlassen, ihre Pflicht zu tun: die Fürsten, der Adel und der Bürgerstand. Sie hätten „das Salz der Erde“ sein müssen und das Volkstum vor

dem Verderben schützen sollen; doch sie sind selbst von sittlicher Fäulnis ergriffen worden. Uppigkeit und Unsittlichkeit haben sich von Paris aus verbreitet und auch in Deutschland eine Heimstätte gefunden. Die französische Sprache gewann bei den Gebildeten in Deutschland ein hohes Ansehen, und die deutsche Heldensprache wurde verachtet. Es kam dann die Zeit der Schmach und mit ihr der Zusammenbruch des deutschen Volkstums. Mut und Stolz schienen geschwunden zu sein. Freie Männer drängten sich um den französischen Zwingherrn und suchten einen gnädigen Blick von ihm zu erhaschen. — Doch nun sind die Binden von den Augen gefallen; das deutsche Volk hat sich auf sich selbst besonnen und ist zur innern Einkehr gekommen. Es wagt deshalb, wieder die Blicke zu Gott zu erheben und ihm die Bitte um seine Huld auszusprechen. An den alten Stätten, wo Hermann und seine Cherusker für die deutsche Freiheit gerungen haben, möchten auch seine Enkel ihren Heldenmut bewähren. Schon ist die Macht des Riesen erschüttert, und mancherlei Anzeichen deuten auf seinen Fall. Auch die Bewunderung der französischen Literatur hat aufgehört, und schon trägt man die Heldengestalten der deutschen Volksdichtung im Herzen. Die Deutschen im Süden und Westen, die im französischen Sold ihre Tapferkeit in Rußland und in Spanien haben zeigen müssen, sind nun frei, und von der Quelle bis zur Mündung der Donau kämpfen alle für die deutsche Sache.

Das Gedicht schließt mit der Bitte um die Erneuerung des alten Bundes. Tief im Herzen wollen alle das Bundesgelübde bewahren, wie einst die Israeliten die Geseztafeln in der Bundeslade. Der neue und doch so alte Bund soll ewig währen.

Das Lied: „**Erneuter Schwur**“ ist ein politisches Glaubensbekenntnis Schenkendorfs. Er richtete es im Jahre 1814 an Friedrich Ludwig Jahn, den wackern Vorkämpfer für Deutschlands Einheit. Der Wiener Kongreß hatte alle Patrioten enttäuscht, und die meisten gaben es auf, weiter für des Vaterlandes Größe zu kämpfen. Der Dichter will nicht zu den Abtrünnigen gehören, sondern den Idealen und Führern seiner Jugend treu bleiben. Er bittet sie, nicht von ihm zu weichen, und spricht die Hoffnung aus, daß mancher der abgefallenen Brüder einst reuig zurückkehren wird. Der herrliche Sieg ist zwar durch Zwietracht vergiftet worden, und die Hoffnung auf ein einiges Deutschland hat sich nicht erfüllt. Er will aber den Traum von der erneuten Herrlichkeit des Reiches nicht aufgeben, und er gelobt bei den ewigen Sternen, ohne Unterlaß von Kaiser und Reich predigen zu wollen.

d) Der Belenner eines innigen Glaubens.

Lektüre: Palmsonntag. (Teil II, S. 93.)
Ostern. (Teil II, S. 94.)
Christ, ein Gärtner. (Teil II, S. 95.)
Sonntagsfrühe. (Teil II, S. 95.)

Die geistlichen Lieder Schenkendorfs sind auf die Anregungen zurückzuführen, die er in Königsberg und in Karlsruhe durch seine Gattin und deren Freundinnen empfangen hat. Sie, die „zu frommer Wallfahrt sich gläubig mit ihm verbunden hatte“, sprach zu ihm:

„ . . . Noch schlummern edler Kräfte viele
In deinen Saiten; auf, sie zu erkunden!
Du hast dein freies Vaterland gesungen,
Fort sei um einen höhern Preis gerungen!“

Die schlichten Lieder voller Christusliebe, Marienverehrung und Himmelssehnsucht muten uns an, wie die geistlichen Volkslieder des Mittelalters. In ihnen hat sich das lyrische Talent Schenkendorfs am innigsten geoffenbart. Besonders schön sind seine Lieder auf die christlichen Feste. Den „Palmsonntag“ feiert er als den Tag des Einzuges unsers Heilandes und gleichzeitig als die Ankunft des Frühlings. Überall regt sich in der Natur neues Leben, und wie durch „ein süßes Wunder“ sprießen auch in den Menschenherzen Himmelsmaien und Palmen auf, die dem Herrn auf den Weg gestreut werden sollen.

„Ostern“ ist ein Fest der Freude. Jubel erschallt in der Natur, weil die Macht des Winters gebrochen ist, und neues Leben auf Erden erblüht; Jubel erklingt auch in den Menschenherzen, weil der Heiland dem Tode die Macht genommen hat und aus der Grabesnacht zu neuem Leben erstanden ist. Frühling ist es auf Erden geworden, und Frühling wird es auch in den Herzen. Der Tod ist nun ohne Schrecken; denn er ist nur ein Eingang in das Leben.

Das Gedicht: „Christ, ein Gärtner“ ist die sinnige Deutung eines alten Bildes, das den Heiland als Gärtner und die Menschen als Blumen darstellt. Mit liebevoller Sorgfalt pflegt er sie. Den frankten Herzen reicht er Erquickung dar, und den Betrübten läßt er Freude ins Herz strahlen. In gleicher Liebe umfaßt er alle, und Liebe verbindet auch die Menschenblumen untereinander. Sehnsuchtsvoll strecken sie ihre Arme aus, um ihren treuen Pfleger zu umschlingen. So hütet er sie manchen Tag und verpflanzt sie zu ihrer Zeit in den himmlischen Garten, wo es kein Welken und Verdorren mehr gibt, sondern ein ewiger Lenz herrscht.

Die „Sonntagsfrühe“ ist dem Dichter besonders heilig. Gott selbst gebot die Ruhe, die er nicht durch Alltagswerke entweihen will. Nur des Herrn möchte er gedenken, um für den Werkeltag neu gestärkt

zu werden, und um einen reichen Blütenstrauß göttlicher Gedanken mit heimnehmen zu können. Er bittet den Heiland darum, daß er die heilige Flamme in seinem Innern nähre, daß sie nicht verlösche. Sein Herz soll ein steter Altar des Herrn sein. —

Den geistlichen Liedern Schenkendorfs wurden auf Wunsch seiner Gattin im Jahre 1837 „Die Sternblumen“ seiner Königsberger Freundin Henriette Gottschalk beigelegt. Es sind diese Lieder „kurze Gebete auf alle Wochentage und auf hohe Feste für einsältige Christen“

Henriette Gottschalk, geb. Hay, wurde 1775 geboren. Sie heiratete im Jahre 1800 einen Tilsiter Kaufmann, der sie sehr roh behandelte. Ihre unglückliche Ehe, die getrennt wurde, hatte ihre Lebenskraft vor der Zeit gebrochen. Sie starb im Jahre 1810. Ihre geistlichen Lieder sind von großer Innigkeit und durchweht von Todessehnsucht. Zwei derselben mögen zur Charakterisierung der Dichterin dienen:

Am Montage Abends.

Mit dir leb' ich,	Hilf mir in der letzten Pein.
In dir sterb ich,	Gib, daß ich in Frieden ende
Bei dir will ich ewig sein.	Meinen Pilgerlauf;
Wenn die Sinnen	Und in deine treuen Hände
Mir zerrinnen,	Nimm die matte Seele auf.

Am Dienstage Abends.

Ach Herr, wann wird die Stunde schlagen,
Die meinen heißen Wunsch erfüllt?
Wann alle, alle Plagen
Versinken, wie ein nächtlich Bild?
Wann schliehest du
Zur ew'gen Ruh'
Mein tränenschweres Auge zu?

Schenkendorf hat „dem Andenken der verklärten Freundin“ mehrere tiefempfundene Lieder gewidmet. Er ruft ihr nach:

„Warum willst du von uns fliehen?
Weile, weile, schöner Stern!
Ach, so schön noch im Verglühen,
Voll der Herrlichkeit des Herrn.
Labtest uns mit deinem Schimmer,
Wie ein heller Ostertag,
Liebten also dich, daß nimmer
Unser Herz dich missen mag.“



4. Friedrich Rückert.

I. Entwicklungsgang des Dichters.*

Friedrich Rückert wurde am 16. Mai 1788 im sangesreichen Frankenlande zu Schweinfurt geboren. Seine Kinderjahre verlebte er besonders in Oberlauringen, wohin sein Vater im Jahre 1792 als Rentbeamter versetzt wurde. Der lebhafteste Knabe tummelte sich mit seinen Geschwistern viel im Freien, schweifte durch Wald und Feld, sammelte Käfer und Schmetterlinge, Pflanzen und Steine und gewann dadurch schon frühzeitig eine ausgesprochene Liebe für die Natur. Seinen ersten Unterricht erhielt er in der Dorfschule zu Oberlauringen. Später gab ihm der katholische Pfarrer Neurer in Großbarrdorf lateinischen Unterricht, so daß er 1802 gleich in eine höhere Klasse des Gymnasiums zu Schweinfurt aufgenommen werden konnte. Im Herbst 1805 verließ er das Gymnasium und bezog die Universität Würzburg, um nach dem Wunsche seines Vaters die Rechtswissenschaft zu studieren. Er fühlte sich aber mehr zum Sprachstudium hingezogen und ging deshalb zur Philologie über. Die Ferien verlebte er gewöhnlich im Elternhause. In Seßlach bei Koburg, wo sein Vater damals wohnte, dichtete er eine große Anzahl seiner Jugendlieder und die Seßlacher Sagen. Die Erhebung Oesterreichs im Jahre 1809 veranlaßte ihn zu dem Entschlusse, in die österreichische Armee einzutreten. Unterwegs in Dresden erfuhr er aber von Napoleons Sieg bei Wagram und dem Abschlusse des Waffenstillstands bei Znaim. Er kehrte nun zu den Eltern zurück, die inzwischen nach Ebern, einem kleinen Landstädtchen zwischen Koburg und Bamberg, gezogen waren. Im April 1810 erwarb er sich zu Göttingen die philosophische Doktorwürde und begab sich im Herbst desselben Jahres nach Jena, wo er anfangs als Privatgelehrter lebte und sich im Frühlinge 1811 als Privatdozent habilitierte. Er las jedoch nur zwei Semester hindurch und kehrte im Frühling 1812 wieder ins Elternhaus zurück. Dort dichtete er zwei Sonettenkränze von großer Innigkeit und Formvollendung: „Agnes' Totenfeier“ und „Amaryllis“.

Der erste Cyklus von Gedichten ist der lebensfrohen Amtmannstochter Agnes Müller gewidmet, die ein unerbittliches Geschick im

* Dr. R. Beyer, Friedrich Rückerts Leben und Dichtungen. Koburg, 1866.

Dr. R. Beyer, Neue Mittheilungen über Friedrich Rückert, und Kritische Gänge und Studien. Leipzig, 1873.

Alter von 16 Jahren dahinraffte. Der andere ist auf die anmutige Anna Maria Lisbeth Geuß gedichtet, einem Wirtstochterlein in einem Gasthof bei Ebern, „Die Specke“ genannt.

Um eine feste Lebensstellung zu gewinnen, folgte Rückert einer Berufung als Lehrer an das Gymnasium in Hanau; aber bevor seine Einführung stattfand, verließ er die Stadt ohne Abschied und ging nach Würzburg. Dort dichtete er 52 „Geharnischte Sonette“ und 14 „Kriegerische Spott- und Ehrenlieder“. In dieser Zeit lernte er die Pfarrerstochter Friederike Heim in Effelder bei Koburg kennen und widmete ihr seine „Heimwehlieder“.

Das Weihnachtsfest 1813 verlebte er wieder im Elternhause. Dort schuf er für seine Schwester Marie die „Fünf Märlein zum Einschläfern für mein Schwesterlein“. Es sind dies die herzigen Märchen: „Vom Büblein, das überall mitgenommen hat sein wollen“, „Vom Bäumlein, das andere Blätter hat gewollt“, „Vom Bäumlein, das spazieren ging“, „Der Spielmann“ und „Das Männlein in der Gans.“ Als die Schwester im Jahre 1835 starb, erinnerte er sich dieser Weihnachtsgabe:

„Einst hab' ich Märchen zum Einschläfern dir gesungen,
Nun haben dich in Schlaf gesungen Engelzungen.

Um zu erwachen dort, bist du hier eingeschlafen;
Fahr wohl! im Sturme sind wir noch, du bist im Hafen.“

Im Jahre 1814 veröffentlichte Rückert die geharnischten Sonette und einige Zeitgedichte unter dem Titel: „Deutsche Gedichte von Freimund Reimar“. Er wurde hierdurch in weiteren Kreisen bekannt, und auf die Empfehlung des Ministers von Wangenheim erhielt er die Stelle eines Mitredakteurs am Cottaschen Morgenblatt. Seine Tätigkeit ließ ihm viel Zeit zu eigener Produktion. Im Jahre 1816 veröffentlichte er seine politische Komödie „Napoleon“, und 1817 gab er eine Anzahl von Gedichten unter dem Titel „Kranz der Zeit“ heraus. Zwei derselben, „Die Gräber zu Ottenfen“ und „Barbarossa“, wurden ganz besonders bekannt. Die politischen Verhältnisse in Deutschland bewogen Rückert, seine Stellung aufzugeben und das Vaterland zu verlassen. Nach einem kurzen Aufenthalt in Ebern reiste er durch die Schweiz nach Italien, wo er ein ganzes Jahr blieb. In Rom machte er die Bekanntschaft von deutschen Künstlern, die ihm das Verständnis der Gemäldegalerien und der Bauwerke erschlossen. In Neapel trat er dem Volksleben näher und gewann ein besonderes Interesse für die Volkslieder der Italiener. Er versuchte sich auch in den italienischen Strophenformen, wie den Sestinen, Ottaven und Ritornellen, und wußte sie bald mit Meisterschaft zu handhaben. Von Rom reiste Rückert im Oktober 1818 nach Wien, wo er den Orientalisten Joseph von Hammer-Burgstall

kennen lernte. Durch ihn wurde er in das Studium der arabischen und persischen Literatur eingeführt. Im Frühling 1819 kehrte der Dichter in seine Heimat zurück, wo er mit großem Eifer Sprachstudien trieb. Aus der Beschäftigung mit den morgenländischen Dichtungen gingen die „Östlichen Rosen“ hervor, die 1822 in Leipzig erschienen. Um die wertvolle Koburger Bibliothek sich nutzbar machen zu können, zog Rückert 1820 in diese Stadt. Er mietete eine Wohnung im Hause des Archivars Fischer, dessen Tochter Anna Luise er kennen und von ganzem Herzen lieben lernte. Im Jahre 1821 verheiratete er sich mit ihr und führte eine sehr glückliche Ehe. In dem „Liebesfrühling“ hat er seine Liebe für alle Zeiten verewigt. Als Frucht seiner arabischen Studien erschienen 1826 bei Cotta: „Die Verwandlungen des Abu Seid von Serug oder die Makamen des Hariri.“ Im November 1826 folgte Rückert einem Rufe als Professor der orientalischen Sprachen nach Erlangen. Mit dieser Übersiedlung beginnt die Periode seiner fruchtbarsten wissenschaftlichen und dichterischen Tätigkeit. In den Jahren 1834 bis 1839 gab er seine „Gedichte“ in 6 Bänden heraus, schrieb das „Leben Jesu; Evangelien-Harmonie in gebundener Rede“ und „Die Weisheit des Brahmanen.“ Von Übersetzungen entstanden damals: „Kal und Damajanti“, „Hebräische Propheten, übersetzt und erläutert“, „Schi-King; Chinesisches Liederbuch, gesammelt von Confucius“, „Sieben Bücher morgenländischer Sagen und Geschichten“, „Erbauliches und Beschauliches aus dem Morgenlande“, „Kostem und Suhrab“ und „Brahmanische Erzählungen“.

Bald nach dem Regierungsantritte Friedrich Wilhelms IV. erging an Rückert der schmeichelhafte Ruf, nach Berlin zu kommen. Er ging auf das Anerbieten ein und wurde 1841 als Professor der orientalischen Sprachen mit einem Gehalte von 3000 Talern angestellt. Es wurde ihm außerdem der Titel eines Geh. Rates verliehen und die Vergünstigung gewährt, in den Sommermonaten auf seinem Gute Neuseß bei Koburg wohnen zu dürfen. Rückert war mit großen Erwartungen nach Berlin gegangen, fühlte sich aber bald sehr enttäuscht und sehnte sich

„Aus der staubigen Residenz
In den laubigen frischen Lenz,
Aus dem tosenden Gassenschrei
In den kofenden stillen Mai.“

Rückerts Verstimmlung war zum Teil durch seine Mißerfolge im Drama hervorgerufen worden. Er wollte durch eine Anzahl von Dramen die ganze Entwicklung der Menschheit vorführen. Die Glanzzeit des Judentums sollte „Saul und David“ darstellen, die Entstehung des Christentums führte „Herodes der Große“ vor, den Kampf des Kaisertums mit der päpstlichen Macht verkörperte „Kaiser Heinrich IV.“

und endlich den Anbruch einer neuen Zeit brachte „Christoforo Colombo“ zur Darstellung. Da diese Dramen wenig Anklang fanden, so gab der Dichter die weiteren Versuche auf. In Berlin war Rückert auch als Übersetzer und Nachbilder orientalischer Dichtungen fortgesetzt tätig. Es erschienen unter andern: „Amrillkais, der Dichter und König; sein Leben dargestellt aus seinen Liedern, aus dem Arabischen übertragen“, und „Hamāsa oder die ältesten arabischen Volkslieder, gesammelt von Abu Temmam, übersetzt und erläutert“. Rückerts Vorlesungen waren anfänglich gut besucht; doch bald fand sich nur eine kleine Zuhörerschaft ein. Er hielt seine Kollegen deshalb später in seinem Arbeitszimmer und kam gar nicht mehr zur Universität.

Von der Vergünstigung, während des Sommers keine Vorlesungen halten zu müssen, machte er ausgiebigen Gebrauch. Er seufzte:

„Wenn's doch jahrelang Sommer wäre!
Der Winter wird mir zum Verdruß,
Wenn aus des Gartens heitrer Sphäre
Ich in die Dumpfe des Hörsaals muß.“

Wenige Tage vor der Märzrevolution 1848 verließ der Dichter Berlin, um nicht wieder dahin zurückzukehren. Er kam um seine Pensionierung ein, die ihm der König auch unter Belassung der Hälfte seines bisherigen Gehaltes gewährte. Rückert blieb nun dauernd in Neuseß und trieb weiter emsig Sprachstudien. Von Übersetzungen erschien „Sakuntala von Kalidasa“. Auch der Quell der Poesie versiegte ihm noch nicht. Bis zum Herbst 1865 war Rückert geistig und körperlich frisch. Dann begann er zu kränkeln, und am 31. Januar 1866 entschlief er sanft im Kreise seiner Familie.

Unter großer Beteiligung wurde er am 3. Februar zur letzten Ruhe gebettet. Der Dichter liegt neben seiner treuen Gattin. Der Doppelstein, der beider Grab überragt, enthält folgende Inschrift:

Hier ruhen in Frieden,
Im Tode wie im Leben ungeschieden:

Friedrich Rückert,
geboren am 16. Mai 1788
in Schweinfurt,
gestorben am 31. Januar 1866
in Neuseß.

Luiße Rückert,
geboren am 17. Januar 1797
in Bayreuth,
gestorben am 26. Juni 1857
in Neuseß.

Aus seinem Nachlasse wurden folgende Dichtungen veröffentlicht: „Sawitri“, „Lieder und Sprüche“, die „Kindertotenlieder“, „Saadis Bostan aus dem Persischen übersetzt“, auch erschienen die gesammelten poetischen Werke Rückerts in den Jahren 1867—69.

II. Rückert als Dichter und als Übersetzer.

Rückert hat eine ungemein vielseitige Tätigkeit als Dichter und als Übersetzer entfaltet. Er begann seine dichterische Laufbahn als patriotischer Lyriker, ging aber sehr bald zur Darstellung der eigenen Gefühlswelt über, und hat dann in der Liebeslyrik Unsterbliches geleistet. Seine tiefempfundenen Lieder sichern ihm einen Ehrenplatz neben Goethe. Eine unerreichte Meisterschaft entfaltete er in der didaktischen Poesie. In bezug auf das Drama war er weniger glücklich; doch enthalten auch seine Dramen viele schöne Stellen. Als Übersetzer orientalischer Dichtungen kann ihm nur der Graf Schack als ebenbürtig zur Seite gestellt werden. Rückert hat den Herderschen Gedanken einer Weltpoesie erst verwirklicht und sich das Wort aus „Hamāsa“ zu eigen gemacht:

„Die Poesie in allen ihren Zungen
Ist dem Geweihten eine Sprache nur.“

Er konnte von seinem gesamten Schaffen sagen:

„Nicht leicht ein Schönes wird, ein Gutes sein, wovon
Ich nicht gesagt ein Wort, gesungen einen Ton.“

Seine erstaunliche Fruchtbarkeit erklärt sich aus seiner geradezu virtuosen Beherrschung der Form. Für ihn gab es keine Schwierigkeit; „er schaukelte sich wie ein Schmetterling auf den Blumen der Rede.“ Diese Fähigkeit leistete ihm beim Übersetzen große Dienste, verführte ihn aber bei seinen eigenen Dichtungen oft zu inhaltlosen Verskunststücken. „Goethe hat alles, was er dichtete, erlebt, Rückert alles, was er erlebt, gedichtet.“ Die Perlen Rückertscher Lyrik liegen deshalb oft unter Steingeröll. Er hat es selbst auch als einen Mangel empfunden, daß er nicht dazu gekommen ist, ein größeres Kunstwerk zu schaffen:

„Geist genug und Gefühl in hundert einzelnen Liedern
Streu ich, wie Duft im Wind, oder wie Perlen im Gras.
Hätt' ich in einem Gebild es vereinigen können, ich wär' ein
Ganzer Dichter, ich bin jetzt ein zersplitterter nur.“

Trotz der angeführten Mängel sind Rückerts Dichtungen von hohem ethischen Wert. Sie bilden einen unerschöpflichen Schatz alles Edeln und Schönen.

„So lang' in Liebe Herzen sich versenken,
Wird Deutschland dein, o Rückert, dein gedenken“.

a) Der Sänger des Freiheitskampfes.

Lektüre: Geharnischte Sonette. (Teil II. S. 97).
 Barbarossa. (Teil II. S. 100).
 Die drei Gesellen. (Teil II. S. 101).
 Deutschlands Heldenleib. (Teil II. S. 102).
 Die hohle Weide. (Teil II. S. 103).
 Die Straßburger Tanne. (Teil II. S. 104).
 Die Gräber zu Ottenen. (Teil II. S. 105).

Rückerts Freiheitslieder sind ein schönes Zeugnis seiner Vaterlands-
 liebe. Für den Freiheitskampf selbst waren sie aber ohne Bedeutung,
 da sie erst 1814, einige sogar erst 1817 erschienen. Auch ihrer
 Form nach stellen sie keine Lyrik der Kampfeslust dar, weil sie nicht
 sangbar sind. Außerdem ist ihr Inhalt nicht allgemein verständlich;
 denn sie sind von mythologischen, biblischen und geschichtlichen An-
 spielungen durchsetzt. Sie enthalten aber eine Fülle von edeln Gedanken
 und sind deshalb von bleibendem Werte. Dies gilt besonders von
 „den geharnischten Sonetten“, die durch ihre markige Sprache,
 ihren gewaltigen Spott und durch ihren Bilderreichtum ganz besonders
 anziehen. Sie erschienen, als die Franzosen bereits jenseits des Rheins
 waren. „Sie waren wie rauschende Geschwader, die hinter den be-
 siegten Feinden waffenklirrend und siegesfroh einzogen.“

„Die geharnischten Sonette“ werden durch ein Sonett eingeleitet,
 das den Beweggrund des Dichters angibt, warum er seine Leier dem
 Freiheitsjange weihet; die andern Sonette sind Weckrufe zum Streite.

1. Da alles sich zum Kampfe rüstet, und jeder seine Kräfte in
 den Dienst des Vaterlandes stellt, so will auch er nicht zurückbleiben
 und mit der ihm eigenen Waffe, d. i. mit dem Dichterverborte, kämpfen.
 Seine Sonette sollen wie trutzige Krieger gegen den Feind aufmarschieren.
 Sie sind Kinder seines Geistes und aus seinem Herzblute entsprossen,
 wie die Riesen der Urzeit aus dem Eise der Ströme. In verheeren-
 den Geschwadern sollen sie heranbrausen, zum Kampf aufrufen und
 für die Rettung des Vaterlandes wirken. —

2. Mit donnerahnlicher Stimme wünscht er sein Volk aufzu-
 rütteln. Es soll seine Schmach erkennen und das Joch des über-
 mutigen Siegers abwerfen, sonst würde es sich durch die Berge und
 die Steine beschämen lassen. —

3. In dieser schmachvollen Zeit wird selbst die Arbeit zum Un-
 segen. Der Schmied hämmert Sklavenketten für das eigene Volk, und
 der Bauer bestellt für den Feind das Feld. Wie der Jäger dem
 Hirsch und der Fischer dem Fische nachstellt, so verfolgt und umgarnt
 der Franzose den Deutschen. Eltern dürfen sich nicht freuen, wenn
 ihnen in dieser schmachvollen Zeit Söhne geboren werden; denn der
 mächtige Gewalthaber wird sie einst zu Schergendiensten gegen ihr
 eigenes Vaterland zwingen. Der Mannesmut scheint im deutschen
 Lande geschwunden zu sein; man wagt nicht einmal mehr, einen freien

Gedanken zu fassen. So kann der Dichter keine Großtaten seines Volkes besingen; sein Lied kann nur von der Schande seines Vaterlandes berichten. —

4. In spöttischen Worten wendet er sich gegen den beschränkten Gesichtskreis der Staatsmänner in den deutschen Kleinstaaten. Sie wollen ihr eigenes Licht leuchten lassen, und über ihren kleinlichen Sondergelüsten vergessen sie die großen Fragen der Zeit. Erst muß die Freiheit des Vaterlandes erkämpft werden, dann können sie ihren Liebhabereien nachgehen. —

5. An den Adel in den Wäldern und auf den Burgen richtet er die Aufforderung, sich auch an dem Rettungswerke zu beteiligen. Die ehemaligen Ritter sollen ihres alten Berufs eingedenk sein und Retter des Vaterlandes werden. Es gilt, Feinde zu vertilgen, die wie Wildschweine und Wölfe in Deutschland hausen. —

6. Aus der Tiefe seiner Gruft steigt Friedrichs des Großen Geist empor. Er sieht sein Lebenswerk vernichtet und den Ruhm seiner Taten ausgelöscht; deshalb will er sich an die Spitze seiner Preußen stellen und sie gegen den Feind führen. Sie sollen noch mehr als ihre Ahnen leisten. —

7. Stürmisch fordert er seine Preußen zum Kampfe auf. Es ist weit mit seinem Volke gekommen, daß kecke Feindeshände sein tapferes Schwert von seinem Sarkophage haben rauben können. Ihre eigenen Schwerter haben die Preußen durch den Rost zerfressen lassen; sie sollen nun nehmen, was sie finden. Mit Hacken und Sensen sollen sie vorgehen und sein Schwert aus Paris holen. —

8. Durch einen heiligen Schwur sollen sich alle zum Kampfe verbinden. Alle Rücksichten auf Familienglück müssen sie fahren lassen und ausharren, bis der Sieg erstritten ist, oder der Tod dem weiteren Kampfe ein Ziel setzt. —

9. Gott wird seinen Beistand nicht versagen. Er hat vor Jericho seine Allmacht geoffenbart, und nun werden vor seinem Odem auch die Burgen der Feinde vergehen. Seine Sonne wird den Kämpfenden erstrahlen, wie einst den Israeliten zu Gibeon, und seine Macht wird in dem Schwachen wirksam sein, wie im Kampfe Davids mit Goliath. Gottes Blitze werden den mächtigen Imperator endlich doch in den Staub werfen; denn der Blitzstrahl wählt mit Vorliebe die hohen Gegenstände —

In der Sage von Barbarossa im Kyffhäuser spiegelt sich die Sehnsucht des deutschen Volkes nach einem starken Reiche, wie es in der Zeit der Hohenstaufen bestanden hat, lebhaft wieder. Rückert gibt diesem Volksempfinden in dem Gedichte „**Barbarossa**“ Ausdruck.

Ein Zauber hält den mächtigen Kaiser in der Tiefe des Berges fest. In dem unterirdischen Schlosse ist er in einen tiefen Schlaf versunken. Mit dem Kaiser versank die Herrlichkeit des Reichs, und sie wird auch erst wieder mit ihm neu erstehen. Er sitzt auf einem elfenbeinernen Stuhle vor einem Marmortische, auf den er sein Haupt stützt.

Sein roter Bart ist durch den Tisch gewachsen. Neben dem Kaiser steht ein Zwerg, der seines Befehles harret. Traumschwer öffnen sich des Kaisers Augen von Zeit zu Zeit. Dann winkt er den Zwerg heran und befiehlt ihm, Umschau zu halten, ob die Raben den Berg noch umflattern. Wenn dies der Fall ist, dann muß er noch weiter schlummern. Die Totenvögel, die Sinnbilder der erstorbenen Volkskraft, müssen erst verschwinden, bevor Deutschland neu erstehen kann.

Das Lied: **„Die drei Gefellen“** erschien im Jahre 1821, also zu einer Zeit, als die Zerrissenheit Deutschlands sich ärger als je zeigte und die einzelnen Staaten des deutschen Bundes eifersüchtig darüber wachten, daß ihnen ihre „Autonomie“ nicht geraubt würde. Um den Partikularismus zu geißeln, wählte Rückert eine Szene aus den Befreiungskriegen. Er führt uns drei Kampfgenossen vor, die in treuer Freundschaft stets alle Gefahren geteilt haben. Der eine rühmt sich, ein Oesterreicher zu sein, der andere ist stolz darauf, ein Preuße zu heißen, und nur der dritte nennt kein besonderes Vaterland. Oft haben sie über die Vorzüge ihrer Länder gestritten, ohne sich einigen zu können. Da kommt es zu einer blutigen Schlacht, die viele Opfer fordert. Auch die drei Freunde werden gleichzeitig durch eine Kartätschenkugel tödlich verwundet. Als treue Soldaten gedenken sie in ihrer letzten Stunde des geliebten Vaterlands, für dessen Ehre sie die Waffen ergriffen haben. Der eine läßt Oesterreich leben, der andere Preußen und der dritte bringt ein Hoch auf Deutschland aus. Da geht den beiden Sondertümlern im Tode erst die Erkenntnis auf, daß Deutschland ihr gemeinsames Vaterland ist, und noch einmal raffen sie ihre Kraft zusammen; sie lehnen sich an ihren deutschen Kameraden, und vereint mit ihm stimmen sie den Ruf an: „Deutschland lebe hoch!“ Dann entschlummern sie sanft.

Edle Begeisterung glänzt auf dem Angesicht der Toten. Ein Engel naht sich ihnen, beschattet sie mit einer Siegespalme und trägt sie vereint zur himmlischen Heimat. —

Das Gedicht: **„Deutschlands Selbstenleib“** hebt den hohen Wert der Einigkeit für unser Vaterland hervor. Wenn die Kleinstaaten nicht ihren Sonderinteressen nachgehen würden, sondern sich zu einem Staate zusammenschließen, dann würde Deutschland zu einer starken Riesin werden. —

„Die hohle Weide“ ist ein Bild des zerklüfteten Deutschlands. Seit grauen Jahren steht sie am Bachesrande. Mancher Sturm ist über sie dahingebraust, ihre Krone wurde gewaltsam gestutzt, und ihr Stamm wurde hohl. Doch ihre Lebenskraft blieb ihr. Aus der Wurzel wuchsen neue Schößlinge, und jeder Seitentrieb entwickelte sich zu einem besonderen Bäumchen. Fast scheint es aber, als wenn die Einzelstämme nichts unter einander und mit dem Mutterstamme gemeinsam haben. Doch im Winde neigen sie ihre Zweige zu einander und tauschen freundliche Grüße aus. Ihre Gesamtkrone bietet Schutz gegen des Sturmes Wüten. —

Deutschland gleicht der hohlen Weide. Es hat sich in viele Einzelstaaten aufgelöst, die aber trotz ihrer Absonderung durch ein gemeinsames Band zusammengehalten werden. —

In dem Gedicht: **„Die Straßburger Tanne“** wird uns die Lebens- und Leidensgeschichte des Elsasses vorgeführt.

Die große Tanne im Bergforst bei Straßburg, ein Wahrzeichen aus der Zeit, als das Elsaß noch zu Deutschland gehörte, wird an einem Pfingstmontage abgeschlagen. Das Geschick der Tanne lockt viele Neugierige herbei, die ihren Fall mit Jubel begrüßen und dann ein fröhliches Fest feiern. Niemand lauscht auf den Klage-ton, der aus den Wurzeln des gefällten Baumes emporsteigt. Doch die Winde tragen seinen Schall zu dem Dichter, der ihn im Liede festhalten will.

Die alte Tanne weiß viel zu berichten. Ihre Erzählung geht zurück zu der fernen Kaiserzeit, als Deutschland auf der Höhe der Macht stand und sein Name überall mit Stolz genannt wurde. Dann folgte eine Zeit der Irrung, des Abfalls und der Schmach. Fremde nahmen Besitz von dem schönen Elsaß, und keine Hand regte sich, diesen Frevel zu rächen. Jahrhundertlang währte die Knechtschaft. Endlich schimmerte die Morgenröte des Freiheitstages am Himmel, und die deutschen Fahnen wehten wieder vom Rheinstrome her. Als die Stürme des Krieges das Haupt der alten Tanne umbrausten, hoffte sie auf Befreiung, und Freude durchrüttelte ihren alten Stamm. Der Wurm, der an ihrer Lebenskraft gezehrt hatte, entsank ihrer Rinde. Im Geiste sah sie alles Land vom Wasgau bis zur Pfalz wieder in deutschen Händen und von der neuerbauten Kaiserburg die deutschen Fahnen fröhlich im Winde wehen. Doch es folgte eine herbe Enttäuschung. Eilfertig zog das Wetter ohne Segen vorüber und hinterließ nur Spuren der Vernichtung. Der Wipfel der Tanne war geborsten und der Adler der Hoffnung fortgeflogen. Das Elsaß blieb in den Händen der Franzosen. —

Ein trauriges Los steht der Tanne bevor. Ihr Holz wird nicht ein deutsches Haus stützen, sondern zu Treppen für ein französisches Regierungsgebäude dienen. Doch was sie selbst nicht erleben durfte, das werden die jüngeren Waldgeschwister einst genießen. Sterbend richtet sie an alle die Prophezeiung, daß der Einheitstraum des deutschen Volkes sich einst erfüllen wird. Ein Fürst wird wieder über ganz Deutschland herrschen, und auch das Elsaß wird zurückgewonnen werden. Vor Freude darüber wird dann ihr Holz in der Präfektur krachen. —

Das Gedicht: **„Die Gräber zu Ottensen“** besingt drei Ruhestätten, die für unser Volksleben von großer Bedeutung sind. Zwei von den Gräbern sind ewige Denkmäler der Schmach, die unser Vaterland einst getroffen hat, und stille Mahner, nicht zu rasten, damit Deutschland nicht wieder solche Zeiten erlebt, wie 1806/07. — Das dritte Grab ist die Gruft Klopstocks, eines der besten Deutschen, der stets bemüht gewesen ist, den nationalen Sinn zu erwecken.

Das erste Grab ist eine gemeinsame Gruft von jenen Unglücklichen, die Davoust aus Hamburg getrieben hat, um sich der unnötigen Effer zu entledigen. Gegen 20000 Männer, Frauen und Kinder mußten die Stadt verlassen, und gegen 1200 von ihnen gingen zu grunde.*

Das zweite Grab birgt den Heldenleib Karl Wilhelm Ferdinands von Braunschweig. Ihm war die Erlaubnis versagt worden, im eigenen Lande zu sterben. Auch im Grabe bekümmert ihn die Not seines Vaterlandes; denn dicht neben ihm ruhen die Unglücklichen, deren Tod noch ungesühnt geblieben ist. Sein Sohn, der tapfere Herzog von Braunschweig-Dels, hätte wohl ein Rächer sein können; doch auch er ist schon gefallen. Nun ist niemand da, der aus der Schmach erretten kann, und hoffnungslos blickt sein Heldengeist in die Zukunft.

Das dritte Grab umschließt Klopstocks Gebeine. Der fromme Sänger Gottes und des Messias ruht dort mit der Gattin und dem Sohne. Schon bevor sein Vaterland von den Franzosen unterjocht wurde, hat er von Hermann, dem Befreier vom Römerjoch, gesungen. Ein gütiges Geschick ließ ihn die Zerstörung des Vaterlandes nicht sehen, und Engel bewahrten seine Ruhestätte vor der Entweihung. In der Zeit der Knechtschaft ging von seinem Grabe ein Hauch der Freiheit aus. Während die beiden andern Gräber Rache predigen, ist Klopstocks Grab eine Stätte des Friedens. Unser Sinn wird bei ihm von der Erde zum Himmel gelenkt.

b) Der Dichter der Liebe.

Rückert erkannte selbst am besten, daß Kriegslieder nicht seiner Eigenart entsprächen, und deshalb sagte er der kriegerischen Muse sehr bald Lebewohl. Sein Lied sehnte sich heimwärts nach frühen Liebesklängen:

„Und freut sich, daß im wilden Drängen
Es nicht den Wohlklang ganz verlernt.“

Er beklagt es, daß er sich seiner eigentlichen Aufgabe entfremdet habe:

„Es reut mich jeder Liedeston,
Der aufs verworrene Getriebe
Der Zeit sich wandt', und nicht auf Liebe.
Die Liebe ist der Dichtung Stern,
Die Liebe ist des Lebens Kern;
Und wer die Lieb' hat ausgesungen,
Der hat die Ewigkeit errungen.“

* Vgl. die geschichtliche Grundlage. Teil II. S. 172.

Man kann Rückert mit vollem Recht den Sänger der Liebe nennen. Er faßt den Begriff „Liebe“ im weitesten Sinn. Sie ist ihm Gottesliebe, Gattenliebe und Vaterliebe.

1) Gottes- und Naturliebe.

Lektüre: Adventlied. (Teil II. S. 108).
Bethlehem und Golgatha. (Teil II. S. 109).
Abendslied. (Teil II. S. 111).

Rückert hat zwei geistliche Lieder zum Preise des Heilands gedichtet: ein „Adventlied“ und „Bethlehem und Golgatha“.

In dem „Adventlied“ schildert er den Einzug des Heilands in Jerusalem und knüpft daran den sehnsuchtsvollen Wunsch, daß Christus wieder zu der bedrängten Menschheit kommen möchte.

Die heilige Stadt hat ihn einst bei seinem Einzuge als Friedensfürsten mit Lobgesängen begrüßt und ihm Palmen auf den Weg gestreut. Ohne Waffengewalt hat er die mächtigsten Fürsten der Erde bezwungen und sich ihre Reiche untertan gemacht. So sollen auch seine Jünger sich nur des göttlichen Wortes bedienen, um dem Weltheiland den Weg zu bereiten. Wie der Herr durch sein Wort den Sturm und die brausenden Wogen zum Schweigen brachte, so vermag auch das Evangelium den Hader und Streit zu bezwingen. Die mächtigsten Gewalten auf Erden, die Sünde und der Tod, sind von Christus besiegt und in Fesseln geschlagen worden. Doch immer wieder muß der Heiland seinen Einzug auf Erden halten; denn stets von neuem erheben die feindlichen Mächte ihr Haupt. Erst wenn das göttliche Licht den Sieg auf Erden errungen haben wird, dann kann sich die Engelsbotschaft erfüllen; es wird Friede auf Erden sein. —

„Bethlehem und Golgatha“, die Geburts- und die Leidensstätte des Heilands, sind die bedeutungsvollsten Orte der ganzen Welt. Die sieben Wunder des Altertums sind vergangen, und mit ihnen ist alle Herrlichkeit des Heidentums dahingeschwunden; doch in stiller Größe stehen Bethlehem und Golgatha.

Die ägyptischen Pharaonen erbauten sich mächtige Pyramiden zu Grabstätten; doch in ihre Finsternis drang nicht der Friede des Todes. Die Sphinxen waren Sinnbilder der ungelösten Rätsel des Seins; doch alle Weisheit der Völker des Altertums vermochte nicht die Rätsel des Lebens zu lösen. Die wahre Lösung brachte erst Bethlehem und Golgatha. Durch sein Leben und seine Lehre hat der Herr den Weg zum Heile gewiesen, und sein Tod gab die Hoffnung auf ein ewiges Leben.

Die Täler des Flusses Euphrat, die Rosengärten von Schiras und die Palmenhaine Indiens scheinen ein Paradies auf Erden zu sein. Aber auch dort ist nicht der wahre Friede zu finden, da die

Sünde und der Tod inmitten der wunderbaren Schönheit wohnen. Nur von Bethlehem und Golgatha gehen Segensströme aus; nur dort ist Sündenvergebung und ewiges Leben zu finden.

Noch steht der Halbmond über der Kaaba in Mekka. Doch wie das Licht des Mondes vor dem Sonnenlicht erbleichen muß, so wird die falsche Lehre Mohammeds vor dem Evangelium vergehen; der Halbmond wird dem Kreuze weichen.

In einer Krippe lag der Heiland der Welt; am Kreuze erlitt er einen schmachvollen Tod. Krippe und Kreuz gelten dem Hochmut gering. Doch wie der Heiland sich erniedrigte, so können wir auch nur Erben des Reiches Gottes werden, wenn wir uns dem Heilande demütig nahen; denn nur den Demütigen gibt er Gnade. Bei der Geburt des Heilands kamen Könige, ihn anzubeten, mächtige Völker kämpften um den Besitz der heiligen Stätten und vernichteten sich gegenseitig. Das Kreuz blieb bestehen und ging siegreich aus allen Kämpfen hervor. Doch nicht mit irdischen Waffen soll für die neue Lehre gekämpft werden, sondern nur mit Waffen des Geistes.

Es ist ein Irrtum, zu glauben, man müsse nach Bethlehem und Golgatha pilgern, um das Heil zu erlangen. Wir müssen in uns Bethlehem und Golgatha suchen. Wenn wir ganz in dem Herrn leben und den Lüsten der Welt absterben, dann haben wir Bethlehem und Golgatha gefunden. —

Rückert suchte seine liebste Erquickung in der Natur; in den Werken der Schöpfung verehrte er den Schöpfer selbst. Gottes- und Naturliebe fallen bei ihm zusammen.

Den Frieden der Abendlandschaft malt er trefflich in dem „Abendlied“.

Von dem Abhange eines Berges blickt er ins Tal hinab. Wie ein goldenes Netz breitet sich das Abendrot über dem Walde aus. Der Tau senkt sich leise herab, und die Abendglocken laden Wald und Flur, Menschen und Tiere zur Ruhe ein. Da empfindet auch er die Stille der Schöpfung, und er ruft seinem Herzen die Mahnung zu, nun auch auszuruhen. Alle Blumen schließen die Kelche, und die Wellen des Baches fließen langsamer dahin. Schmetterlinge und Libellen haben eine Schlummerstätte gefunden; der Goldkäfer ruht längst in einem Rosenblatte. Auch der Schäfer eilt mit seiner Herde heimwärts. Die Lerche ist aus der Luft zu ihrem Neste zurückgekehrt, und die Tiere des Waldes haben ihr Lager aufgesucht. Wer ein eigenes Heim hat, ruht darin aus. Wer aber fern von der Heimat ist, der wird im Traum dorthin getragen. Da faßt den Dichter die Sehnsucht nach seiner eigentlichen Heimat, dem Himmel. Dort erst findet seine Seele den vollkommenen Frieden und die wahre Ruhe. —

2) Die Liebe des Mannes zum Weibe.

Lektüre: Lieder aus dem „Liebesfrühling“. (Teil II. S. 112).

Im „**Liebesfrühling**“ hat Rückert seine eigene glückliche Liebe vom Tage des seligen Findens an durch alle Wandlungen besungen. Zu fünf Sträußen voller Farbenglanz und Duft hat er die Lieder vereinigt.

Im lieblichen Bilde sagt er uns, wie die Liebe gleichzeitig bei ihm und bei der Geliebten erwachte:

„Es war einmal die Blum' im Tal,
Und in den Lüften war der Strahl.
War für die Blume Strahl erglüht?
War Blume für den Strahl erblüht?“

Zusammen waren sie geflossen,
Und die Vermählung war geschlossen.
Es war ein einz'ger Augenblick,
Und bleibt ein ewiges Geschick.“

Unbemerkt hat die Liebe ihren Einzug gehalten:

„Deine Liebe hat mich beschlichen,
Wie der Frühling die Erde,
Wann der Winter nun ist entwichen,
Kaum merkt sie, daß warm es werde.“

Aber der Sonne heimliche Kraft
Hat schon das Herz ihr gerühret,
In der Wurzel regt sich der Saft,
Noch ehe der Zweig es spüret.“

Der Schnee zerschmilzt, die Wolken zergehn.
Die erste Blüt' ist entglommen,
Dann sieht sie in voller Blut sich entstehn,
Und weiß nicht, wie es gekommen.“

Er ist ihr alles, — ihre Welt. Ihre Seelen fließen in einander und tauschen Wonne und Kummer aus. Ruhe und Frieden kommt über sie; sie fühlt sich durch den Geliebten emporgehoben und zu allem Guten bereit.

Auf ihr Geständnis innigster Liebe antwortet er:

„O du mein Schmerz, du meine Lust,
Du Himmelsträn in meiner Brust!
Gib, Himmel, daß ich in reinem Gemüte
Den reinsten deiner Tropfen hüte!“

Heiterer Sonnenschein und Friede ruht auf ihrer Liebe. Beide fühlen sich so innig verbunden, daß auch eine Trennung ihre Liebe nur stärker macht, wissen sie doch, sie können sich nicht mehr verlieren.

Aus der Ferne grüßen sie sich, und immer wieder beteuern sie, daß sie einander gehören. Ihre Liebe erscheint ihnen wie eine Naturnotwendigkeit, der sie beide sich nicht entziehen können, und gleichzeitig auch als eine Fügung Gottes.

In Gottes Hand geben sich die Liebenden und bitten ihn darum, das Band ihrer Seelen immer fester zu knüpfen und sie auch im Himmel vereint zu lassen. —

Die Liebe Rückerts glich einem ewigen Frühlinge, der immer neue Blüten trieb. Der treuen Lebensgefährtin sang er zur silbernen Hochzeit noch ebenso innig von seiner Liebe, wie in vergangenen Tagen. Er ruft ihr zu:

„Doch was auch hat ein Wind entführt,
Und was auch hat ein Sturm geraubt,
Des Lebens Kern blieb unberührt,
Der Liebe Kranz ist unentlaubt.

Und jeden Liebesfrühlingsklang
Fass' ich zusammen in den Laut,
Der meinem Innersten entsprang:
Ich küsse dich als meine Braut!“

3) Die Liebe des Vaters zu seinem Kinde.

Lektüre: Kindertotenlieder. (Teil II. S. 113).

In den Kindertotenliedern gibt uns Rückert ein ergreifendes Zeugnis der Liebe eines Vaters zu seinen Kindern. Er schrieb diese Lieder mit seinem Herzblute zu seinem und seiner Gattin Trost; denn er selbst ist der unglückliche Vater, den der schwere Verlust getroffen hat. Zur Weihnachtszeit 1833 erkrankten des Dichters Kinder am Scharlachfieber, und zwei seiner Lieblinge wurden ihm durch den Tod entzogen: das vierjährige Töchterlein Luise und der fünfjährige Sohn Ernst. — Er will es nicht glauben, daß sie ihn für immer verlassen haben, und wartet sehnsüchtig, daß sie zurückkehren sollen, wie sie so oft vom Spaziergange heimgekommen sind. —

Die Magd bringt den ältern Geschwistern die Trauerkunde vom Tode ihres Schwesterchens; doch sie wollen ihr nicht glauben. Sie sehen die Leiche mit den blassen Wangen und verstummen; doch leise flüstern sie einander zu: „Sie ist nicht tot; es ist nicht wahr!“ Der Vater und die Mutter weinen; doch die Kinder können es immer noch

nicht begreifen, daß ihre Gespielin nicht wieder erwachen soll. Sie stehen vor einem dunkeln Geheimnis; denn was wissen sie vom Tode, denen das Leben noch alles bedeutet. —

Das liebe Bild seines Töchterleins umschwebt den betrübten Vater am Tage wie ein Schatten, und ihre Lichtgestalt erscheint dem Ruhelosen in der Nacht. Sie lebt in seinem Herzen und in seiner Klage. —

Er macht sich Vorwürfe darüber, daß er seiner Tochter seine Liebe nicht mehr gezeigt hat. Er ist oft zu streng zu ihr gewesen und hat mehr verlangt, als sie bei ihrer Jugend erfüllen konnte. Wie geduldig hat sie in ihrer letzten Krankheit die bittere Medizin genommen, die doch nur ihren Todeskampf verlängerte. Sie streichelte die Hand, die sie quälte. Nun bittet er ihr jedes harte Wort ab. Er hofft, daß sie im Jenseits seine Worte richtig deuten wird. Er hat sie gescholten, weil er sie von Herzen liebte. —

Für seine Kleinen brannte in der Kammer während der Nacht ein Lämplein, damit sie nicht weinen sollten, wenn sie erwachten. Sie sind nie aufgewacht; das Lämplein brannte für den Vater, der sich am Anblick seiner Kinder erfreute, wenn er aufgewacht war. Nun ist das Lämplein erloschen; denn die Bettchen der Kleinen sind leer. —

Seinen Schmerz trägt er hinaus in die Natur und klagt ihn den Blumen und den Bäumen. Sie haben seine Kinder längst vergessen; doch das Vaterherz hört nicht auf, sie zu lieben und um ihren Verlust zu trauern. —

c) Der Freund der Kinderwelt.

- Lektüre: Vom Bäumlein, das andere Blätter hat gewollt. (Teil II. S. 116).
Die Rätsel der Elfen. (Teil II. S. 118).
Kinderlied von den grünen Sommervögeln.
(Teil II. S. 120).
Des fremden Kindes heiliger Christ. (Teil II. S. 121).
Parabel. (Teil II. S. 123).
Chidder. (Teil II. S. 125).
Aus der Jugendzeit. (Teil II. S. 126).

Rückert schrieb eine große Anzahl von Gedichten zur Freude der Kinderwelt. Er verstand es trefflich, sich in den Anschauungskreis der Kinder zu versetzen und in einfachster Weise mit ihnen zu sprechen. Er erzählt ihnen Märchen und Sagen, gibt ihnen lustige Rätsel auf und versteht es auch, sie in anmutiger Weise zu belehren und ihnen sittliche Lebensanschauungen ins Herz zu pflanzen.

Unter den 5 Märchen, die er 1813 für sein Schwesterchen Marie dichtete, ist das „**Vom Bäumlein, das andere Blätter hat gewollt**“, das sinnigste. Es erzählt uns folgendes: Ein Bäumlein steht einsam im

Walde. Es ist darüber unzufrieden, daß es Nadeln anstatt der Blätter hat; denn niemand rührt es an, weil die Nadeln stechen. Es will nicht hinter den anderen Bäumen zurückstehen, ja es will noch schönere Blätter haben als die andern Bäume; deshalb wünscht es sich goldene Blätter. Sein Wunsch geht in Erfüllung; aber nicht lange soll es sich seines Schmuckes erfreuen. Das Geld reizt die Habsucht, und so werden dem Bäumlein alle Blätter geraubt. Es steht nun fahl da und muß sich vor den übrigen Bäumen schämen. Jetzt wünscht es sich Blätter von Glas. Als es am Morgen erwacht, hat es gläserne Blätter, die im Sonnenschein herrlich glitzern. Doch nicht lange dauert die Pracht; ein heftiger Wind fährt durch den Wald und zertrümmert die gläsernen Blätter. Nun wünscht es sich Laubblätter, wie sie die übrigen Bäume haben. Es bekommt wieder seinen Wunsch erfüllt; doch nicht lange bleibt ihm der neue Schmuck. Eine Geiß kommt in den Wald und frißt das Laub des Bäumleins mit Stumpf und Stiel ab. Jetzt kommt das Bäumlein zur Einsicht und wünscht sich seine alten Nadeln zurück. Traurig schläft es ein, und traurig erwacht es am Morgen. Doch als es sich besieht, da lacht es vor Freuden; denn es hat seine Nadeln wieder. Auch seine Kameraden lachen. Sie spotten über das törichte Bäumlein, das etwas Besseres hat sein wollen, als die übrigen Bäume. — Das Märchen gibt eine beherzigenswerte Lehre: „Wir sollen mit unserm Geschick zufrieden sein und nicht törichte Wünsche hegen.“ —

„Die Rätsel der Elfen“ sind ein anmutiges Wechselspiel von Fragen und Antworten. Sie gehören zu dem Schönsten, was auf diesem Gebiete geschrieben ist, und erinnern lebhaft an die Rätselspiele des Mittelalters.

Das „**Kinderlied von den grünen Sommervögeln**“ erzählt von den Blättern, die plötzlich, wie Vögel zur Sommerzeit, auf den Ästen des Baumes erscheinen, sich voller Fröhlichkeit wiegen und lieblich singen. Sie empfinden die Wonne des Sommers, bis der erste Frost ihr Kleid bunt färbt, und der Herbststurm sie entführt. —

„**Des fremden Kindes heiliger Christ**“ ist eine rührende Erzählung von einem armen Kinde, das am Weihnachtsabend von der allgemeinen Freude ausgeschlossen ist. Es irrt von Haus zu Haus und sieht überall die strahlenden Christbäume. Da kommt ihm sein Elend so recht zum Bewußtsein. Einst in der Heimat hat es sich auch an dem Kerzenglanz der Weihnachtsbäume erfreuen können; doch nun ist es verwaist, und niemand gedenkt seiner. Vergebens begehrt es Einlaß; es wünscht keine Gabe für sich, sondern nur ein stilles Plätzchen im Winkel, um an der Weihnachtsfreude der andern Kinder von fern teilnehmen zu dürfen. Sein schüchternes Klopfen wird jedoch bei dem allgemeinen Jubel in den Häusern überhört. Da wendet es sich in seiner Not an den Heiland und bittet ihn um Rat und Hilfe. Er erhört des Kindleins Gebet und nähert sich ihm in Kindesgestalt. Er

will es behüten und ihm einen Weihnachtsbaum anzünden, der noch schöner sein soll, als die in den Zimmern sind.

Das Christkindlein zeigt zum Himmel hinauf. Dort ist dem fremden Kinde der funkelnde Sternenhimmel als Christbaum angezündet. Engel neigen sich herab und ziehen es hinauf zur himmlischen Heimat, wo schönere Weihnachtsfreuden seiner harren. —

In der „**Parabel**“ gab Rückert einem Stoffe eine Neugestaltung, der schon seit Jahrhunderten Gemeingut der Weltpoesie ist. Der deutsche Dichter Rudolf von Ems hat ihn in seinem Epos „Barlaam und Josaphat“ bereits im 13. Jahrhundert bearbeitet. Eine andere Darstellung verdanken wir dem persischen Dichter Dschelaleddin († 1273). Auch Hans Sachs († 1576) hat seine Dichterkraft an dem Stoffe geübt. Rückert entnahm seinen Vorbildern viel, sogar einige Redewendungen, bewahrte aber trotzdem seine Selbständigkeit.*

Die Parabel hat folgenden Gedankengang: Auf einsamem Pfade im fernen Syrien führt ein Mann ein Kamel am Halfterstrick. Plötzlich wird das Tier wild und stürzt sich wütend auf seinen Führer. Dieser ergreift vor dem drohenden Kamel die Flucht und sucht Schutz in einem Brunnenschacht. Er hält sich an einem Brombeerstrauche fest, der aus dem Rande des Brunnens gewachsen ist. Bald erkennt er die Gefahr, in der er schwebt. Über seinem Haupte sieht er das wütende Kamel, das ihn ergreifen will, in der Tiefe des Brunnens erblickt er einen gierigen Drachen, der ihn zu verschlingen sucht. Sein einziger Halt ist der Brombeerstrauch. Doch zu seinem Schrecken bemerkt er ein nagendes Mäusepaar. Eine schwarze und eine weiße Maus zerstören abwechselnd die Wurzeln des Strauches und berauben den armen Menschen seines letzten Haltes. Nun erkennt er, daß er nach kurzer Frist eine sichere Beute des Drachens werden muß. Da packt ihn die Verzweiflung. Als er sich nach Rettung umsieht, erblickt er ein Zweiglein mit lockenden Beeren. Er vergißt die drohende Gefahr und genießt die Beeren mit Behagen.

Die Deutung der Parabel wird von dem Dichter selbst gegeben. Unter dem törichtten Manne ist jeder Mensch zu verstehen. Das drohende Kamel bedeutet die Angst und Not des Lebens. Der gierige Drache in der Tiefe ist der Tod, der auf uns lauert, und dessen sichere Beute jeder wird. Die nagenden Mäuse bedeuten den Tag und die Nacht. Beide entwurzeln den Baum, d. h. jeder Tag und jede Nacht führt uns dem Tode näher. Die lockende Beere ist die Sinnenlust, die uns über alle Angst und Not des Lebens hinwegtäuscht und die Schrecken des Todes vergessen läßt. —

In dem Gedicht „**Chidher**“ gibt Rückert einer alten morgenländischen Sage poetische Gestalt. Chidher, ein Feldherr des persischen

* Vgl. die eingehende Monographie von Dr. Wilhelm Sommer: Die Weltparabel „Der Mann im Brunnen“ und ihre Verwertung für Schule und Leben. Kommissions-Verlag. Reichenbach i. B., 1901. — Preis: 0,50 M.

Herrschers Rheithobad, ist mit ewiger Jugend begabt, weil er aus der Lebensquelle getrunken hat. Vergebens suchte Alexander der Große nach dieser Quelle der ewigen Jugend, welche im Kaukasus liegen sollte. Ähnliche Sagen von ewig jungen Menschen oder von Göttern, die auf Erden umherwandeln, finden sich bei verschiedenen Völkern. Am bekanntesten ist die Sage vom ewigen Juden.* —

In fortwährendem Kreislauf ist alles auf Erden begriffen; doch die kurze Spanne Zeit eines Menschenlebens reicht nicht aus, die Veränderungen wahrzunehmen. Das ist der Grundgedanke des Gedichts. Thidher durchwandert die Welt, und immer nach fünfhundert Jahren kommt er zu derselben Stätte zurück. Zuerst findet er eine Stadt, an deren Stelle ist nach fünfhundert Jahren ein Weideplatz, nach abermals fünfhundert Jahren ist dort Meeresgrund, nach demselben Zeitraum ein Wald und endlich wieder eine Stadt. Der Kreislauf ist vollendet. —

Rückert, der Freund der Kinderwelt, weilte mit seinen Gedanken selbst gern in der eigenen Kindheit. Es waren seine glücklichsten Tage, als er noch ohne Sorgen als „Dorfamtmannssohn“ durch Wald und Flur schweifen konnte. Seiner Sehnsucht nach der verlorenen Jugend gibt er in dem Gedichte: **„Aus der Jugendzeit“** Ausdruck. Die Grundlage des Gedichts ist ein alter Schwalbenspruch:

„Wenn ich wegzieh, wenn ich wegzieh,
sind Kisten und Kasten voll!
Wenn ich wiederkomm, wenn ich wiederkomm,
ist alles verzehrt.“

Als Kind hat der Dichter oft dem Liede der Schwalbe gelauscht. Es klingt ewig fort in seiner Seele und mahnt ihn an die ferne Jugendzeit. Wenn die Schwalbe im Dorf ihr Lied ertönen ließ, dann war der Frühling da, und wenn ihr Gesang verstummte, dann war der Herbst gekommen. Eine alte Erfahrung kommt in dem Schwalbenlied zum Ausdruck: „Wenn die Schwalbe im Herbst von uns scheidet, dann sind alle Räume mit dem Erntesegen angefüllt. Doch wenn sie im Frühling zurückkommt, dann sind alle Vorräte aufgezehrt.“ Die Kinder haben unbewußt dem Schwalbenliede die richtige Deutung gegeben. Sehnsuchtsvoll gedenkt der Dichter der Tage der Jugendzeit und des Heimatglückes. Er wünscht noch einmal dort zu sein, auch wenn es nur im Traum wäre. Voll stolzer Hoffnung hat er einst die Heimat verlassen. Was ist von all seinen Jugendträumen in Erfüllung gegangen? Das Leben hat ihm viele Enttäuschungen gebracht, und arm kehrt er aus der Ferne heim. Wenn die Schwalbe im Frühlinge zurückkommt, dann ist die Hoffnung auf eine neue Ernte da. Die leeren Kisten werden sich wieder füllen. Das leere Menschenherz jedoch wird nie wieder gefüllt. Unser verlorenes Lebensglück

* Vgl. Teil II. S. 175.

kehrt nicht mit der Schwalbe im Frühlinge zurück; es ist für immer dahin. Unverändert erklingt jahraus, jahrein das Schwalbenlied im Dorfe und mahnt uns, das Glück festzuhalten. —

d) Der Prediger der Weisheit.

Lektüre: Die Weisheit des Brahmanen. (Teil II. S. 127).
Angereichte Perlen. (Teil II. S. 129).
Sprüche. (Teil II. S. 130).

Eine bis heut unübertroffene Meisterschaft entfaltet Rückert in der didaktischen Poesie. Seine reiche Erfahrung, seine große Belesenheit, sein zur Reflexion geneigter Geist und endlich seine Formgewandtheit machten ihn fähig, einen so großen Schatz von Weisheitssprüchen zu spenden, wie es kein zweiter Dichter vor ihm und nach ihm vermochte.

„Die Weisheit des Brahmanen“ ist ein treues Spiegelbild der Lebensanschauungen Rückerts. Wir lernen daraus seine Leiden und Freuden, sein Lieben und Hassen, sein Wirken und Streben, seinen Glauben und seine Zweifel kennen. Er teilt uns seine Meinung über Erziehung und Unterricht, über Arbeit und Muße, über Freundschaft und Ehe, über Leben und Tod mit.*

1. Unter der Maske eines indischen Brahmanen stellt der Dichter Betrachtungen über alle Vorkommnisse des Lebens an. Er hat mit Aufmerksamkeit die Dinge der Außen- und Innenwelt betrachtet und danach gestrebt, die Vielheit als Einheit zu begreifen. Auch an dem scheinbar Unbedeutenden ist er nicht achtlos vorüber gegangen, sondern hat etwas Höheres darin geahnt.

2. Die religiöse Weltanschauung Rückerts ist der Pantheismus: Gott und Natur sind eins; die verschiedenen Naturkräfte sind Äußerungen einer Gotteskraft; ihre Gesamtheit macht also Gottes Wesen aus. —

Der Quell des Lebens geht von Gott aus und strömt zu ihm zurück. Durch die Sinne dringt die Außenwelt in die Seele und erweckt in ihr neues Leben, das uns himmelwärts führt. Das Licht der Sonne erzeugt Seelenklarheit. Die Fülle der Töne weckt unser Gefühlsleben und stimmt uns andächtig. Selbst die Eindrücke, die die niedern Sinne, der Geruchs- und der Geschmackssinn, uns zuführen, vermögen höhere Gefühle zu erzeugen. Alle irdischen Wahrnehmungen rufen himmlische Gefühle hervor und führen uns zum Quell des Seins, zu Gott zurück. —

3. Es ist ein Irrtum, zu glauben, daß nur das vorhanden ist, was man mit den Sinnen wahrnehmen kann. Gott ist nicht mit dem

* Vgl. Franz Kern, Friedrich Rückerts Weisheit des Brahmanen. Berlin, 1885.
Dr. Georg Voigt, Friedrich Rückerts Gedanken-Lyrik. Annaberg, 1897.

Fernrohr aufzufinden, und doch ist er da. Wir müssen ihn in uns tragen, dann sehen wir ihn auch in der Schöpfung. —

4. Von tiefer Bedeutung sind sechs Wörter, die wir täglich anwenden, ohne uns über ihren Wert klar zu sein, nämlich: ich soll, ich muß, ich kann, ich will, ich darf, ich mag.

Ich soll ist der Ausdruck des Pflichtgefühls, das uns zum zielbewußten Handeln treibt. Der kategorische Imperativ der Pflichterfüllung lautet: „Du sollst, weil du sollst!“

Ich muß bezeichnet die Unterwerfung unter die menschlichen Forderungen und unter die Naturgesetze.

Ich kann gibt die Grenzen unserer Fähigkeiten an, sowohl auf dem Gebiete praktischer Tätigkeit, als auch auf dem der Kunst und Wissenschaft.

Ich will ist das bedeutsamste der sechs Wörter. Das Ziel aller Erziehung ist Willensbildung. In diesem Worte liegt die Selbstbestimmung und die Entscheidung für Gut oder Böse.

Ich darf enthält eine Erlaubnis, die nicht gemißbraucht werden darf.

Ich mag ist das farbloseste von den sechs Wörtern. Schwankende Naturen bedienen sich gern seiner. —

5. Eine sinnige Bedeutung gibt Rückert dem Wörtchen „schön“. Er leitet es von „schonen“ ab; deshalb muß von dem Schönen ebenso alles Rohe ferngehalten werden, wie von den Blumen Frost und rauhe Stürme. —

6. Es ist ein müßiger Streit, entscheiden zu wollen, welche Sprache am schönsten und reichsten ist. Klangfülle und Wortreichtum sind bei den einzelnen Sprachen sehr verschieden; aber im innersten Wesen stimmen alle überein: Sie sind stets ein Ausdruck der Volksseele. Die Muttersprache ist deshalb für jeden Menschen die schönste Sprache, weil er sie am besten kennt. In ihr denkt er, und sie vermag seines Herzens Gefühle am besten kund zu tun. —

7. Eine ernste Mahnung richtet Rückert an alle Erzieher in bezug auf die ersten Unterweisungen. Da die Seele des Kindes einem unbeschriebenen Blatte gleicht, auf das die Erzieher die ersten Schriftzeichen setzen, so müssen sie vorsichtig sein mit dem, was sie lehren; denn die ersten Eindrücke stehen für das ganze Leben fest und sind nie wieder zu tilgen. Der Greis erinnert sich noch der Lehren, die er in der Jugend empfangen hat, während vieles Andere aus seinem Gedächtnis geschwunden ist. —

Nächst der Weisheit des Brahmanen sind die „**Angereichten Perlen**“ ein wahres Schatzgewölbe tiefster Lebensweisheit.

1. Nur die Strafe aus einem liebenden Herzen ist wahrhaft wirksam. In dieser Anschauung stimmt Rückert mit allen hervorragenden Pädagogen überein. Luther will auch, daß der Apfel

neben der Rute liege, d. h. daß Strenge mit Milde gepaart sei. Logau sagt:

„Strafe soll sein wie Salat,
Der mehr Öl als Essig hat.“

2. Unrecht leiden ist besser, als Unrecht tun. Wenn wir wahrhaft gut sind, dann kann uns üble Nachrede auch nicht innerlich berühren.

3. Wie die edle Perle durch eine Krankheit der Muschel entsteht, so werden wir auch durch Leid und Trübsal zu edlem Menschentum geführt.

4. Die kleine Biene wagt ihre Feinde anzugreifen, weil sie sich als Glied einer Gemeinschaft fühlt. So erwächst jedem Menschen erst aus der Familien- und Staatsgemeinschaft die rechte Kraft zum Handeln. Der einzelne Stab läßt sich zerbrechen, aber nicht ein Bündel von Stäben. Einigkeit macht stark.

5. Aus dem Wirrnis der Erde müssen wir unsere Blicke zum Himmel richten, wo die Sterne ihre festen Bahnen wandeln. Wenn auch auf Erden alles im steten Wechsel kreist, dort oben herrscht ein ruhiger Geist, der die Geschicke der Menschen weise lenkt.

„**Die Sprüche**“ Rückerts sind Bierzeilen, in denen der Dichter die Antithese liebt.

1. Ein Stein muß behauen werden, um beim Bau Verwendung finden zu können; denn er muß in Gestalt und Größe den übrigen Bausteinen gleichen. Auch ein Mensch muß sich unterordnen und darf nicht trotzig seinen eignen Weg gehen, wenn er ein tätiges Glied der menschlichen Gemeinschaften sein will. Um des höheren Zweckes willen muß er einen Teil seiner Eigentümlichkeit opfern; er muß „als dienendes Glied an ein Ganzes sich anschließen.“ —

2. Mit Lust und Liebe müssen wir uns der Arbeit widmen und unser Hauswesen so gestalten, wie es unsern Verhältnissen und unserer Eigenart angemessen ist. Dann werden wir uns in unserm Heim wahrhaft wohl fühlen, und wir können sorglos auf das Getriebe der Welt blicken; denn wir wissen, daß nichts unsern Frieden stören kann. —

3. Der Verlust der Eltern ist gewiß beklagenswert; doch sucht werktätige Liebe der Mitmenschen einen Ersatz zu schaffen. Es gibt aber Menschen, die noch bedauernswerter sind, als die Verwaisten, nämlich die Menschen ohne Liebe und ohne Wissen. Ein Mensch, der in seinem Herzen keine Teilnahme für seine Mitmenschen trägt, der am Leid anderer vorübergeht, der ist wirklich arm zu nennen. In den Wechselfällen des Lebens steht der Selbstsüchtige allein da; denn nur der Mensch empfängt auch wieder Liebe, der sie selbst geübt hat. Liebe erzeugt Gegenliebe. — Aber auch der Mensch, der kein Interesse für Kunst und Wissenschaft hat, verliert jede Beziehung zu seinen Mitmenschen. Die Freude an geistigem Erwerb liegt in der Menschennatur begründet. Ein Mensch, der sie nicht kennt, vereinsamt mehr und mehr; er ist in Wirklichkeit verwaist. Liebe und Wissen müssen erworben werden. Zu der wahren Liebe gelangen wir erst nach mancherlei Kämpfen; ein wertvolles Wissen erwerben wir nur durch rastloses Streben.

e) Der Dolmetscher der Weltpoesie.

Rückert besaß eine staunenswerte Sprachbegabung. Er hatte nicht nur gründliche Kenntnisse in den europäischen Kultursprachen, sondern er beherrschte auch die wichtigsten orientalischen Idiome. Es war ihm ein Bedürfnis, besonders die Dichtungen in seiner Muttersprache nachzubilden, die verwandte Saiten seines Innern zum Klingen gebracht hatten. Er übersetzte nicht wortgetreu, sondern schuf vielmehr aus dem Geist der deutschen Sprache heraus die fremden Dichtungen nach; deshalb lesen sich seine Übersetzungen wie Originaldichtungen.

1) Übersetzungen aus dem Arabischen.

Lektüre: Der Schulmeister von Hims. (Teil II. S. 130).

In den Makamen des arabischen Dichters Hariri, der von 1054 bis 1121 lebte, tritt uns der eigentümliche Witz des Morgenlandes in köstlichster Weise entgegen. Rückert hat durch seine Nachbildung eines der größten Sprachkunstwerke geschaffen, das die deutsche Literatur besitzt. „Makame“, so belehrt er uns, „bedeutet einen Ort, wo man sich aufhält und sich unterhält, dann eine Unterhaltung selbst, einen unterhaltenden Vortrag oder Aufsatz, nach unserer Art eine Erzählung oder Novelle. Mehrere dergleichen über einen gemeinsamen Gegenstand und locker zu einem Ganzen zusammengereicht, bilden alsdann, was wir einen Roman nennen könnten.“ Als Dichter der Makamen-Dichtung tat sich zuerst Hamadani († 1007) hervor. Hariri hat aber seinen Vorgänger so sehr übertroffen, „wie der Platzregen das ihm vorangehende Tröpfeln.“ Der Held der Makamen ist Abu Seid von Serug. „Der Dichter tritt darin unter dem Namen eines Hareth Ben Hemman auf und erzählt die buntscheckigen Fahrten, Abenteuer und Metamorphosen des köstlichen Vagabunden Abu Seid aus Serug. Die Form ist eine aus gereimter Prosa und Versen gemischte, gleich geschickt zu Ernst und Scherz, bald zu Wort-, Buchstaben und Rätselspielen zugespitzt, bald lyrisch aufwirbelnd, bald in elegischem Flusse dahinströmend, bald rhetorisch gedehnt, bald gnomenhaft kurz, die Sprache mit einer so wunderbaren Virtuosität behandelnd, wie Paganini seine Geige behandelte. Der Wechsel zwischen Komik und Pathos ist ebenso rasch, wie der Wechsel der Szene. Kaum hat Abu Seid als büßender Pilger an einem Grabe gestanden, um die Vergänglichkeit und Torheit aller irdischen Genüsse zu predigen, als er auch schon im Kreise lockerer Vögel einen Dithyrambos auf den Wein und die Freuden des Bechgelages anstimmt, um dann wieder, vom Gefühle seiner Unstättigkeit, seines Unglücks erfaßt, in melodische Klagen auszubrechen. Hariri macht einen auf die anmutigste Weise

im Orient heimisch und die bunten Phantasmagorien, die er an unsern Blicken vorübergaukeln läßt, laden uns, einmal geschaut, immer wieder zur Betrachtung und Bewunderung ein.“*

„**Der Schulmeister von Hims**“ ist eine der köstlichsten Makamen des Hariri. Hareth Ben Hemman erzählt, daß er einst, mit allem versehen, nach Aleppo gereist sei, um ein gutes Leben zu führen. In den Lustgärten dieser Stadt gibt er sich ganz dem Genusse hin, bis er dessen überdrüssig wird. Darauf geht er nach Hims, einer kleinen Stadt, die durch die Torheit ihrer Einwohner berüchtigt ist. Vor dem Tore erblickt er auf einer Wiese den Lehrstuhl eines Sचेchс, um den sich eine Menge größerer und kleinerer Schüler geschart hat. Um die Weisheit von Hims zu erforschen, tritt er grüßend an den Sचेchс heran. Dieser erwidert den Gruß freundlich und läßt ihn zum Sitzen ein. Dann fährt er in der Lehrstunde fort. Die Schüler zeigen sich als überaus schlagfertig und gehen auf alle Forderungen ihres Lehrers ein. Mit einem Hymnus auf die Vaterstadt schließt der Unterricht, und die Schüler werden entlassen. Der Sचेchс legt die Amtsmiene ab, und Hareth Ben Hemman erkennt nun in ihm seinen alten Freund Abu Seid, den er hier nicht vermutet hat. Mit einer schönen Würdigung des Lehrerstandes schließt die interessante Makame.

2) Übersetzungen aus dem Sanskrit.

Lektüre: Savitri. (Teil II. S. 132).

Das arische Volk der Inder ist nicht von altersher auf der Halbinsel Vorderindien ansässig, sondern eingewandert. Erst nach langen Kämpfen mit der Urbevölkerung gelang es ihm, festen Fuß zu fassen und verschiedene Reiche zu gründen. Die Heldentaten der Eroberer werden in den beiden Epen: „Mahābhārata und Rāmājana“ besungen.

Das Mahābhārata (das große Bhārata), d. i. der große Krieg, ist ein wahres Riesenepos von 100 000 Sloken. Das Sloka ist ein Doppelvers aus sechzehn Silben, der vorherrschend jambischen Rhythmus trägt und die Cäsur in der Mitte hat. Als Beispiel diene eine Stelle aus A. W. Schlegels Übersetzung der Bhagavadgita, einer der philosophischen Episoden des Mahābhārata:

„Wer das unendliche Gut, was überfinnlich der Geist ergreift,
Dorten erkennt, mit Nichten weicht standhaft der von der Wahrheit ab.“

In dem Epos wird die Vernichtung der Kuravas durch die Pandavas meisterhaft geschildert. Eingeschoben finden sich mannigfache

* Dr. Johannes Scherr, Allgemeine Geschichte der Literatur. Stuttgart, 1880.

Episoden, von denen zwei von wunderbarer Schönheit sind: „Sawitri“ und „Mal und Damajanti.“

„Sawitri“, die Tochter des Aswapati von Madras, ist eine Gnadengabe der Feuergöttin. 18 Jahre lang hat der fromme Fürst der Göttin Opfer dargebracht, bis sie seinen Wunsch erfüllt hat. Nach ihr nennt er auch die Tochter „Sawitri“. Sie wächst in so großer Schönheit heran, daß kein Freier wagt, um ihre Hand zu werben. Da schickt sie der Vater auf einem goldenen Wagen aus, damit sie sich selbst einen Gatten wähle. Bei ihrer Rückkehr findet sie bei dem Vater den Gott Narada. Sie muß nun über den Verlauf ihrer Reise berichten, und erzählt, daß sie Satiawan, den Sohn des erblindeten und vertriebenen Königs Diumatsena, der im Mediawalde wohne, gewählt habe. Narada billigt zwar die Wahl dieses würdigen Mannes, teilt aber sogleich mit, daß Satiawan in Jahresfrist sterben müsse. Sawitri läßt sich durch diese Mitteilung und durch die Bitten ihres Vaters jedoch nicht von ihrem Entschlusse abbringen. Aswapati begibt sich nun mit seiner Tochter zum Mediawalde und richtete ihr dort die Hochzeit aus; dann kehrt er allein zurück. Den Liebenden vergeht ein Tag nach dem andern in seligem Glück; Wochen und Monate gehen dahin, und endlich ist der schreckliche Tag, an dem sich sein Geschick entscheiden soll, nicht mehr fern. Da versucht Sawitri durch strenge Buße die Götter milde zu stimmen, und sie fastet drei Tage lang. Als der gefürchtete Tag erschienen ist, begleitet sie den Satiawan, der Holz im Walde spalten will. Bald befällt den Geliebten eine große Müdigkeit. Sawitri setzt sich und nimmt das Haupt des Kranken in ihren Schoß. Da naht in dem Augenblick, den Narada bezeichnet hat, der Todesgott Jama. Er zieht dem Schlafenden die Seele aus dem Leibe und will sich wegwenden. Sawitri eilt ihm flehend nach. Durch diese Treue gerührt, gewährt er ihr eine Gnade:

„Wähl' eine Gnade dir, und alles, nur das Leben
Des Gatten nehm ich aus, sei, Schönste, dir gegeben“.

Sie erbittet zuerst das Augenlicht für den Schwiegervater zurück. Ihre Bitte wird erfüllt; doch sie folgt dem Jama weiter nach. Nun gewährt er ihr eine zweite und dritte Gnadengabe, nämlich ihrem Schwiegervater das geraubte Reich und ihrem eigenen Vater zwölf Söhne. Sie läßt immer noch nicht von ihm, und deshalb verheißt er ihr auf ihren Wunsch eine Anzahl blühender Kinder. Damit ist es ihr gelungen, ihn zu überlisten; denn

„Der Frauen Güte ist, zu lieben einen Mann.
Die ist nicht gut, die mehr als einen lieben kann.“

Mit der letzten Gnadengabe hat der Gott ihr mehr gegeben als er wollte. Sie sagt deshalb zu ihm:

„Du hast die Gnade schon der Söhne mir gegeben,
Mit eingeschlossen war darin des Gatten Leben.“

Diese Treue überwindet ihn, und er läßt die Seele des Satiawan wieder frei. Wie aus schwerem Traum erwacht der Schlafende nach kurzer Zeit. Er ist so schwach, daß er sich auf sein Weib stützen muß. Sie leitet ihn sicher heim durch alle Schrecken der Nacht. Die Liebe gibt ihr Kraft und Mut. —

Die andere Liebesepisode im Mahābhārata, „Nal und Damajanti“, übertrifft noch „Sawitri“ an Schönheit.

„Nal und Damajanti“ ist das hohe Lied der weiblichen Treue. Dieses Epos gehört zu den lieblichsten Erzeugnissen der Weltliteratur. Eine Darstellung seines Inhalts kann natürlich nur einen unvollkommenen Begriff von seiner hohen Schönheit geben. —

Nal, der König der Nischader, hat viel von Damajanti, der Tochter des Königs Bima von Widarba gehört. Auch der Jungfrau ist so viel Rühmliches von dem Jünglinge berichtet worden, daß zwischen ihnen „blindlings der Liebe Kraut aufwächst.“ Eine Gans, die Nal einst verschont hat, trägt die Liebesbotschaft. Sie sagt zu Damajanti:

„Wie du der Frauen Perl' allein,
Ist Nala der Männer Edelstein;
Wenn ihr wäret verbunden,
Nichts Schöneres wäre gefunden.“

Es findet sich aber keine Gelegenheit, daß die Liebenden sich sehen, und Damajanti wird siech und krank vor Liebesgram. Ihr Vater hört von ihrem Kummer und ordnet die Wahl eines Gatten an. Aus allen Ländern stellen sich Freier ein, ja selbst die Götter beteiligen sich an dem Wettbewerb. Damajantis Wahl fällt auf Nal, und damit sind auch die übrigen Freier durchaus einverstanden. Nur Kali, der böse Gott, mißgönnt dem Nal die Braut und sinnt deshalb in Nischada auf Rache. Lange kann er seine Absicht nicht ausführen. Sieben Jahre reinen Glücks werden dem jungen Paare zu teil. Zwei liebe Kinder entsproßen ihrem Ehebunde und erhöhen noch ihres Herzens Seligkeit. Da unterläßt Nal einmal eine Waschung, und nun zieht Kali in sein Herz ein und verführt ihn zum Würfelspiel mit seinem Halbbruder Puschkara. Tag auf Tag, Woche auf Woche dauert das Spiel. Nal verliert stets. Seine Räte kommen und warnen ihn, seine Gattin fleht ihn an; doch Nal spielt weiter. Zuerst geht es um Hab und Gut, dann um das Reich. Als Puschkara schließlich um Damajanti würfeln will, da kommt Nal endlich zur Besinnung. Er kann dem herzlosen Bruder vor Weh kein Wort erwidern. Stumm zieht er allen Schmuck und alles Geschmeide von seinen Gliedern,

„Und in einem einzigen Kleide
Ging er, ein Nackter, Leerere,
Seiner Freunde Gramvermehrere,
Der edle König ging hinaus,
Verlassend ein endlos reiches Haus.
Und Damajanti in einem Kleid
Ging ihm nach im Leid.“

Da ward von beiden eine Nacht
Zusammen draußen zugebracht.
Puschkar auf allen Stufen
Der Stadt ließ dann ausrufen:
„Wer den König Kal aufnimmt,
Ist von mir dem Tode bestimmt.“

So hat Kal sein Reich und sein Gut verloren; nur sein Weib und seine Kinder sind ihm geblieben. Damajanti hat das Unglück vorausgesehen und deshalb die Kinder schon vorher nach Widarba gesandt. Der Geächtete irrt umher, und niemand wagt, ihn aufzunehmen. Damajanti verläßt den Gatten nicht in seiner Not. Drei Tage weilen die Unglücklichen in der Nähe der Stadt und nähren sich von Wurzeln und Beeren. Dann wandern sie weiter. Da sieht Kal nach einigen Tagen ein Paar Vögel mit goldenen Flügelspitzen. Um sie zu fangen, wirft er sein einziges Gewand über sie. Doch die Vögel erheben sich in die Lüfte und berauben ihn seiner einzigen Kleidung. Als sie ihn nackt sehen, da rufen sie ihm zu:

„Wir sind die Würfel, Unverständ'ger!
Die zu dir sind gekommen,
Auf daß dir das Kleid sei genommen;
Denn es wär' uns herzlich leid,
Wenn du gingest davon mit einem Kleid.“

Trostlos steht Kal da. Er kann es nicht mit ansehen, daß Damajanti seinetwegen leiden soll, und deshalb zeigt er ihr die Wege, die sie nach Widarba zu ihrem Vater und zu ihren Kindern führen. Er selbst will zu Windias Bergabhänge am Flusse Pajoschni wandern, wo die Waldesklausen für fromme Einsiedler sind. Damajanti will nichts von einer Trennung wissen:

„Wie sollt' ich in Wald und Heiden
Dich verlassen und scheiden?
Dich Ermüdeten, Lechzenden,
Nach jenem Verlorenen Achzenden,
Dich im wilden Wald und im Mißgeschick
Will ich trösten mit meinem Blick.“

Sie bittet ihn, mit ihr zusammen nach Widarba zu gehen; ihr Vater würde sein Retter und Berater sein. Doch Kal schämt sich, dorthin zu ziehen, und sagt zu ihr:

„Lieber laß uns, o Schönheitsstrahl,
Einsam schweifen durch Berg und Tal,
Lebend von Luft und Taue,
Wo unser Elend schaue
Nur der Mond und die Sonne,
Die einst geschaut unsre Wonne.“

Damajanti schlang um den Geliebten die Hälfte ihres Kleides und

„So von einem Gewand umfangen,
Kamen die beiden gegangen,
Von Hunger und Durst ermattet,
Zu einer Hütte waldumschattet.
Da sanken sie am Boden hin,
König Kal und die Widarberin.“

Kal beschließt, Damajanti heimlich zu verlassen, weil er glaubt, sie könne nur glücklich werden, wenn sie sich von ihm und seinem Unglück trenne. Er raubt der Schlafenden die Hälfte ihres Gewandes und entflieht. Doch noch einmal treibt ihn die Liebe zurück,

„Und schauend das schlafende Bimakind,
Weinte der Nischadafürst gelind:
Die nie der Wind hat berührt,
Die nie die Sonn' hat gespürt,
Meine Liebste zarter Gebärde
Liegt in der Hütte hier auf harter Erde!“

Er malt sich aus, wie es der Verlassenen gehen wird:

„Wie wird sie allein, verlassen von mir,
Wandeln im Walde, dem graufenden,
Dem Löwen-, Drachenbehausenden!
O die Götter der Erd' und der Lüfte,
Die Geister der Höh'n und der Klüfte,
Müssen beschirmen deine Jugend,
Du bist geschützt durch deine Jugend.“

Nun geht er fort von ihr; doch immer wieder wendet er sich um:

„Von Kali hinwegbetrogen,
Von Liebe zurückgezogen.“

Am andern Morgen erwacht Damajanti. Sie ist zuerst erstaunt darüber, daß Kal sie verlassen hat. Sie glaubt, er habe sich nur versteckt, und ruft laut nach ihm. Als keine Antwort zurückkommt, da kommt ihr erst ihr furchtbares Geschick zum Bewußtsein. Sie läuft tiefer in den dunkeln Wald hinein, und laut erschallt ihre Klage. Sie ißt und trinkt nichts, und immer eilt sie vorwärts. Da wird sie plötzlich von einer Schlange umringelt; doch ein Jäger kommt ihr zur Hülfe. Ihr Retter wird bald zu einem schlimmeren Feinde für sie, als die Schlange es gewesen ist. Da er sie begehrt, flucht sie ihm und tötet ihn dadurch:

„So wahr ich keinen andern Mann
Als den Nischader denken kann,
So stürze dieser Wilderleger
Entseelt zu Boden, der Jäger!“

Er stürzt nieder, wie ein Stamm, den der Blitz getroffen hat. Damajanti eilt weiter. Schrecknisse umgeben sie rings; nirgends wagt sie zu rasten. Endlich sinkt sie tief erschöpft zu Boden und laut klagend ruft sie:

„Wo bist du hingegangen, me'n Hort,
Mich verlassend am einsamen Ort!
Der du stets Opfer den Göttern brachtest,
Sprich, ob du nicht unsern Bund bedachtest?
Der du die heiligen Wedas lasest,
O sprich, wie du dein Wort vergaßest!
Wie kannst du zu den Göttern beten,
Die dich lehren, dein Weib zu vertreten,
Wie sie mich lehren, meinem Gatten
Zu folgen in des Todes Schatten!“

Sie rafft sich wieder auf und eilt weiter. Jedes Lebewesen fragt sie nach dem Gatten. Sie erkundigt sich bei dem wilden Tiger nach dem Geliebten, ja, sie fragt sogar die Gebirgskuppe, ob sie nichts von Mal wisse. Nach drei Tagen kommt sie in einen Hain. Göttliches Licht durchstrahlt ihn, und rings umgrenzen ihn Blumen-gehege. Büßende Einsiedler wohnen dort friedlich neben einander. Voller Demut nähert sich Damajanti ihnen und klagt ihnen ihr Leid. Sie trösten sie und prophezeien ihr, daß sie den schuld- und fluch-beladenen Gatten wiedersehen werde, wenn sie in ihrer Treue und Geduld nicht ermatte. Gleich darauf verschwindet der Götterhain, und sie steht wieder allein in der furchtbaren Wildnis. Sie geht dann weiter und kommt zum Baum Asoka, den die Menschen Kummerlos nennen. Sie redet ihn an:

„Beglückter Baum in Waldesmitte,
Der du ragest nach Königsstie,
Von vielen Kronen behangen,
Von keinem Kummer umfassen!
Mir fiel ein schweres Kummerlos;
O Kummerlos, mach' mich kummerlos!
Hast du, o blühender Asoka,
Hier nicht gesehen den Punjasloka,
Den Damajantigatten, Mal,
Den Nischaderfürsten, meinen Gemahl?
Mit halbem Gewand umfassen,
Daß er von mir empfangen;
Ob, wenn den Blick er senket
Auf das Gewand, er denket
An die, die's ihm geschenkt,
Asoka! sage mir dieses bloß,
Damit ich gehe kummerlos.“

So schade niemals dir ein Böser,
O Kummerloser, Kummerlöser!“
So die Gattin des Punjasloka,
Im Kreis umwandelnd den Asoka,
Von dem ein Gesproß sie pflückte
Und sich die Locken schmückte.
Dann gab sie ihm den Abschiedsgruß:
„Gram, Kummer, Sorge, Not, Verdruß,
Trag' ich in meinen Sinnen,
Wie im Haare dein Laub, von hinnen;
Du aber bleibst hier, kummerfrei!
Wenn nun mein König kommt herbei,
Asoka, sollst du zu ihm sagen;
Der Gram ward hier hinweggetragen,
Damit mein König in deinem Schoß
Kummerlos ruh', o Kummerlos!“

Damajanti wandert darauf weiter und erblickt eine Karawane. Sie hofft von den weit gewanderten Männern etwas von dem Gatten zu erfahren; aber niemand hat ihn gesehen. Als sie hört, daß das Ziel der Karawane die Tschedistadt ist, schließt sie sich an; denn dort wohnt des Königs Suwahu Mutter, ihre Tante. Um Mitternacht stürzt sich ein Rudel Waldelefanten auf die Schlafenden und tötet viele. Da man das Unheil auf Damajantis Anwesenheit zurückführt, bedroht man sie mit dem Tode. Sie entweicht heimlich und folgt der Karawane von fern. Müde, abgezehrt und bleich erreicht sie endlich die Tschedistadt. Sie erregt durch ihr Außeres Aussehen, und viele Menschen folgen ihr. Die Königin sieht sie vom Fenster aus und spricht zur Amme:

„Geh! jene rauchumhüllte Schönheitsflamme,
Die geblaßte, gemagerte,
Vom Volksgedränge belagerte,
Zufluchtsuchende hole mir!
Ich sehe solche Gestalt an ihr,
Sie könnte, es will mir deuchten,
Mein ganzes Haus erleuchten.“

Damajanti wird in den Palast geführt und erzählt nun der Mutter des Königs von dem Verlust ihres Gatten und von ihren vielen Leiden, doch verschweigt sie ihren Stand und gibt sich für eine „Handwerkerin edler Zucht“ aus. Die Königin verspricht ihr, nach dem Gatten forschen zu lassen. Einstweilen soll sie bei ihr wohnen und ihrer Tochter Sunanda Gesellschaft leisten. Damajanti geht gern darauf ein, bittet aber, sie keine niedrigen Dienste verrichten zu lassen und ihr zu ersparen, mit einem Manne zu sprechen. —

Inzwischen hat Nal nicht weniger wechselreiche Schicksale erfahren. Von innerer Qual getrieben, ist er dem Wald umhergeirrt, und immer wieder spricht er den Wunsch aus:

„O wer von dieser Gestalt mich trennte,
Daß niemand und ich mich selbst nicht kenne!“

Da sieht er sich plötzlich vor einem feurigen Walde, aus dem ihm eine Stimme zuruft: „Komm, erlöse mich hier von meiner Qual, so werde ich dich von deiner erlösen!“ Furchtlos dringt er sogleich durchs Feuer und erlöst den Schlangenkönig Karkotaka vom Fluch eines Einsiedlers. Zum Lohne dafür erhält er eine andere Gestalt und die Weisung, zum König Ritupern zu gehen, der die geheimnisvolle Zahlen- und Würfelkunst besitze. Der Schlangenkönig gibt ihm auch ein Schild, dessen Anblick ihm seine frühere Gestalt sogleich zurückgibt. Nal folgt der Aufforderung Karkotakas und verdingt sich unter dem Namen Bahuka bei Ritupern als Wagenlenker. Hier hört man ihn nachts immer nur den einen Vers singen:

„Wo wird die Fromme, Müde nun
Im Hunger und im Kummer ruhn,
An ihren Gatten denkend,
In Schmerz die schönen Augenlider senkend!“

Der König Bima hat inzwischen durch den Brahmanen Sudewa nach dem Aufenthalte seiner Tochter forschen lassen und ihn mit 1000 Kindern belohnt, als er sie in der Tshedistadt aufgefunden hat. Durch ihn erfährt nun auch die Königin, welch lieben Gast sie bei sich beherbergt. Damajanti erhält Kofse und Wagen zur Heimkehr und gelangt nun glücklich zu ihren Kindern. In Widarba forscht sie weiter eifrigst nach Nal und erfährt durch einen Brahmanen, daß er wahrscheinlich beim König Ritupern sich aufhalte. Durch eine List, hofft sie, Nal wiederzugewinnen. Sie sendet den Brahmanen Sudewa zu Ritupern und spiegelt ihm vor, daß sie schon am folgenden Tage eine neue Gattenwahl vornehmen wolle. Sie meint, daß sie dadurch auch Nal herbeiziehen werde; denn er nur ist fähig, in einem Tage hundert Meilen zu fahren. Sie hat sich nicht getäuscht; beide kommen. Unterwegs unterweist Nal den König in der Kunst des Kosselenkens, und dieser wieder lehrt ihn die Zahlenkunst. In Widarba sieht Nal seine Kinder, und die Gemütsbewegung, die er dabei zeigt, verrät ihn. Damajanti läßt sogleich den fremden Fuhrmann kommen, und ihr Herz sagt ihr, daß es Nal sei, der unter fremder Gestalt ihr naht. Nal erinnert sich nun der Weisung des Schlangenkönigs und blickt in sein Spiegelschild; sogleich tritt die Verwandlung ein.

„Der Bahuka war verschwunden,
Und Nala sich selbst verbunden,
Da er die Gattin gefunden.

Doch Damajanti, Nal erblickend,
Schrie auf, mit Armen ihn umstrickend:
„Heut ist die zweite Gattenwahl,
Und Damajanti wählt den Nal.
O mein Gemahl, mein Bräutigam,
Nimm deine Braut im Witvengram.
Sie barg an ihre keusche Brust
Des Königs Haupt in weher Lust,
Seufzer durch Jubel dämpfend,
Mit Lächeln durch Tränen kämpfend.
Und Damajanti wieder in Lust
Ruhend an ihres Gatten Brust,
Atemete wie die Blumenau,
Wenn sie besucht der Morgentau.
Da sangen leise, leise
Zwo Nachtigallen die Weise:
Bereint dem Gatten,* ab die Trauer legend,
Gestillten Wehs, das Herz von Glück umfängen,
Glänzt Bimas Tochter, keinen Wunsch mehr hegend,
Der Nacht gleich, deren Mond ist aufgegangen.“

Nal läßt es keine Ruh in Widarba; er will erst sein Reich wiedergewinnen. Mit wenigen Begleitern kommt er nach Nischada und fordert Puschkara zu neuem Spiel auf:

„Neues Spiel sei begonnen!
Neues Gut hab' ich gewonnen;
Das will ich dir zum Ergötzen,
Samt meinem Weib, auf einen Würfel setzen.
Ich setze mein Weib, du setzest dein Reich;
Puschkara, scheint der Satz dir gleich?“

Puschkara vertraut seinem alten Glück und geht darauf ein. Doch Nal hat nicht umsonst die Zahlenkunst bei Nitupern gelernt.

„Auf einen Wurf, auf einen Streich,
Gewann von Puschkara Nal das Reich.“

Er zeigt sich edelmütig gegen den hartherzigen Bruder und rächt nicht die erfahrenen Kränkungen, ja er läßt ihm sogar sein eigenes Gut und verspricht ihm ewige Freundschaft:

„Du bist mein Bruder immerdar,
Puschkara, lebe hundert Jahr!“

Dieser Edelmut rührt Puschkara, und es findet eine aufrichtige Versöhnung statt. Doch bevor er in seinen Besitz zurückkehrt, will Puschkara zum Ganges pilgern, um in seine Fluten die verhängnisvollen Würfel zu schleudern.

„Daß sie hinfort keine Guldin kränken,
Wie sie Damajantin getan.“

3) Übersetzungen aus dem Persischen.

Aus dem Persischen hat Rückert das Meisterwerk Firdusis, das Schahnameh oder Königsbuch, übersetzt. Er bediente sich bei seiner Übertragung des Alexandriners.

Abul Kasim Mansur, genannt Firdusi, d. i. der Glänzende, der Paradiesische, wurde 940 n. Chr. zu Schadab bei Tus geboren. Im Alter von 36 Jahren begann er sein Riesenwerk zu dichten, und im Jahre 1011, also in seinem 71. Lebensjahre, hatte er es vollendet. Das Epos besteht aus ungefähr 60000 Versen. Der Sultan Mahmud hatte dem Firdusi für jedes Tausend von Doppelversen ebensoviele Goldstücke versprochen; doch hielt er sein Wort nicht und schickte ihm statt dessen die gleiche Anzahl von Silberstücken. Der Dichter befand sich gerade im Bade, als die Boten des Sultans das Geld brachten. Voller Entrüstung über die Handlungsweise des Herrschers verteilte er sogleich das Geld an den Badediener und an einen Schankwirt, bei dem er ein Glas Zukaa (Bier) getrunken hatte, und schrieb gegen Mahmud eine furchtbare Satire. Der Sultan wollte ihn im ersten Zorn durch Elefanten zerstampfen lassen, verzieh ihm jedoch später, so daß Firdusi von seinem unruhigen Wanderleben in der Heimatstadt Tus rasten konnte. Er starb dort im Jahre 1020. Es wird erzählt, daß Mahmud sein Unrecht eingesehen und dem Dichter doch noch den versprochenen Lohn und ein Ehrenkleid gesandt habe. Aber die Geschenke kamen zu spät.

„Wohl durch das Westtor zog herein
Die Karawane mit Lärmen und Schrein.

Die Trommel scholl, das Kuhhorn klang,
Und laut aufjubelt Triumphgesang.

„La Illa Il Allah!“ aus voller Kehle
Sauchzten die Treiber der Kamele.

Doch durch das Osttor, am andern End'
Von Tus, zog in demselben Moment

Zur Stadt hinaus der Leichenzug,
Der den toten Firdusi zu Grabe trug.“*

Das Schahnameh** steigt hinauf bis in die sagenhafte Urzeit Persiens und reicht herab bis zur Eroberung des Perseerreichs durch die Mohammedaner (636 n. Chr.). Das Gedicht umfaßt also einen Zeitraum von gegen 2000 Jahren. Das ganze Werk zerfällt in zwei große Hälften, von denen die erste von der ältesten Zeit bis auf die Dynastie des Darius Hystaspes, die zweite von da ab bis auf den Untergang des Reiches geht.

* Heine, Der Dichter Firdusi. (Romancero und letzte Gedichte).

** A. F. Graf von Schack, Heldensagen des Firdusi. 3 Bde. à 1 M. Cotta, Weltliteratur. — Meisterhafte Übertragung.

Eine der großartigsten Schilderungen im Schahnameh hat den Kampf des Rostem mit seinem Sohne Suhrab zum Gegenstande. —

Auf einer Fahrt nach Turan hat Rostem, der Sohn des Sal und der Rudabe, sich mit Tehmina, der Tochter des Königs von Semengan, vermählt. Er verläßt seine Frau schon am folgenden Tage. Tehmina gebiert einen Sohn, der dem Vater an Kraft und Kühnheit gleich wird. Als er zum Jüngling herangewachsen ist, zieht er aus, um den Vater zu suchen und ihm die Herrschaft in dem Lande zu verschaffen, dessen Vasall er ist. Afrasiab, der König von Turan, bedient sich aber Suhrabs, um den mächtigsten Feind seines Landes, nämlich Rostem, zu vernichten. Er trifft Vorkehrungen, daß Vater und Sohn sich nicht erkennen. Es gelingt ihm nur zu gut. Beide stoßen auf einander. Beim ersten Kampfe wird Rostem besiegt. Er entzieht sich aber durch List dem Todesstreich. Am folgenden Tage wird der Kampf wieder aufgenommen. Diesmal ist Rostem der Sieger; denn er hat seine alte Kraft wiedergewonnen. Er bringt dem Sohne die Todeswunde bei. Sterbend droht Suhrab seinem Gegner mit der Rache seines Vaters. An einer Spange, die Rostem einst Tehmina zum Abschied geschenkt hat, erkennt der Held nun seinen Sohn. Da ergreift ihn namenloser Schmerz, und in furchtbarer Wut brüllt er laut auf, bis er bewußtlos neben dem Sterbenden niederfällt.

„So lag er bei dem Sohn, selbst einem Toten gleich,
Und bei ihm lag der Sohn, im Antlitz todesbleich,
Im Antlitz todesbleich, am Herzen todeswund,
Mit Rosen seines Bluts blügend den grünen Grund.
Noch floß das Blut, noch stand der Odem nicht, noch sah
Und fühlt' er, sterbend freut' er sich dem Vater nah.
Den Vater, ob ihm schon von ihm dies Leid geschah,
Den er allein gesucht, den hatt' er doch gefunden,
Und lag, wie er geträumt, von seinem Arm umwunden.“

Er gibt seinem Vater noch einige Aufträge und stirbt dann. Rostem treibt es nun fort. Er nimmt Abschied von seinen tapfern Genossen und reitet in die Wüste, um dort im Kampf mit einem grimmen Drachen seinen grausen Schmerz zu vergessen. Er scheidet mit den Worten:

„Lebt alle wohl! Wenn man daheim von Rostem spricht,
Und fragt, wohin er kam? so sagt, ihr wißt es nicht.“



V. Übersicht über die Freiheitsdichtung.

A. Das Vaterland und seine Güter.

1. Wesen, Wert und Größe des Vaterlands.

- Arndt, Von Freiheit und Vaterland. II, 9.
Kleist, Von der Liebe zum Vaterland. I, 24.
Arndt, Warum ruf' ich? II, 12.
Kleist, Von Deutschland überhaupt. I, 23.
Arndt, Des Deutschen Vaterland. II, 10.

2. Schönheit des Vaterlands.

- Schenkendorf, Frühlingsgruß an das Vaterland. II, 74.
Schenkendorf, Der Schwarzwald. II, 77.
Schenkendorf, Das Lied vom Rhein. II, 75.

3. Deutsches Volkstum.

- Schenkendorf, Der Bauernstand. II, 79.
Arndt, Deutscher Trost. II, 35.
Schenkendorf, Das Eiserne Kreuz. II, 87.
Körner, Die Eichen. II, 61.
Arndt, Des deutschen Knaben Robert Schwur. II, 34.
Arndt, Bundeslied. II, 36.

4. Deutsches Glaubensleben.

- Arndt, Von der Gottesfurcht. II, 28.
Arndt, Lieder aus dem Katechismus für den deutschen Wehrmann. II, 29.
Arndt, Wer ist ein Mann? II, 34.
Arndt, Empor. II, 45.
Arndt, Himmelfahrt. II, 46.
Arndt, Gott hält die Wacht. II, 47.
Arndt, Grablied. II, 48.
Schenkendorf, Palmsonntag. II, 93.
Schenkendorf, Ostern. II, 94.
Schenkendorf, Christ, ein Gärtner. II, 95.
Schenkendorf, Sonntagsfrühe. II, 95.

5. Die deutsche Sprache.

- Schenkendorf, Muttersprache. II, 73.
Rückert, An unsere Sprache. II, 163.

6. Heimatglück.

- Arndt, Gruß der Heimat. II, 42.
Arndt, Heimweh nach Rügen. II, 44.
Rückert, Aus der Jugendzeit. II, 126.

B. Der Kampf für das Vaterland.

1. Beweggründe.

- Kleist, Was gilt es in diesem Kriege? I, 22.
Körner, Aufruf. II, 63.
Arndt, Vaterlandslied. II, 13.
Schenkendorf, Freiheit. II, 82.

2. Aufruf.

- Kleist, Germania an ihre Kinder. I, 25.
Körner, Aufruf. II, 63.
Kleist, Kriegslied der Deutschen. I, 25.
Fouqué, Kriegslied für die freiwilligen Jäger. I, 34.
Schenkendorf, Landsturm. II, 80.
Uhland, Vorwärts. I, 37.
Arndt, Gottes Krieger. II, 31.
Rückert, Geharnischte Sonette. II, 97.
Clauren, Der König rief. I, 20.

3. Pflicht.

- Körner, Brief an den Vater. II, 56.
Körner, Männer und Buben. II, 68.
Rückert, Der Mann ist wacker. II, 97.
Uhland, Lied eines deutschen Sängers. I, 36.
Körner, Abschied vom Leben. II, 60.

4. Weihe.

- Körner, Lied zur feierlichen Einsegnung. II, 58.
Arndt, Gebet bei der Wahrhaftmachung. II, 32.
Arndt, Wer ist ein Mann? II, 34.
Schenkendorf, Beichte. II, 91.

5. Die Waffenschmiede der Freiheit.

- Arndt, Der Waffenschmied der deutschen Freiheit. II, 18.
Arndt, Scharnhorst als Ehrenbote. II, 20.
Arndt, Scharnhorsts Persönlichkeit. II, 21.
Schenkendorf, Auf Scharnhorsts Tod. II, 83.
Arndt, Das Lied vom Stein. II, 22.
Arndt, Steins Persönlichkeit. II, 24.

6. Vorkämpfer und Vorbilder.

- Arndt, Das Lied vom Schill. II, 14.
Schenkendorf, Schill. II, 85.
Volkslied, Schills Freischar. I, 12.
Schenkendorf, Andreas Hofer. II, 86.
Mosen, Andreas Hofer. II, 166.
Eichendorff, An die Tiroler. I, 30.

- Kleist, An die Königin von Preußen. I, 28.
Körner, Vor Rauchs Büste der Königin Luise. II, 61.
Schenkendorf, Unsere Königin. I, 119.
Schenkendorf, Die Rosenknospen an ihre Königin. I, 120.
Schenkendorf, Auf den Tod der Königin. II, 84.
Fouqué, Die Siegeslichter. I, 35.
Volkslied, Abschied der Königin Luise. I, 13.

7. Die Helden des Kampfes.

- Arndt, Das Lied vom Feldmarschall. II, 16.
Arndt, Blüchers Persönlichkeit. II, 17.
Volkslied, Der letzte Gang. I, 19.
Eichendorff, Soldatenlied. I, 31.
Eichendorff, An die Lützowschen Jäger. I, 32.
Körner, Lützows wilde Jagd. II, 59.

8. Der Kampf.

- Körner, Bundeslied vor der Schlacht. II, 65.
Schenkendorf, Soldaten-Morgenlied. II, 81.
Körner, Schwertlied. II, 70.
Körner, Gebet während der Schlacht. II, 67.
Schenkendorf, Te Deum nach der Schlacht. II, 90.

9. Gedenkorte.

- Arndt, Das Lied vom Feldmarschall. II, 16.
Volkslied, Die Schlacht an der Ragbach. I, 18.
Arndt, Die Leipziger Schlacht. II, 17.
Rückert, Die Gräber zu Ottensen. II, 105.

C. Das Ziel des Kampfes.

- Arndt, Einheitshoffnung. II, 28.
Rückert, Barbarossa. II, 100.
Rückert, Deutschlands Heldenleib. II, 102.
Rückert, Die hohle Weide. II, 103.
Rückert, Die Straßburger Tanne. II, 104.
Rückert, Die drei Gefellen. II, 101.
Uhland, Am 18. Oktober 1816. I, 39.
Uhland, Die versunkene Krone. I, 41.
Eichendorff, An die Freunde. I, 33.
Schenkendorf, Erneuter Schwur. II, 92.
Becker, Der deutsche Rhein. II, 152.
Arndt, Das Lied vom Rhein. II, 26.
Arndt, Als Thiers die Welschen aufgerührt hatte. II, 27.



VI. Aufgaben.

1. Schilderung des Befreiungskampfes nach der patriotischen Lyrik.
2. Der Befreiungskampf — ein Kreuzzug.
3. Die Weihe zum Kampfe.
4. Das religiöse Element in den Freiheitsdichtungen.
5. Ein Morgen im Bivak der Freiheitskämpfer.
6. Das Wesen der Vaterlandsliebe.
7. Warum ist die Verteidigung des Vaterlandes eine notwendige Pflicht?
8. Weltbürgertum und Vaterlandsliebe.
9. Welche Tugenden muß ein echter Deutscher besitzen?
10. Welche Gegensätze bestehen zwischen den Deutschen und den Welschen?
11. Wo ist unser Vaterland?
12. Wesen und Wert der Freiheit.
13. Welcher Segen erwuchs dem deutschen Volke aus der Zeit der Erniedrigung?
14. Wie vollzog sich die Wiedergeburt des deutschen Volkes?
15. Welche Verdienste haben sich die Dichter um die Befreiung Deutschlands erworben?
16. Die Heimkehr des Kriegers.
17. Die Ehrung der Gefallenen.
18. Vaterländische Gedenkort.
19. Bedeutung der Schlacht bei Leipzig.
20. Charakterbild eines Helden.
21. Der Einheitsgedanke in der patriotischen Lyrik.
22. Welche Enttäuschungen brachte der Befreiungskampf?
23. Warum kann man Schenkendorf den Kaiserherold nennen?
24. Charakteristik der deutschen Sprache nach den Gedichten Schenkendorfs und Rückerts.
25. Schilderung des deutschen Landes und Volkes nach Schenkendorfs Gedichten.
26. Die historischen Volkslieder der Befreiungskriege.
27. Charakterbild der Königin Luise nach den Freiheitsdichtungen.
28. Warum kann man die Königin Luise den Schutzgeist des deutschen Volkes nennen?
29. Charakterbild Blüchers.
30. Vergleiche Blücher mit Napoleon!
31. Charakterbild Steins.
32. Charakterbild Scharnhorsts.
33. Scharnhorsts Verdienste um sein Vaterland.
34. Charakterbild Schills.
35. Andreas Hofer in der deutschen Dichtung.
36. Vergleiche Schill mit Andreas Hofer!



VII. Literatur.

A. Geschichtliche Darstellungen der Befreiungskriege.

1. **Geschichte der Befreiungskriege in Einzeldarstellungen.**
Solleben, Der Frühjahrsfeldzug 1813 bis zum Waffenstillstand. 1904. Lnb. 14 M.
Friederich, Der Herbstfeldzug 1813. I. Bd. 1902, Lnb. 16 M.; II. Bd. 1904, Lnb. 15 M.; III. Bd. 1905, Lnb. 15 M.
Janson, Der Feldzug 1814 in Frankreich. I. Bd. 1903, Lnb. 13 M.; II. Bd. 1905, Lnb. 16 M.
Lettow-Vorbeck, Napoleons Untergang 1815. I. Bd. 1904, Lnb. 16 M.; II. Bd. 1906, Lnb. 10 M.
2. **Clausewitz**, Der Feldzug 1812 in Rußland und die Befreiungskriege 1813/15. 1906. Lnb. 7 M.
3. **Beitzke**, Geschichte der deutschen Freiheitskriege 1813—14. 2 Bde. 4. Aufl. 1882/83. Lnb. 9 M.
4. **Dieff**, Aus der Zeit der Not und Befreiung Deutschlands in den Jahren 1806—1815. 1905. Lnb. 5,50 M.
5. **Neubauer**, Preußens Fall und Erhebung 1806—15. Lnb. 12 M.
6. **C. von der Goltz**. Von Roßbach bis Jena und Auerstedt. 2. A. 1906. Lnb. 11,50 M.
7. **Häußler**. Deutsche Geschichte. Vom Tode Friedrichs des Großen bis zur Gründung des deutschen Bundes. 4 Bde. 4. A. 1869. Hbfzb. 25,25 M.
8. **Oncken**, Das Zeitalter der Revolution, des Kaiserreichs und der Befreiungskriege. I. Bd. 1884. Hbfzb. 22 M.; II. Bd. 1886. Hbfzb. 24 M.
9. **Spielmann**, Aufgang aus Niedergang. Gemeinverständliche Darstellung der Ereignisse des Jahrzehnts 1805 bis 1815. 1906. Lnb. 4,20 M.
10. **Treitshke**, Deutsche Geschichte im 19. Jahrhundert. 5 Bde. I. Bd. Bis zum zweiten Pariser Frieden. 7. A. 1904. Hbfzb. 13 M.
11. **Meinecke**, Das Zeitalter der deutschen Erhebung. Velhagen und Klasing, Monographie. 4 M.
12. **Lenz**, Napoleon. Monographie. 4 M.
13. **Pflugk-Hartung**, Revolution und Kaiserreich. 12 M. Hierzu als Ergänzung: Das Erwachen der Völker. 12 M.
14. **Fournier**, Napoleon I. I. Bd. 1904. Lnb. 5 M.; II. Bd. 1905. Lnb. 6 M.; III. Bd. 1906. Lnb. 6 M.
15. **Vork von Wartenburg**, Napoleon als Feldherr. 2 Bde. in 1 Bd. 3. A. 01. Hbfzb. 20 M.
16. **Lehmann**, Freiherr von Stein. 3 Bde. I. Vor der Reform. 1902. Hbfzb. 12,50. II. Die Reformjahre 1807/1808. 1903. Hbfzb. 14,50 M. III. Nach der Reform. 1808—1831. 1905. Hbfzb. 13,50 M.
17. **Delbrück**, Das Leben des Feldmarschalls Grafen Neithardt von Gneisenau. 2. A. 1894. Lnb. 11 M.
18. **Lonke**, Königin Luise. 1903. Lnb. 8 M.
19. **Adami**, Luise, Königin von Preußen. 18. A. 1906. Lnb. 6 M.
20. **Petersdorff**, Königin Luise. 1903. Lnb. 3 M.
21. **Lignitz**, Scharnhorst. Hblnb. 2 M.
22. **Droysen**, Leben des Feldmarschalls Vork von Wartenburg. 2 Bde. in 1 Bd. 10. A. 1897. Lnb. 8 M.
23. **Voß**, Vork. Hblnb. 2 M.
24. **Schultheiß**, Jahn. 1894. Lnb. 3,20 M.
25. **Nettelbeck**, Bürger zu Kolberg. Eine Lebensbeschreibung von ihm selbst. Reclam, Lnb. 1,50 M. Spemann, Lnb. 2 M.

B. Die patriotische Dichtung der Befreiungskriege.

1) Allgemeine Darstellungen.

1. **Heinrich Pröhle**, Kriegsdichter des Siebenjährigen Krieges und der Freiheitskriege. Leipzig, 1857. 0,60 M.
2. **Wilhelm Herbit**, Die deutsche Dichtung im Befreiungskriege. Mainz, 1859. 0,75 M.
3. **Karl Frenzel**, Dichter und Frauen. Hannover, 1860. 4 M.
4. **Alexander Baldi**, Das deutschpatriotische und nationale Lied und seine Bedeutung 1813 bis 1870. Bamberg, 1871.
5. **Franz Schnorr von Carolsfeld**, Zur Geschichte der politischen Literatur Deutschlands 1806—1808. Grenzboten, 1871.
6. **Max Jähns**, Der Vaterlandsgedanke in der deutschen Dichtung. Berlin, 1896. 2 Bde. 4 M.
7. **Julius Ziehen**, Die Dichtung der Befreiungskriege. Dresden, 1896. 0,70 M.
8. **J. Knipfer**, Die Dichter der Befreiungskriege und die Lieder des deutsch-französischen Kriegs. Altenburg, 1897. 2,50 M.
9. **Hermann Kletke**, Deutschlands Kriegs- und Siegesjahre 1809—1815 im Liede deutscher Dichter. Berlin, 1859. 1,40 M.
10. **Otto Ed. Schmidt**, Lieder der Deutschen aus den Zeiten der Freiheitskriege und der Kämpfe um die nationale Einheit. Leipzig, 1895. 0,85 M.
11. **Harnack**, Goethe in der Epoche seiner Vollendung. 1805—1832. Leipzig, 1901. 6,00 M.
12. **Harnack**, Schiller. Berlin, 1905. 7 M.

2) Die Dichter der Befreiungskriege.

a. Ernst Moritz Arndt.

Werke Arndts.

1. Germania und Europa. Altona, 1803.
2. E. M. Arndts Reisen. 2. Aufl. Leipzig, 1804. (Zuerst einzeln veröffentlicht: Bruchstücke aus einer Reise von Bayreuth bis Wien im Sommer 1798. Leipzig, 1801. — Bruchstücke aus einer Reise durch einen Teil Italiens im Herbst und Winter 1798 und 1799. Leipzig, 1801. — Bruchstücke einer Reise durch Frankreich im Frühling und Sommer 1799. Leipzig, 1802, 03).
3. Gedichte Arndts. Seine ersten Gedichte wurden im Göttinger Musenalmanach für 1793 und 1799 und im Bergischen Taschenbuch von 1798 bis 1804 veröffentlicht. Sammlungen: Rostock und Leipzig, 1803. — Greifswald, 1811. — Vollst. Sammlung: Berlin, 1860.
4. Der Storch und seine Familie. Greifswald, 1804.
5. Versuch einer Geschichte der Leibeigenschaft in Pommern und Rügen. Berlin, 1803.
6. Fragmente über Menschenbildung. Teil 1 und 2: Altona, 1805. Teil 3: Altona, 1819.
7. E. M. Arndts Reisen durch Schweden. Berlin, 1806.
8. Geist der Zeit. I. Bd. o. D. (Altona) 1806; II. Bd. (angeblich) in London, 1809; III. Bd. Berlin, 1813; IV. Bd. Berlin, 1818.
9. Kurzer Katechismus für teutsche Soldaten, nebst einem Anhang von Liedern. (St. Petersburg) 1812.
10. Was bedeutet Landsturm und Landwehr? Königsberg, 1813.
11. Der Rhein, Deutschlands Strom, aber nicht Deutschlands Gränze. o. D., 1813.
12. Märchen und Jugenderinnerungen. Berlin, 1818. I. Teil, 2. Ausg. 1842; II. Teil 1843.

13. Von dem Wort und dem Kirchenliede nebst geistlichen Liedern. Bonn, 1819.
14. Ein abgenötigtes Wort aus seiner Sache zur Beurteilung derselben. Altenburg und Leipzig, 1821.
15. Erinnerungen aus dem äußern Leben. Leipzig, 1840.
16. Schriften für und an meine lieben Deutschen. Leipzig, 1845 bis 1855.
17. Geistliche Lieder. Berlin, 1855.
18. Meine Wanderungen und Wandlungen mit dem Reichsfreiherrn von Stein. Berlin, 1858.

Werke über Arndt.*

1. **Eduard Langenberg**, Ernst Moriz Arndt. Sein Leben und seine Schriften. Bonn, 1865. 4 M.
2. **Wilhelm Baur**, Ernst Moriz Arndts Leben, Taten und Meinungen. Zwickau, 1861. 5. Aufl. Hamburg, 1882.
3. **Daniel Schenkel**, E. M. Arndt. Elberfeld. 1866. Gebd. 3 M.
4. **Ferdinand Schmidt**, E. M. Arndt, ein Lebensbild. Berlin, 1869. 0,75 M.
5. **Hermann Rehbein und Robert Keil**, E. M. Arndt. Ein Buch für das deutsche Volk. Lahr, 1861.
6. **Alex. von Versen**, Des alten und treuen Wächters am Rhein, Professors E. M. Arndt, Leben und Wirken, nebst einigen interessanten Korrespondenzen des großen Verstorbenen. Dem deutschen Volke gewidmet. Danzig, 1861. 0,60 M.
7. **Theodor Gesky**, E. M. Arndt. Halle, 1870. 0,30 M.
8. **Heinrich Meisner und Robert Geerds**, Ernst Moriz Arndt, ein Lebensbild in Briefen, nach ungedruckten Originalen. Berlin, 1898.
9. **Heinrich Meisner**, E. M. Arndt und Charlotte Quistorp. Nord u. Süd, Juli 1896.
10. **Heinrich Meisner**, E. M. Arndt im Parlament. Deutsche Revue, Dezember 1896.

b. Theodor Körner.

Werke Körners.

1. Knospen. Leipzig, bei Georg Joachim Göschen, 1810.
2. Leyer und Schwerdt von Theodor Körner, Lieutenant im Lühowschen Freikorps. Einzige rechtmäßige, von dem Vater des Dichters veranstaltete Ausgabe. Berlin, 1814. In der Nicolaischen Buchhandlung.
3. Theodor Körners poetischer Nachlaß. Leipzig, bey Johann Friedrich Hartnoch, 1814 und 1815. 7. Aufl. 1829. Inhalt: I. Friny und Rosamunde. II. Vermischte Gedichte und Erzählungen; eine Charakteristik des Dichters von C. A. Tiedge und biographische Notizen über ihn von dem Vater des Berewigten.
4. Dramatische Beyträge. Von dem Vater des Verfassers besorgte Ausgabe. Berlin, 1815.
5. Sämtliche Werke Theodor Körners. Im Auftrage der Mutter des Dichters herausgegeben und mit einem Vorwort begleitet von Karl Streckfuß. Rechtmäßige Gesamt-Ausgabe in einem Bande. Berlin, 1834, Nicolaische Buchhandlung.
6. Sämtliche Werke Theodor Körners. Im Auftrage der Mutter des Dichters herausgegeben und mit einem Vorwort begleitet von Karl Streckfuß. Einzige rechtmäßige und vollständige Gesamt-Ausgabe in vier Bänden. Berlin, 1838, Nicolaische Buchhandlung.

* Vgl. über weitere Quellen: Goedeke, Grundriß zur Geschichte der deutschen Dichtung. VII. Bd., S. 815—820.
Heinrich Meisner, Eine Arndt-Bibliographie. Zeitschrift für Bücherfreunde, 1897.

Werke über Körner.

1. **Ludwig Bauer**, Karl Theodor Körners Leben, dem Volke und der Jugend gewidmet. Stuttgart, 1883.
2. **Gotthold Kreyenberg**, Theodor Körner. Dresden, 1891.
3. **B. Rogge**, Theodor Körner, ein Sänger und ein Held. Wittenberg, 1891.
4. **Fritz Frenzel**, Theodor Körner, Dichter und Held in den Kämpfen des Lützowschen Freikorps. Leipzig, 1891.
5. **Emil Peschel und Eugen Wildenow**, Theodor Körner und die Seinen. 2 Bde. Leipzig, 1898.
6. **Emil Peschel**, Körner-Bibliographie. Leipzig, 1891.
7. **Adolf Kohut**, Theodor Körner. Sein Leben und seine Dichtungen. Berlin, 1891.
8. **Heinrich Bilschhoff**, Theodor Körners Triny nebst einer allgemeinen Übersicht über Th. Körner als Dramatiker. Leipzig, 1891.
9. **Friedrich Latendorf**, Theodor Körner und Toni Adamberger. Begrüßungsschrift zur 37. Philologenversammlung 1884.
10. **Jaden**, Theodor Körner und seine Braut. Dresden, 1896.
11. **Adolf Hauffen**, Theodor Körner. Prag, 1891.
12. **Rudolf Brockhaus**, Theodor Körner. Leipzig, 1891.
13. **Adolf Brecher**, Napoleon I. und der Überfall des Lützowschen Freikorps bei Rügen am 17. Juni 1813. Berlin, 1897.
14. **Gustav Edgar Reinhard**, Schillers Einfluß auf Theodor Körner. Leipz. Dissertation. Neu-Ruppin, 1899. Straßburg, 1899.
15. **H. Welsmann**, Theodor Körners Leier und Schwert, vom biographischen, ästhetischen und kulturgeschichtlichen Standpunkte aus betrachtet. 1891.

c. Max von Schenkendorf.

Werke Schenkendorfs.

1. Ein Beispiel von der Zerstörungssucht in Preußen. Berlinische Zeitung für gebildete, unbefangene Leser. 1803. Jahrgang 2 Nr. 32 vom 26. August. Beilage 3. Wieder abgedruckt bei Hagen, Schenkendorfs Leben. Berlin, 1863.
2. *Vesta*. Für Freunde der Wissenschaft und Kunst. Herausgegeben von Ferdinand Frhr. v. Schrötter und Max v. Schenkendorf. Königsberg, 1807.
3. *Studien*. 1. Heft, herausgegeben zur Unterstützung der abgebrannten Stadt Heiligenbeil in Ostpreußen von Ferdinand Max Gottfried Schenk von Schenkendorf. Berlin, 1808.
4. Lobgesang. Ledeum nach der Schlacht bei Leipzig. (Deutsche Blätter. Leipzig bei Brockhaus, 3. Dezember 1813).
5. Die Musen, von Fouqué und Neumann. Jahrgang 1814. a) Szene aus der Schlacht bei Lützen, b) Auf Scharnhorsts Tod, c) Romanze von dem Prinzen von Hessen.
6. Rheinischer Merkur, herausgegeben von J. Görres. Koblenz, 1814. Jahrgang 1. a) Das Lied von den drei Grafen, b) Das Lied vom alten Helden, c) Andreas Hofer, d) An das Haus Habsburg, e) Der Stuhl Karls des Großen, f) Beichte.
7. Morgenblatt 1814, Nr. 303 vom 20. Dezember. a) Soldaten-Morgenlied, b) Das Eisene Kreuz.
8. Christliche Gedichte. Frommen Jungfrauen und Mägdelein zur Weihnachtsgabe. v. D. u. Berl., 1814. Darin 24 Gedichte, z. B. „Ein Gärtner geht im Garten“, „Muttersprache, Mutterlaut“, „In die Ferne möcht' ich ziehen.“
9. Max von Schenkendorfs Gedichte. Stuttgart und Tübingen in der Cottaschen Buchhandlung, 1815.

10. Die Hesperiden. Blüten und Früchte aus der Heimat der Poesie und des Gemüts. Herausgegeben von Graf von Loeben. Leipzig, 1816.
a) In der Fremde, b) An Jakob Böhmes Grab, c) Andreas Hofer.
11. Cornelia für 1816—1817—1818—1820—1821—1827. Im letzteren Jahrgang „Palmsonntag“.
12. Max von Schenkendorfs poetischer Nachlaß. Berlin, bey Gustav Eichler, 1832. Besorgt durch Georg Phillips.
13. Max von Schenkendorfs sämtliche Gedichte. Erste vollständige Ausgabe. Besorgt durch Friedrich Lange. Berlin, 1837. Dritte Auflage mit Lebensabriß und Erläuterungen von A. Hagen. Stuttgart, 1862. Fünfte Auflage 1878.
14. Neudrucke von Schenkendorfs Gedichten: Kürschners National-Literatur, Reclams Universal-Bibliothek, Händels-Bibliothek der Gesamtliteratur, Meyers Volksbücher.

Werke über Schenkendorf.

1. August Hagen, Max von Schenkendorfs Leben, Denken und Dichten. Berlin, 1863.
2. C. Heinrich, Max von Schenkendorf, ein Sänger der Freiheitskriege. Hamburg, 1886.
3. Emil Knaake, Max von Schenkendorf, der deutsche Kaiserherold. Tilsit, 1890.
4. Wilhelm Baur, Walter von der Vogelweide und Max von Schenkendorf, die Kaiserherolde. (Lebensbilder aus der Geschichte der Kirche und des Vaterlandes). Bremen und Leipzig, 1887.
5. P. Baehr, Max von Schenkendorf als patriotischer Dichter in seinen Liedern. Eine literarhistorische Skizze. Halle, 1888.
6. Emil Knaake, Die wirtschaftlichen Zustände Ostpreußens und Litauens am Anfange dieses Jahrhunderts mit besonderer Rücksicht auf die Familie von Schenkendorf. (Mitteilungen der Litauischen literarischen Gesellschaft. 1888, Band 3).
7. Emil Knaake, Neue Beiträge zu einer Lebensbeschreibung Max v. Schenkendorfs. (Mitteilungen der Litauischen lit. Gesellschaft. 1894, Bd. 4).
8. K. Wacker, Max von Schenkendorf am Rhein und in Aachen. (Aus Aachens Vorzeit. 1898. Nr. IX).
9. Gustav Thureau, Die Musik zu Max von Schenkendorfs Gedichten. (Altpreußische Monatschrift 1898. Band 35, Heft 3/4).

d. Friedrich Rückert.

Werke Rückerts.

1. Deutsche Gedichte von Freimund Reimar. Heidelberg, 1814.
12 kriegerische Spott- und Ehrenlieder, 24 geharnischte Sonette (1. Abt.), noch vier Kriegslieder, 20 geharnischte Sonette (2. Abt.).
2. Napoleon. Politische Komödie in drei Stücken von Freimund Reimar.
1. Stück: Napoleon und der Drache. Stuttgart und Tübingen, 1815. —
2. Stück: Napoleon und seine Fortuna. Stuttgart und Tübingen, 1818. —
3. Stück: Napoleon, der Untenkönig (Nicht erschienen).
3. Friedrich Rückerts Kranz der Zeit. 2. Band. Stuttgart und Tübingen, 1817. (Als 1. Bd. betrachtete er die „deutschen Gedichte“).
4. Östliche Rosen. Drei Lese. Leipzig, 1822.
5. Amaryllis. Ein ländliches Gedicht, geschrieben 1812. Frankfurt, 1825.
6. Die Verwandlungen des Abu Seid von Serug oder die Makamen des Hariri in freier Nachbildung. Erster Teil bei Cotta, 1826. (Makame 1—24), zweite vervollst. Ausgabe in 2 Bänden; 43 Makamen. Stuttgart, 1837.

7. *Kal und Damajanti*. Eine indische Geschichte, bearbeitet Frankfurt, 1828.
8. *Hebräische Propheten*, übersetzt und erläutert von Friedrich Rückert. Leipzig, 1831.
9. *Schi-Ring*. Chinesisches Liederbuch, gesammelt von Confucius, dem Deutschen angeeignet von Friedrich Rückert. Altona, 1833.
10. *Gesammelte Gedichte*. I. Teil. Erlangen, 1834. — II. Teil. Erlangen, 1836. — III. Teil. Erlangen, 1837. — IV. Teil. Erlangen, 1837. — V. Teil. Erlangen, 1838. — VI. Teil. Erlangen, 1838.
11. *Die Weisheit des Brahmanen*, ein Lehrgedicht in Bruchstücken. Leipzig, 1836—39.
12. *Sieben Bücher morgenländischer Sagen und Geschichten*. Stuttgart, 1837. 1. Buch: Umbildung biblischer Geschichten. — 2. Buch: Mythen und Überlieferungen. — 3. Buch: Arabische Stammsagen. — 4. Buch: Persische und benachbarte Sagen und Geschichten. — 5. Buch: Aus den Zeiten der früheren Kalifen. — 6. Buch: Aus den Zeiten der späteren Kalifen und der weltlichen Herrscher. — 7. Buch: Vermischte Erzählungen.
13. *Erbauliches und Beschauliches aus dem Morgenlande*. Berlin, 1837—38.
14. *Kostem und Suhrab*. Eine Heldengeschichte in 12 Büchern. Erlangen, 1838.
15. *Brahmanische Erzählungen*. Leipzig, 1839.
16. *Leben Jesu*. Evangelien-Harmonie in gebundener Rede. Stuttgart und Tübingen, 1839.
17. *Gedichte*. Auswahl des Verfassers. In einem Bande. Frankfurt, 1841.
18. *Gesammelte Gedichte*. 3 Teile. Frankfurt, 1843.
19. *Die Weisheit des Brahmanen*, ein Lehrgedicht in Bruchstücken. Neue Ausgabe in einem Bande. Leipzig, 1843.
20. *Amrillais, der Dichter und König*. Sein Leben, dargestellt in seinen Liedern, aus dem Arabischen übertragen. Stuttgart, 1843.
21. *Saul und David*, ein Drama der heiligen Geschichte. Erlangen, 1843.
22. *Herodes der Große*, in zwei Stücken. Stuttgart, 1844. I. Herodes und Mariamme. II. Herodes und seine Söhne.
23. *Kaiser Heinrich IV*. Drama. Frankfurt, 1844.
24. *Liebesfrühling*. Frankfurt, 1844. (Separatausgabe).
25. *Das Leben der Hadumod*, erster Abtissin des Klosters Gandersheim, Tochter des Herzogs Ludolf von Sachsen, beschrieben von ihrem Bruder Agius, in zwei Teilen, Prosa und Versen, aus dem Lateinischen von Friedrich Rückert. Stuttgart, 1845.
26. *Cristoforo Colombo*, oder die Entdeckung der neuen Welt. Geschichtsdrama in 3 Teilen. Frankfurt, 1845.
27. *Hamâsa*, oder die ältesten arabischen Volkslieder, gesammelt von Abu Temmam, übersetzt und erläutert. In 2 Teilen. Stuttgart, 1846.
28. *Liebesfrühling*. Erste Prachtausgabe. Frankfurt, 1858.
29. *Ein Duzend Kampflieder für Schleswig-Holstein* von F—r. Leipzig, 1863.
30. *Lieder und Sprüche aus dem Iyrischen Nachlasse von Fr. Rückert*. Frankfurt, 1867.
31. *Aus Friedrich Rückerts Nachlaß*. Herausgegeben von Heinrich Rückert. Leipzig, 1867.
32. *Friedrich Rückerts gesammelte poetische Werke*. Frankfurt, 1867 bis 1869. 12 Bände. Mit 2 Porträts in Stahlstich und einem Anhang: Nachrichten aus des Dichters Leben von Dr. K. Beyer.
33. *Friedrich Rückerts Kindertotenlieder*. Frankfurt, 1872.
34. *Saadis Bostan*, aus dem Persischen übersetzt von Friedrich Rückert, herausgegeben von W. Bertsch. Leipzig, 1882.
35. *Poetisches Tagebuch von Friedrich Rückert 1850—66*, herausgegeben von Marie Rückert. Frankfurt, 1888.

36. Der Koran. Im Auszuge übersezt von Friedrich Rückert, herausgegeben von August Müller. Frankfurt, 1888.
37. Firdusis Königsbuch (Schahnameh), übersezt von Friedrich Rückert, herausgegeben von E. A. Bayer, Berlin, 1890.

Werke über Rückert.

1. Dr. K. Beyer, Friedrich Rückerts Leben und Dichtungen. Koburg, 1866.
2. Dr. K. Beyer, Neue Mitteilungen über Friedrich Rückert und Kritische Gänge und Studien.
3. Dr. K. Beyer, Friedrich Rückert, ein biographisches Denkmal. Mit vielen bis jetzt ungedruckten und unbekanntem Aktenstücken, Briefen und Poesien Friedrich Rückerts. Frankfurt, 1868.
4. W. A. Passow, Über Rückerts Lehrgedicht „Die Weisheit des Brahmanen“ Meiningen, 1840.
5. K. Fortlage, Friedrich Rückert und seine Werke. Frankfurt, 1867.
6. Franz Kern, Friedrich Rückerts Weisheit des Brahmanen. Berlin, 1885.
7. K. Kühner, Dichter, Patriarch und Ritter, Wahrheit zu Rückerts Dichtung. Frankfurt, 1869.
8. Symons, Zu Rückerts Verkunst. Berlin, 1876.
9. R. Boxberger, Rückert-Studien. Gotha, 1878.
10. Georg Voigt, Friedrich Rückerts Gedankenlyrik nach ihrem philosophischen Inhalt dargestellt Annaberg, 1881.
11. Ernst Koch, Die Sage von Kaiser Friedrich im Kyffhäuser. Leipzig, 1886.
12. Paul de Lagarde, Erinnerungen an Friedrich Rückert. Göttingen, 1886.
13. B. Suphan, Friedrich Rückert, Vortrag. Weimar, 1888.
14. Franz Muncker, Friedrich Rückert. Bamberg, 1890.
15. L. Neubauer, Die Quelle zu Rückerts Chidher.
16. Gustav Hausmann, Luise Rückert. Dresden, 1898.

e. Historische Volkslieder.

1. Franz Wilhelm von Ditsfurth, Die historischen Volkslieder vom Ende des siebenjährigen Krieges 1763, bis zum Brande von Moskau 1812. Berlin, Lipperheide. 1872.
2. Franz Wilhelm von Ditsfurth, Die historischen Volkslieder der Freiheitskriege, von Napoleons Rückzug aus Rußland 1812, bis zu dessen Verbannung nach St. Helena 1815. Berlin, Lipperheide, 1871.
3. Fr. Leonard von Soltau, Einhundert deutsche historische Volkslieder. Leipzig, Wilhelm Schrey. 1845.
4. S. R. Hildebrand, F. L. von Soltaus deutsche historische Volkslieder, zweites Hundert. Leipzig, Gustav Mayer. 1856.

